

ICH WAR JACK FALCONE

WIE ICH ALS **FBI-GEHEIMAGENT**
EINEN **MAFIACLAN** ZERSCHLUG



riva

JOAQUIN »JACK« GARCIA
mit **MICHAEL LEVIN**

Joaquin »Jack« Garcia
mit Michael Levin

ICH WAR JACK FALCONE

Joaquin »Jack« Garcia
mit **Michael Levin**

ICH WAR JACK FALCONE

**Wie ich als FBI-Geheimagent einen
Mafiaclan zerschlug**

riva

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://d-nb.de> abrufbar.

Für Fragen und Anregungen:

joaquinagarcia@rivaverlag.de

3. Auflage 2012

© 2009 by riva Verlag, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH

Nymphenburger Straße 86

D-80636 München

Tel.: 089 651285-0

Fax: 089 652096

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2008 bei Simon & Schuster, Inc., New York, unter dem Titel *Making Jack Falcone. An Undercover FBI Agent Takes Down a Mafia Family*. © 2008 by Jack Garcia. All rights reserved. Published by arrangement with Simon & Schuster, Inc.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Übersetzung: Martin Rometsch

Redaktion: Christine Oschmann

Umschlaggestaltung: Emma Ewbank

Umschlagabbildung: Sean Murphy/Getty Images

Layout und Satz: satz & repro Grieb, München

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-86883-286-0

ISBN E-Book (PDF) 978-3-86413-464-7

ISBN E-Book (EPUB, Mobi) 978-3-86413-465-4

Weitere Informationen zum Thema finden Sie unter: —————

www.rivaverlag.de

Beachten Sie auch unsere weiteren Verlage unter
www.muenchner-verlagsgruppe.de

*Für meine liebevolle Frau und meine kostbare Tochter,
meine wundervollen Eltern, meine Familie und meine Freunde –
ich danke euch für eure Ermutigung, eure Unterstützung,
eure Inspiration und euer Verständnis im Laufe der Jahre.*

*Für all die Männer und Frauen bei den Justizbehörden,
die als verdeckte Ermittler arbeiten und dabei täglich ihr Leben aufs
Spiel setzen – möge Gott über euch wachen und euch behüten.*

Nessun dorma! Nessun dorma!

...

*Ma il mio mistero è chiuso in me,
Il nome mio nessun saprà!
No, no, sulla tua bocca lo dirò,
Quando la luce splenderà!*

*Ed il mio bacio scioglierà.
Il silenzio che ti fa mio!*

Keiner schlafe! Keiner schlafe!

...

Doch mein Geheimnis wahr't mein Mund,
den Namen tu' ich keinem kund!
Nein, nein, auf deinen Lippen sag ich ihn,
sobald die Sonne scheinen wird!

Mein Kuss allein soll dieses Schweigen lösen,
durch das du mein wirst!

»Nessun dorma«, *Turandot*, Puccini

TEIL EINS

Einführung

PROLOG

Die Schlacht bei Bloomingdale's

Petey Chops drückte nicht ab.

Und wenn er nicht bald handelte, würde man ihn umlegen.

Bei der Mafia, auch Mob genannt, bedeutet »abdrücken«, das Geld mit seinen Vorgesetzten im Mafiaclan (in der »Familie«) zu teilen, das man mit Kreditwucher, Baubetrug, illegalen Glücksspielen und Lotterien, Prostitution, Drogen, gestohlenem Schmuck, Artikeln für Sportfans, Internetpornografie oder anderen kriminellen Aktivitäten verdient. Peter »Petey Chops« Vicini leitete ein sehr erfolgreiches Glücksspiel- und Lotteriegeschäft in der Bronx, das ihm Millionen Dollar einbrachte. Als Mobster oder initiiertes Mitglied des Gambino-Clans war er dafür verantwortlich, dass alle ihren Anteil an diesem Reichtum erhielten: sein Capo oder Captain – der Mann, der ihm übergeordnet war, sowie die »Regierung« der Familie – der Boss, seine rechte Hand und sein Berater.

Niemand darf einem Gambino oder einem Lucchese oder dem Mitglied einer anderen Familie, aus denen die New Yorker Cosa Nostra besteht, in die Quere kommen. Niemand darf in sein Revier eindringen, ihm Erpressungssopfer wegschnappen oder bei anderen Geschäften stören. Aber der Schutz eines MafiACLANS hat seinen Preis. Der Mafiasoldat – so heißt das »einfache Mitglied« – muss abdrücken. Was er verdient, muss er mit den Leuten teilen, die über ihm stehen. Außerdem muss ein Mafiasoldat seinen Vorgesetzten regelmäßig Bericht erstatten. Manche Capos bestehen auf täglichen Treffen. Und der Soldat tut gut daran, bei seinem Capo abzu-

drücken. Wer das versäumt, begeht in der Mafia ein Kapitalverbrechen, und Petey Chops hatte seine Pflicht schon monatelang nicht mehr erfüllt. Er versteckte sich vor den anderen Mafiosi.

Chef der Gambinos war Arnold »Zeke« Squitieri, ein Mafioso vom alten Schlag, der das Rampenlicht so sehr scheute, wie sein illustrierter Vorgänger John Gotti es gesucht hatte. Squitieri war wegen Drogenhandels verurteilt – so viel zum »Kodex« der Mafia, der angeblich Drogengeschäfte verbietet. Squitieri hatte Petey Chops einem anderen Mafioso der alten Schule unterstellt: Greg DePalma, der seit den neunziger Jahren ein Gambino-Capo und seit 1977 initiiertes Clanmitglied war. Greg war Anfang 70, als er aus dem Gefängnis entlassen wurde; er hatte gesessen, weil er den Stripclub Scores in Manhattan erpresst hatte, den der Radio-Discjockey Howard Stern berühmt gemacht hatte.

Die Mafia und das FBI hielten Greg für ein Relikt, einen abgehalfterten Typen oder, in der blumigen Sprache der Mafia, für einen kaputten Koffer. Aber Greg war alles andere als eine gescheiterte Existenz. Wenige Monate nach seiner Entlassung war er bei den Gambinos wieder obenauf. So sehr, dass Squitieri, das Familienoberhaupt, Greg mit zahlreichen Aufgaben betraute. Unter anderem hatte er den Gambino-Elitesoldaten und Goldesel Petey Chops zu beaufsichtigen und von ihm Geld einzutreiben.

Petey Chops war für Greg ein Dorn im Auge geworden. Er spürte einfach nicht und hatte immer eine Ausrede. Er pflegte zu sagen: »Greg, ich kann dich nicht treffen. Man beobachtet mich. Gegen mich laufen Ermittlungen. Ich möchte kein Risiko eingehen.«

»Ach was«, erwiderte Greg dann. »Wir werden alle beobachtet! Und jetzt bring mir sofort das Geld!«

Aber Petey kam nicht.

Monate vergingen. DePalma war Peteys Gejammer allmählich leid. Schließlich hatte er eine Idee.

Er fand heraus, dass Petey Chops und seine Freundin jeden Montagabend um sechs ins Buffet-Restaurant im Kaufhaus Bloomingdale's in White Plains essen gingen. Am 22. Februar – es war zufällig der President's Day, der Nationalfeiertag – beschloss der Alte, wie Greg genannt wurde,

Petey zusammen mit seinem Gambino-Soldaten Robert Vaccaro und mir bei Bloomingdale's abzapfen und Klartext mit ihm zu reden.

Wer ich bin? Ein verdeckter FBI-Ermittler, dem es gelungen war, Greg DePalmas Bande zu unterwandern. Er hielt mich für Jack Falcone, einen Juwelendieb aus Südflorida, und er hatte mich in seine Gang aufgenommen. Er ahnte nicht, dass ich erst der zweite FBI-Agent in der Geschichte war, den das FBI für längere Zeit tief in die Mafia hatte einschleusen können. Der erste war Joe Pistone in der Rolle des Donnie Brasco.

Ich wusste, dass die Sache an Greg lagte; denn Geld war ihm wichtig. Außerdem ging es ums Prinzip – jemand profitierte von seiner privilegierten Stellung im organisierten Verbrechen und teilte seinen Reichtum nicht. Ein fataler Fehler.

An diesem Feiertag saßen Greg, Vaccaro und ich im Restaurant La Villetta in Larchmont, New York. Greg wandte sich mir zu und krächzte: »Hör mal, wir machen einen Ausflug.«

Wie gewöhnlich verschwieg er mir den Anlass unserer Fahrt. In solchen Momenten war ich immer ein wenig nervös, weil ich die Lage nicht im Griff hatte. Man konnte mich überall hinbringen – zum Schauplatz eines Mordes oder sogar an mein eigenes Grab. Ich wusste es nie.

»Wohin fahren wir?«, fragte ich und versuchte, meine Besorgnis zu verbergen.

»Kümmere dich nicht darum«, sagte der Alte. »Wir fahren nach White Plains.«

Was sollte ich tun? Damals fuhr ich einen Hummer, passend zu meiner Rolle als erfolgreicher Juwelendieb aus Südflorida. FBI-Agent Bim Liscomb, ein Mitglied des FBI-Überwachungsteams, deckte mich. Wir sahen beide nicht wie Agenten aus. Bim war Afroamerikaner, korpulent, und er trug einen Bart, was zu J. Edgar Hoovers Zeit verpönt war. Damals genügten drei Verstöße gegen die FBI-Regeln, und man flog raus. Ich hatte mich für ihn als Bewacher entschieden, weil er überhaupt nicht wie ein Agent aussah und weil er keines dieser brandneuen Autos mit getönten Scheiben fuhr, mit denen Überwachungsteams immer wieder aufflogen. Wie ich aussehe? Ich bin eins 93 groß, wiege 177 Kilo und sehe ebenfalls nicht wie ein FBI-Agent aus.

Wir verließen La Villetta und stiegen in meinen Hummer. Ich konnte nicht ans Telefon gehen und sagen: »Bim, ich fahre nach White Plains. Fahr mir nach.« Stattdessen hoffte ich, dass er uns in meinem H2 wegfahren sah und uns diskret folgte. Wie üblich fuhr ich langsam, um meinen Beschatter nicht zu verlieren. Meine Trägheit am Lenkrad brachte Greg immer in Rage.

»Du fährst wie ein altes Weib!«, beschwerte er sich. »Beeil dich, Jackie-boy! Verdammt, du brauchst ja 'ne Stunde, wenn ich 'ne halbe brauche!«

»Ich fahre immer langsam«, erklärte ich ihm. »Wegen der Erinnerungen an einen Unfall, den ich als Kind hatte.«

Hätte Greg es eilig gehabt, hätte er gesagt: »Unsere Zeit ist knapp. Reiß dich gefälligst zusammen!« Dann hätte ich ihm gehorcht und so getan, als hätte ich mich verfahren, nur um es ihm heimzuzahlen. Aber diesmal passierte das nicht. Wir saßen alle in einem Auto, und ich wusste immer noch nicht, worum es ging.

Unterwegs klärte Greg uns endlich auf.

»Wir fahren zu Bloomingdale's«, sagte er, »und suchen diesen Schleimer Petey Chops.«

Okay, heute sollte ich also nicht umgelegt werden. Das war beruhigend. Aber warum suchten wir in einem Kaufhaus einen aufmüpfigen Mafiasoldaten? Greg rückte keine weiteren Informationen heraus, und als Mitglied seiner Gang stand es mir nicht zu nachzufragen.

Wir kamen bei Bloomingdale's an und wussten nicht, wo zum Teufel das Restaurant war. Wir waren von Haushaltsartikeln und Teppichen umgeben. Natürlich gehörten wir nicht zu den Leuten, die mit dem Grundriss von Kaufhäusern vertraut waren. Mafiosi kaufen nicht im Einzelhandel ein. Wir drei sahen ganz bestimmt nicht wie Kunden aus. Wir sahen wie Mafiosi aus – piekfein gekleidet, perfekt manikürt und rasiert.

Wir brauchten eine Weile; aber wir fanden das Restaurant und warteten auf Petey Chops.

Um sechs Uhr war nichts von Petey zu sehen.

Zehn nach sechs. Keine Spur von ihm.

Viertel nach sechs. Nichts.

Dann erkannte einer der Kellner Greg. Der Kellner hatte das geschniegelte Aussehen eines Typen, der lässig am Geländer einer Rennbahn lehnt oder bei einem Buchmacher in Vegas herumhängt. Wer einen Grund hatte, mit dem organisierten Verbrechen im Westchester County Kontakt zu pflegen, kannte Greg DePalma, und dieser Bursche kannte ihn auf jeden Fall.

»Wollt ihr Jungs einen Tisch?«, fragte der Kellner Greg zaghaft. Jeder fasste Greg mit Samthandschuhen an, denn er ohrfeigte selbst in seinen Siebzigern Leute, die er für respektlos hielt.

»Wir haben eben gegessen«, sagte Greg, der sich ärgerte, weil Petey Chops nicht da war.

In diesem Augenblick atmete ich auf. Egal, was geschehen würde, sie hatten es nicht auf mich abgesehen.

Greg murmelte leise vor sich hin. »Wo ist dieser Scheißkerl?« Er rief den Kellner zu sich. In der Öffentlichkeit benahm er sich immer wie ein typischer Mafioso.

»Kennst du meinen Freund Pete, der montags hier isst?«, knurrte Greg.

Der Kellner nickte. »Er kommt meist mit seiner Freundin«, antwortete er zögernd, denn er wusste ja nicht, welche Antwort möglicherweise die falsche war.

»Wenn er wieder aufkreuzt, dann sag ihm, ich will ihn morgen im Pflegeheim in New Rochelle sehen.«

In diesem Pflegeheim im United Hebrew Geriatric Center lag Gregs Sohn Craig im Koma. Nach einem Selbstmordversuch im Gefängnis war Craig seit mehreren Jahren ohne Bewusstsein. Als initiiertes Mitglied des Gambino-Clans war er zusammen mit Greg wegen Erpressung des Scores verurteilt worden. Aber er hatte mit der Polizei zusammengearbeitet, im Austausch gegen ein milderes Urteil. Für Greg, einen Mafioso der alten Schule, war das Verhalten seines Sohnes verwerflich. Das schrieb er ihm auch, und der beschämte Craig hatte versucht, sich das Leben zu nehmen. Seither lag er im Koma. Greg widmete sich vor dem Körper seines Sohnes regelmäßig seinen Mafiageschäften, weil er zu Recht annahm, dass das FBI nicht so taktlos sein würde, das Zimmer seines komatösen Sohnes zu verwandern.

Der Kellner nickte.

Greg starrte ihn an. »Was habe ich eben gesagt?«, fragte er drohend.

»Er soll Sie im Pflegeheim in New Rochelle treffen«, wiederholte der Kellner mit aufgerissenen Augen.

Greg nickte, und wir dachten, das war's. Petey tauchte nicht auf; also verließen wir das Restaurant und machten uns auf den Weg zum Ausgang.

Wir gingen gerade durch die Haushaltswarenabteilung – und da stand er. Petey Chops höchstpersönlich ... nicht mit einem, sondern mit zwei Mädchen an der Seite. Als er uns sah, wurde er nervös. Er hatte allen Grund dazu.

»Da ist der Wichser!«, rief Greg und steuerte auf ihn zu.

Robert und ich blieben zurück. Greg ging zu Petey, der ihn auf die Wange küsste, und wandte sich an Peteys Begleiterinnen.

»Darf ich, meine Damen?«, fragte er, direkt wie immer. »Ich habe mit ihm zu reden.«

»Mädels, sucht euch einen Tisch im Restaurant«, sagte Petey mit belegter Stimme. »Ich muss mit diesen Jungs etwas besprechen. Bin bald wieder da.«

Die Damen ahnten wohl, dass es besser für sie war, in die folgenden Ereignisse nicht hineingezogen zu werden, einerlei, worum es ging. Also schwirrten sie ab.

Greg und Petey lehnten an der Wand und redeten leise. In der Zwischenzeit betrachteten Robert und ich die Waren.

»Schau dir das an!«, rief Robert erstaunt und hob eine Vase auf. »Sie wollen 400 Dollar für diesen Schrott!«

Also zog ich ihn auf. »He, du hast sie fallen lassen – jetzt musst du sie kaufen!«

Ich versuchte mich aufzumuntern, weil ich nicht wusste, was geschehen würde. Aber ich hatte das Gefühl, dass es nichts Gutes war. DePalma begann die Stimme zu erheben.

»Was ist los mit dir?«, fragte er so laut, dass Robert und ich alles mitbekamen. Verdammt, das halbe Kaufhaus konnte ihn hören, so laut war er.

Petey sagte nichts.

»Du lässt dich nie blicken. Hundert Mal hab ich dich zu mir bestellt, aber du kommst nicht!«

»Ich hab dir doch gesagt, dass ich nicht kann«, sagte er und sah Greg, Robert und mich unbehaglich an.

»Ich will das Geld, das mir zusteht!«, beharrte Greg.

Später erfuhr ich, dass Petey seine Profite in eine Marmormine gesteckt hatte – ausgerechnet in Guatemala. Die Firma war pleitegegangen. Vielleicht fand Petey nichts dabei, seine Verluste mit Gewinnen aus Mafia-geschäften auszugleichen.

»Man beobachtet mich«, erwiderte er störrisch. Auch er wurde lauter. »Ich will nicht, dass man mich mit jemandem sieht!«

Er war laut und gestikulierte. In meinen 24 Jahren als verdeckter Ermittler hatte ich noch nie einen Untergebenen so frech mit seinem Boss reden hören. Wäre ich ein echter Mafioso und kein Polizist gewesen, hätte ich ihm in diesem Augenblick eine gescheuert. Ich dachte: Was für ein blödes Arschloch! Hör zu, Petey, wenn du in der Mafia sein willst, dann zahl deine Schulden! Wir schützen dich, und du bezahlst dafür!

Ich ging in meiner Rolle auf. Klar, ich war FBI-Agent, aber dieser Kerl hielt sich nicht an die Regeln. Es war ein Streit, und ich stellte mich an die Seite von Greg, meines Capos. Petey benahm sich wie ein Idiot. Ich konnte kaum glauben, wie laut, grob und respektlos er mit einem Capo der Familie umging, dem er Treue geschworen hatte.

»Reg dich ab«, befahl Greg. Schließlich war er der Capo, und Petey war ein Soldat, und Leute standen in der Nähe. Wir befanden uns an einem sehr öffentlichen Ort.

»Das ist Schwachsinn!«, knurrte Greg. »Ab sofort meldest du dich regelmäßig und rechnest ab.«

»Ich will nicht gesehen werden!«, sagte Petey, der immer nervöser wurde. »Was willst du eigentlich?«

»Was ich will?«, schrie der Alte, als hätte man ihm eben die dümmste Frage aller Zeiten gestellt. »Ich will, dass du anfängst, Bericht zu erstatten, so wie es deine Pflicht ist!«

Jetzt wurde das Gespräch noch lebhafter. Es spielte sich nicht in einer dunklen Gasse ab. Wir standen am Nationalfeiertag um 18.15 Uhr in der Haushaltswarenabteilung von Bloomingdale's in White Plains. Überall waren Leute, die einkauften, herumliefen, was auch immer. Ich tappte im

Dunkeln – ich wusste, dass dieser Kerl sich respektlos benahm; aber ich ahnte immer noch nicht, wo das alles hinführen würde.

»Ich möchte dir jemanden vorstellen«, sagte DePalma und drehte sich zu Vaccaro um, dem neuen stellvertretenden Capo unserer Gruppe. Er war der »Straßencapo«, der die Interessen seines Chefs in der Öffentlichkeit wahrnahm, damit dieser sich nicht der Gefahr aussetzen musste, von der Polizei erkannt zu werden. Viele Bosse der Familie waren nur gegen Kaution auf freiem Fuß und konnten jederzeit in den Knast wandern, wenn man sie in Gesellschaft eines bekannten Kriminellen sah.

»Ich will niemanden treffen«, protestierte Petey. Aber der Alte kümmerte sich nicht darum. Ich lauschte aufmerksam, denn mir war klar, dass die Lage sich jeden Moment zuspitzen konnte.

»Du wirst ihn treffen«, beharrte DePalma. »Das ist Robert. *Er ist ein Freund von uns.*« Der Ausdruck »ein Freund von uns« wird verwendet, wenn man einen Mafioso einem anderen vorstellt.

»Er ist mit dem Boss befreundet«, fügte Greg hinzu, um Roberts Rang im Gambino-Clan hervorzuheben.

»Es ist mir scheißegal, wer er ist oder was er macht oder wen er kennt«, erwiderte Petey. »Ich tanze nicht bei dir an. Das ist Schwachsinn.«

Robert schäumte vor Wut.

Ich schaute argwöhnisch zu und rückte näher, um alles zu hören, was sie sagten.

»He, du Angeber«, mischte der verärgerte Robert sich ein. »Mach mal halblang!«

»Ach, leckt mich doch!«

Ich war überrascht. Niemand sprach so mit einem Capo wie Petey.

Robert drehte durch. Er griff in die nächste Auslage, packte einen schweren gläsernen Kosta-Boda-Kerzenhalter, etwa 30 Zentimeter lang¹, und haute ihn Petey auf den Schädel. Ich hörte ein Knacken wie von einer

¹ 29,5 cm, um genau zu sein. Laut www.bloomingdales.com »sind elegante Kerzenhalter von Kosta Boda ein Beleuchtungsmittel für unsere Zeit. Klarer Kristall, zu glatten, schlichten Säulen geformt, hat einen Bläschenglaseffekt, der beim Anzünden perfekt zum Ausdruck kommt.« Ich kann bestätigen, dass der Kerzenhalter Petey Chops ziemlich gut erleuchtete.

berstenden Melone. Einige Zuschauer keuchten. Petey Chops fiel bewusstlos zu Boden. Blut strömte aus seiner Kopfwunde.

Plötzlich änderten sich meine Gefühle. Aus »Der Kerl ist ein Arsch und braucht eine Abreibung« wurde »Verdammter Mist, ich bin Polizist und habe eben gesehen, wie jemand niedergeschlagen wurde. Ich muss verhindern, dass man ihn umbringt«.

Hätte Robert ihn nur am Kragen gepackt und angeschrien, okay. Aber dies war Körperverletzung, offenbar mit Tötungsvorsatz. Von mir aus durfte man ihn anschnauzen, aber nicht totschiagen. Allein dieser Schlag hätte ihn umbringen können.

Robert wollte noch einmal zuschiagen, während Petey auf dem Boden lag. Also riss ich ihm den Kerzenhalter aus der Hand und warf ihn weg.

»Steh auf, du Scheißkerl!«, schrie Robert. »Steh auf, du Angeber! Was ist los? Hast du keinen Mumm mehr? Komm schon! Sag was, du Drecksack!«

Greg mischte sich ein. »Ja, du Wichser!«, schrie er.

Das war Wahnsinn. Ich musste die beiden von Petey Chops abbringen, sonst würden sie ihn hier in der Haushaltswarenabteilung von Bloomingdale's ermorden.

»Hört auf!«, schrie ich Robert und Greg an. »Wir müssen raus hier, sonst sind wir geliefert!«

Aber sie rührten sich nicht. Mafiosi fürchten sich nicht vor einer Festnahme. Stattdessen redete Robert wieder auf den halb bewusstlosen Petey Chops ein.

»Jetzt hat der Schneid dich verlassen, was?«, höhnte er. »Sag was, harter Bursche. Komm schon!«

»Warum hast du das getan?«, fragte Petey Chops, der langsam zu sich kam. Er war total benebelt und blutete immer noch stark aus dem Kopf.

»Du wirst ausgestoßen!«, knurrte Greg ihn an.

Das hieß, der Gambino-Clan würde ihm jeglichen Schutz bei seinen kriminellen Aktivitäten entziehen. Ein anderer Gambino würde sein Geschäft übernehmen. Die Strafe war nicht unbedingt von Dauer; aber eine Begnadigung hing davon ab, ob Petey aktive Reue demonstrierte. Abgesehen von einem Todesurteil ist dies eine der schlimmsten Strafen für einen Mafioso.

Plötzlich erkannte ich, dass Robert und Greg überrascht und enttäuscht sein würden, weil ich mich an der Prügelei nicht beteiligt hatte. Aber DePalma sah auch besorgt aus. Petey war initiiert, und Robert hatte kein Recht, ihn niederzuschlagen, einerlei, wie respektlos er war. Ich stand zwischen den Stühlen. Wenn ich nicht mitmachte, flog ich auf; aber wenn ich es tat, konnte es Petey das Leben kosten.

Blutüberströmt setzte Petey sich auf. Wieder fragte er Vaccaro und DePalma: »Warum habt ihr das getan? Ich hab doch nur Spaß gemacht!«

»Du hast keinen Spaß gemacht«, erwiderte Greg angeekelt. »Du warst ein Wichser!«

Petey war es nicht gewohnt, so beleidigt zu werden, nicht einmal von seinem Capo. Wütend erhob er sich und kam auf uns zu. Aber Robert griff nach einem Messer, das auf einem Tisch mit Besteck von Ralph Lauren Polo lag.²

»Ich stech dich ab, du Bastard!«, schrie er.

Inzwischen waren wir von Leuten umringt. Sie waren Zeugen dieser unglaublichen Brutalität in der Öffentlichkeit. Greg achtete nicht auf sie.

»Wenn du morgen nicht kommst, wirst du ausgestoßen, kapiert?«, sagte er zu Petey.

Ich hatte beim FBI gelernt, Leben zu retten. Irgendwie gelang es mir, Robert das Messer abzunehmen und zurück auf den Tisch zu werfen. Schließlich zog ich die beiden in den Aufzug, weg von Petey; sonst hätte Vaccaro ihm das Messer ins Auge oder ins Herz gerammt. Aber Petey folgte uns. Er besudelte meinen Mantel mit Blut und kreischte: »Warum habt ihr das getan? Ich verstehe nicht, warum ihr das getan habt!«

»Hör zu, Arschloch«, sagte ich zu ihm. »Hau endlich ab, wenn du deine Haut retten willst!«

Petey sprang hinter mir in den Lift und bespritzte mich von oben bis unten mit noch mehr Blut. Irgendwie drehte er mich um – ich habe keine Ahnung, wie der kleine Bursche das schaffte. Er pflanzte sich vor Vaccaro und DePalma auf.

² Das Messer gehörte zur Kollektion »Equestrian« von Ralph Lauren. Wie Bloomingdale's Website versichert, »ist es inspiriert von der klassischen Schönheit eines ledernen Zaumzeugs, prachtvoll in allen Details. Rostfreier Stahl. Für Geschirrspüler geeignet.«

»Bleib draußen, verdammt noch mal!«, schrie ich ihn an. »Oder es wird dir leidtun!«

Zu spät.

Zuerst sagte Robert: »Jack, halt mir diesen Mistkerl vom Leib!«

Dann schrie er ihn an: »Du Wichser! Ich mach dich kalt!«

Er verpasste ihm einen Schlag, der ihn umwarf. Jetzt saß Petey bewusstlos im Aufzug. Aus seiner Kopfwunde floss immer noch Blut. Das Einzige, was fehlte, waren die kleinen Kanarienvögel, die den Comicfiguren zwitschernd um den Kopf fliegen. Was sollte ich tun? Eingreifen und riskieren, dass ich aufflog? Oder nichts tun und zulassen, dass ein Mensch vor meinen Augen totgeschlagen wurde?

Zudem fürchtete ich, dass man Petey im Erdgeschoss tottrampeln würde. Wir waren ja nicht allein – Bloomingdale's veranstaltete anscheinend einen großen Ausverkauf, und der Laden wimmelte von Kunden.

Also zog ich Petey mit einer Hand hoch, weckte ihn auf und schrie: »Was bist du eigentlich, ein Vollidiot?«

Unten drängten sich Sicherheitsleute durch die Menge und kamen auf uns zu. DePalma schaltete schnell. Er zeigte auf Petey und rief den Wachen zu: »He, der arme Kerl ist die Treppe runtergefallen. Er wird euch verklagen!«

Eins muss ich Greg lassen: Das war raffiniert.

Die Sicherheitsleute schauten sich um und schienen zu denken: »Was zum Teufel geht hier vor?«

Ich war immer noch mit Petey beschäftigt.

»Hör zu, du verdammter Wichser«, sagte ich zu ihm. »Scher dich sofort hier raus!«

Dann liefen Vaccaro, DePalma und ich aus dem Kaufhaus. Aber vorher schaute DePalma noch zurück zu Petey und schrie: »Das war's. Du bist draußen!«

Ich weiß nicht, warum keiner von uns festgenommen wurde, als wir Bloomingdale's verließen.

Im Auto sah ich Bim, meinen loyalen Kollegen, im Schatten auf mich warten. Ich sah ihn an, als wollte ich sagen: »Du glaubst nicht, was eben passiert ist!«

Damals war ich seit fast zweieinhalb Jahren bei den Gambinos und konnte es selbst nicht glauben.

Als ich zurück zum Restaurant fuhr, machte ich mir große Sorgen. Vielleicht gefiel es Robert und Greg nicht, dass ich ihnen nicht geholfen hatte, Petey zu verprügeln. Schlimm genug, dass ich Petey nicht ein oder zwei Dinger verpasst hatte – aber ich hatte obendrein versucht, den Streit zu schlichten, und die Befürchtung geäußert, man werde uns festnehmen. Welcher echte Ganove würde das tun? Hatten sie Verdacht geschöpft? Hatte ich unabsichtlich meine wahre Identität als verdeckter Ermittler preisgegeben?

Mehr noch: Ich war Zeuge einer Körperverletzung gewesen. Greg und Robert mussten damit rechnen, dass ich bei anderen Mitgliedern unserer Gruppe plauderte und ihnen damit enormen Ärger einbrockte. So wie ich die Mafia kannte, bestand die vernünftigste Lösung aus ihrer Sicht darin, mich endgültig zum Schweigen zu bringen. Oder sie konnten, wenn der Fall dem Boss des Clans vorgetragen wurde, mir die ganze Schuld zuschieben. Dann würde man mich als Opferlamm schlachten.

Umbringen würden sie mich auf jeden Fall.

Würden sie jetzt gleich auf mich losgehen? Robert saß auf dem Rücksitz, Greg saß neben mir auf dem Beifahrersitz. Ich fuhr das Auto. Wenn Robert sich bewegte, beschloss ich, schlage ich ihn mit dem Ellbogen k.o. und boxe Greg in die Kehle. Da ich in der Bronx aufgewachsen bin und in meiner Jugend Rausschmeißer war, hatte ich genug Straßenkämpfe hinter mir, um zu wissen, dass ein Kerl nach einem Schlag auf den Kehlkopf umfällt.

Und wenn sie mich mit einer Waffe bedrohten, würde ich das Auto gegen das nächstbeste Gebäude fahren.

Oder mit Bims Auto zusammenstoßen.

Auf diese Weise wäre ich Herr der Lage gewesen. Ich wusste ja, dass ein Zusammenstoß bevorstand. Sie wussten es nicht. Ich konnte entkommen.

Oder ich konnte mit ihnen zu einem Polizeirevier fahren.

Oder schnurstracks zum FBI-Büro in White Plains, das von Bloomingdale's nur ein paar hundert Meter entfernt war.

Schließlich brach Greg die äußerst ungemütliche Stille.

»Also, jetzt hört mal zu«, krächzte er. »Wenn die Bullen uns anhalten, ist dieser Wichser die Treppe runtergefallen. Und du, Robert, gehst morgen zum Boss. Du musst ihm die Sache erklären.«

Der Boss musste Bescheid wissen. Es war undenkbar, dass er von dem Vorfall aus der Zeitung erfuhr. Man musste ihn auf dem Laufenden halten.

»Ja, ich weiß«, sagte Robert missmutig.

Die 20 Minuten zurück zum Restaurant waren qualvoll. Ich fuhr langsam und war auf einen Angriff gefasst. Mir war klar, dass ich Mist gebaut hatte; aber ich hatte keine andere Wahl gehabt. Hatte ich die ganze Chose vermasselt? Würde man mich deshalb umlegen? Und selbst wenn ich überlebte, würde Greg weiter versuchen, mich in die Cosa Nostra einzuführen?

Wie kam ein in Kuba geborener FBI-Agent dazu, sich als Italiener und Mitglied einer Ganovengruppe des Gambino-Clans auszugeben? Wie gelang es mir, meine Tarnung fast zweieinhalb Jahre aufrechtzuerhalten und gleichzeitig verdeckt an vier anderen großen Fällen zu arbeiten – es ging um Terrorismus in New York, korrupte Polizisten in Florida, korrupte Beamte in Atlantic City und einen internationalen Schmugglerring, der gefälschte Zigaretten, Waffen und Superbanknoten (falsche Hundert-Dollar-Scheine, die, wie man uns sagte, in Nordkorea gedruckt worden waren) ins Land brachte? Und warum beendete das FBI den Fall Gambino nur zwei Wochen vor der Zeremonie, die mich zu einem initiierten Mitglied der Mafia gemacht hätte, das für eingeschleuste verdeckte Ermittler in jedem Mafiaclan des Landes hätte bürgen können?

Auf die letzte Frage suche ich heute noch eine Antwort.

KAPITEL 1

Komm, flieg mit mir

»Hier ist **Special Agent** Joaquin M. Garcia vom FBI. Ich bin damit einverstanden, dass mein Gespräch mit Greg DePalma und anderen, noch unbekannten Personen aufgezeichnet wird ...«

Dann drehe ich die Musik laut und singe dazu. Meist wähle ich Opern wie Puccinis »Nessun Dorma« oder Klassiker von Frank Sinatra und Dean Martin oder vielleicht etwas von Tony Bennett. Ich singe, um mich in Stimmung zu bringen und um die armen Schweine zu unterhalten, die im FBI-Hauptquartier jedes Wort dieser Gespräche mitschreiben müssen.

Ich bin seit mehr als 25 Jahren verdeckter Ermittler des FBI und habe Hunderte von schweren Jungs in den Knast gebracht: Drogenhändler, Terroristen, korrupte Polizisten und Politiker und viele andere. Der Unterschied zwischen den meisten Agenten und mir besteht darin, dass ich als verdeckter Ermittler gleichzeitig an mehreren Fällen arbeite. Manchmal muss ich in fünf oder sechs verschiedene Identitäten und Rollen schlüpfen. Das mache ich seit etwa 24 Jahren. Seit 26 Jahren arbeite ich beim FBI und war an 45 umfangreichen und langwierigen Undercover-Ermittlungen sowie an zahllosen kurzen Einsätzen beteiligt.

Diese einleitenden Worte spreche ich jeden Tag in das Aufzeichnungsgerät, das an meinem Körper befestigt ist und mit dem ich die Gespräche zwischen Greg DePalma und den anderen Personen in seiner Welt festhalte.

Greg leidet an jeder schweren Krankheit unter der Sonne, von Herzschwäche über Lungenkrebs bis wer weiß, was sonst noch. Trotzdem hat

dieser Mann, den sowohl die Mafia als auch das FBI für einen abgehalfterten Oldie hielt, innerhalb weniger Monate nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis seine Autorität im Clan wiederhergestellt. Er hat wieder die Leitung der »Firmen« übernommen, die ihm früher gehörten und die sich mit Kreditwucher, Erpressung und Glücksspielen beschäftigen. Derzeit kämpft er wie ein Löwe, um ein Problem zu lösen, das er sich selbst einbrockte, als er versuchte, einen anderen Mafioso aus dem Weg zu räumen.

Jede Woche sehe ich die Umschläge mit den »Tributzahlungen«, die Mitglieder seiner Gang ihm bringen. Hinzu kommen Schutzgelder von Baufirmen und anderen Unternehmen. Ich schätze, dass Greg DePalma mindestens eine Million Dollar im Jahr einnimmt, alles steuerfrei. Dabei sind die Fanartikel, Kunstwerke, Juwelen, Uhren und alles, was er sonst noch stiehlt und verkauft, noch gar nicht berücksichtigt. Wie den anderen modernen Mafiosi geht es Greg nur ums Geld. Er ist sein Leben lang im Gefängnis ein und aus gegangen, weil er selten Absprachen mit der Anklage trifft, niemanden verpfeift, immer zur Verhandlung kommt und niemals zugibt, ein Mitglied der Cosa Nostra zu sein. Er hat die Mafia nie verraten, weil er vor Gericht nie ihre Existenz einräumt. Darum nenne ich ihn einen standfesten Mobster der alten Schule.

Zudem ist er einer der vorsichtigsten und schillerndsten Mafiosi, die je auf den Straßen New Yorks wandelten. Man wird als Mafioso nicht 73 Jahre alt, wenn man Fehler macht oder den falschen Leuten traut.

Wenn es darum ging, wem er vertrauen konnte, wen er in seine Welt aufnehmen sollte, machte Greg DePalma nur einen einzigen schweren Fehler.

Dieser Fehler war ich.

Ich bin gerade unterwegs zu einem Treffen mit Greg. Wieder werden wir einen Tag lang essen, Besprechungen abhalten und festlegen, wer verprügelt werden muss. Es ist nur ein Tag von vielen in der Mafia, nur ein weiterer Tag der Vorbereitung einer Anklage gegen »Greg DePalma und andere, noch unbekannte Personen«.

Ich hätte nicht glücklicher sein können. Am liebsten hätte ich wie Sinatra gesungen: »Komm, flieg mit mir.«

KAPITEL 2

Serpico schickt mich

Als Kind hätte ich mir nie träumen lassen, dass ich einmal verdeckter Ermittler beim FBI sein würde. Ich wurde 1952 in Havanna, Kuba, geboren, in einer wohlhabenden Familie mit Kindermädchen, Haushälterinnen und einem Regierungschauffeur für meinen Vater, einen wichtigen Beamten im Finanzministerium. Meine Mutter war Opernsängerin, die bei fast jeder Hochzeit der High Society in Havanna »Ave Maria« sang. Ich hatte einen älteren Bruder und eine jüngere Schwester, und wir waren eine liebevolle Familie, die fest zusammenhielt und in einem schönen Haus in einer noblen Gegend wohnte. Mein Vater war einen Meter 93 groß und wog 109 Kilo. Ich erinnere mich gut daran, wie hart er zu Hause in dem riesigen Büro arbeitete, das er zusätzlich zu seinem Regierungsbüro eingerichtet hatte. Ich kann ihn mir kaum ohne Zigarre vorstellen – er rauchte mindestens zehn am Tag. In Kuba war er als Señor Garcia bekannt, und alle mochten ihn. Er war ein großartiger Mensch, und meine Mutter war ein Engel.

Im Jahr 1959 startete Fidel Castro seine Revolution und beseitigte die Regierung Batista, angeblich um die Inselnation von Korruption zu säubern. Da mein Vater um sein Leben fürchtete, setzte er sich mit der amerikanischen Botschaft in Havanna in Verbindung. Eines Abends im Jahr 1959 küsste er uns zum Abschied und wurde vom FBI-Attaché in Kuba weggebracht. Am nächsten Tag kam Castros Miliz und suchte ihn; aber er war

bereits verschwunden. Wäre er eine einzige Nacht länger geblieben, hätten sie ihn wohl mitgenommen und umgebracht.

Mein Vater musste drei Jobs in Manhattan annehmen, um so viel Geld zu verdienen, dass er den Rest der Familie aus Kuba herausholen konnte. Er arbeitete während der Nachtschicht als Buchhalter in einem Hotel und schuftete tagsüber als Hilfsarbeiter. Er erledigte jede Arbeit, die er bekam, und arbeitete ein Jahr lang rund um die Uhr, damit wir fliehen konnten. In Havanna zerriss die Einstellung zu Castro ganze Familien. Immer wenn mein Vater anrief, benutzten er und meine Mutter eine Geheimsprache, denn sie wussten, dass Telefongespräche aus den USA abgehört wurden. Es kostete uns ein Vermögen, in die Staaten zu telefonieren; darum warteten wir, bis mein Vater von New York aus anrief. Die Gespräche wurden immer überwacht und sofort unterbrochen, wenn meine Eltern Themen anschnitten, die bei den kubanischen Zensoren Missfallen erregten.

Als mein Vater endlich genug Geld beisammen hatte, konnten meine Mutter, meine Geschwister und ich den kurzen Flug von Havanna nach Miami buchen. Von dort aus brachte mein Vater uns nach New York. Ich werde nie vergessen, wie Castros Soldaten mich, einen Neunjährigen, auf dem Flughafen von Havanna auszogen, um nach Schmuggelware zu suchen. Es ist eine Ironie, dass das FBI Exkubaner in den 1960er- und 70er-Jahren und sogar noch Anfang der 80er-Jahre nur ungern als Special Agents einstellte – man fürchtete, wir seien Spitzel des Castroregimes. In Wahrheit empfand fast jeder, der in jenen Jahren Havanna verließ, bleibenden und leidenschaftlichen Hass auf Castro, der Familien und Existenzgrundlagen zerstörte und viele Menschen einsperrte und tötete. Als ich 1980 zum Special Agent des FBI ernannt wurde, war ich erst der zweite Kubaner, dem diese Ehre zuteilwurde.

Ich war immer ein kontaktfreudiger Mensch, schon als Kind. Darum lernte ich schnell Englisch, machte mich mit der amerikanischen Kultur und Lebensweise vertraut und gewann Freunde. Mein Vorname wird Joaquin geschrieben und Wakien gesprochen. Das war den meisten Amerikanern, die ich traf, zu schwierig; darum nannten sie mich Jock (Sportfan), weil ich gerne Sport trieb. Denken Sie daran, dass Joaquin Phoenix damals noch gar nicht geboren war!

In den 1960er-Jahren wollten die Menschen sich anpassen, anstatt aus der Reihe zu tanzen und sich hauptsächlich mit ihrer ethnischen Herkunft zu identifizieren, wie es heute oft der Fall ist. Damals war mir mein Akzent peinlich. Ich sagte »choos« statt shoes und »jello« statt jellow. Meine Freunde zogen mich oft damit auf. Wenn ich sehr nervös bin oder mich in einer spanisch sprechenden Umgebung befinde, bricht mein Akzent heute noch durch. Meine Frau lacht mich dann aus und nennt mich Ricky Ricardo.

Nach einiger Zeit gründete mein Vater eine erfolgreiche Praxis als Steuerberater und wurde eine Art Mentor der Gemeinde – alle liebten »Mr. G.«, wie man ihn in New York nannte. Er ging mit seiner dicken Zigarre durch die Straßen und half Leuten, ihre Probleme zu lösen – mit Steuern, mit der Buchhaltung in ihren kleinen Geschäften, mit allem, was sie brauchten. Er schrieb sogar ein Buch mit dem Titel *El Income Tax y Usted* (Ihre Einkommenssteuer und Sie), um den Latinos das amerikanische Steuersystem zu erklären. Er war ein großartiger Mann, und alle hatten ihn gern. Ich bin sicher, dass mir das Wohl der Gemeinschaft deshalb so am Herzen liegt, weil seine Einstellung zur Arbeit mein Vorbild war.

Ich wurde ein typischer Teenager und interessierte mich hauptsächlich für Football. Da ich eins 82 groß war und 108 Kilo wog, war ich wie geschaffen für dieses Spiel und fühlte mich wohl in einem Team. An der Highschool spielte ich in einer Wettkampfmannschaft und wurde ins All-Star-Team unserer Liga gewählt. Infolgedessen wurden mir eine Menge Stipendien angeboten. Ich muss zugeben, dass meine Noten schlecht waren, was meine Eltern sehr ärgerte. Die beste Schule, rein akademisch betrachtet, befand sich in Texas. Was für ein Erlebnis für einen kubanischen Jungen aus der Bronx! Die Schule stand mitten im Niemandsland und vermittelte mir meine ersten echten Erfahrungen mit Vorurteilen.

Ich erzählte den Leuten, ich sei Kubaner.

»Nein«, entgegneten sie, »du bist Mexikaner. Du heißt Garcia, also bist du Mexikaner.«

Ich versuchte zu erklären, dass es Puertoricaner, Dominikaner, Kubaner und Mexikaner gibt, alle mit ihrer eigenen Kultur. Aber niemand kümmerte sich darum oder verstand mich. Wer einen Nachnamen wie Garcia hatte, war Mexikaner, basta. Ich glaube, ich habe es dem Football und den

vielen Freunden in der Mannschaft zu verdanken, dass ich nicht durchdrehte. So war das eben im Jahr 1970 im Panhandle³ von Texas.

Nach einem erfolgreichen ersten Schuljahr beschloss ich, wieder nach Hause zu gehen und ein Junior College in New York zu besuchen. Die Jungs hatten eine Landesmeisterschaft gewonnen. Auch dort spielte ich Football. Anschließend bekam ich ein Football-Stipendium von einer erstklassigen Schule in Virginia. Also spielte ich Football und machte meinen Abschluss. Etwa um diese Zeit führten zwei Ereignisse dazu, über das FBI nachzudenken. Erstens hatten zwei Brüder, mit denen ich Football spielte, einen Vater, der FBI-Agent war. Und der Film *Serpico* kam heraus, der mich stark beeinflusste. Al Pacino spielt einen New Yorker Polizisten namens Frank Serpico, der sich unter dem Namen Paco in die Welt der Drogenhändler und anderen Kriminellen einschleusen lässt. Im Film hat er langes Haar und sieht richtig hart und cool aus. Ich konnte von diesem Film nicht genug bekommen.

Nach meinen Erfahrungen als Kind mit der Gesetzlosigkeit in Castros Kuba hatte sich in mir ein tief sitzender Hass gegen Verbrechen und Korruption aller Art entwickelt. In *Serpico* sah ich einen Mann, der über die Barrikaden stieg und sich unter Kriminelle mischte. Er ertappte sie bei Verbrechen und brachte sie in den Knast. Ich liebte *Serpico*! Das war einer der Augenblicke, in denen ich plötzlich meine ganze Zukunft sah – was ich aus meinem Leben machen wollte. Und wenn ich zur Polizei ging, dann wollte ich nach den Sternen greifen und Teil der angesehensten Polizeibehörde der Welt sein: des FBI. Also wurde das mein Lebensziel.

Ich bewarb mich beim FBI, hörte aber lange Zeit nichts. Eines Tages sah ich in einem spanischsprachigen Fernsehprogramm einen Werbespot des FBI – sie suchten Polizisten, die spanisch sprachen. Das war irre! Ich war doch ein spanisch sprechender Bewerber mit gutem Leumund, der alle Anforderungen erfüllte – trotzdem rührten sie sich nicht! Also rief ich den FBI-Anwerber an.

»Wieso bekomme ich keine Antwort auf meine Bewerbung?«, fragte ich. Seine Antwort war ganz einfach.

³ Der Panhandle (dt. Pfannenstiel) ist der nördliche Ausläufer von Texas, bestehend aus 26 Countys.

»Sie sind kein amerikanischer Staatsbürger«, sagte er.

Ich konnte es nicht glauben. Na schön, ich beantragte sofort meine Einbürgerung! Ich wäre liebend gern amerikanischer Staatsbürger! Hier hatte ich fast mein ganzes Leben verbracht; darum fühlte ich mich bereits als Amerikaner, obwohl ich auf meine kubanischen Wurzeln stolz war und bleiben würde. Also meldete ich mich für die Prüfung, bestand sie und machte mich auf den Weg zu meiner Vereidigung. Ich werde nie vergessen, wie ich 1976 während der 200-Jahr-Feier der Nation nach Newark in New Jersey fuhr, um gemeinsam mit Hunderten von Einwanderern aus aller Welt die rechte Hand zu heben und amerikanischer Staatsbürger zu werden. Die Szene war lustig, und ich schwöre, dass sie sich genau so abspielte wie in den Filmen. Wir bekamen kleine amerikanische Fahnen, und der Beamte, vor dem wir den Eid ablegten, befahl uns, die rechte Hand zu heben und seine Worte zu wiederholen: »Ich ...« Alle sagen: »Ich ...« Dann fuhr er fort: »Nennen Sie Ihren Namen«, und natürlich sagten alle: »Nennen Sie Ihren Namen«!

Ich schüttelte den Kopf, schaute mich um und dachte: Mein Gott – habe ich richtig gehört?

Kaum war ich eingebürgert, meldete ich mich beim FBI, und sie wählten mich für die Eignungsprüfung aus. Es waren wirklich schwere Tests mit viel knallharter Mathematik. Ich bin kein Genie in Mathe und war nicht der beste Schüler. Als ich mit diesem Teil fertig war, dachte ich: Tja, aus *dieser* Karriere wird wohl nichts. Welche anderen Möglichkeiten hatte ich? Aber ich glaube an das Schicksal, und es stellte sich heraus, dass ich beim Test sehr gut gewesen war. Ich musste oft raten, aber irgendwie bekam ich gute Noten.

So erklomm ich die nächste Ebene des Bewerbungsverfahrens: Ich saß vor einer Gruppe von Polizisten und wurde befragt. Sie wollten wissen, was ich erreicht, welche Chancen ich mir erarbeitet und welche Ziele ich hatte. Ihre Mienen verrieten mir, dass sie beeindruckt waren, und später erfuhr ich, dass sie meine Gesamtnote heraufsetzten. Die Folge war, dass ich im Februar 1980 zu einem Ausbildungskurs des FBI zugelassen wurde. Ich brach nach Quantico in Virginia auf, wo ich 16 Wochen lang die FBI-Akademie besuchte.

Meine Eltern waren von meiner Berufswahl nicht begeistert. Sie hatten mir nahegelegt, Steuerberater oder Anwalt zu werden wie meine Geschwister. Meine Mutter fürchtete, man werde mich auf der Straße verletzen oder töten. Mein Vater war zu Beginn seines Berufslebens in Havanna Polizist gewesen; aber er wollte nicht, dass ich seinem Beispiel folgte. Dennoch gaben sie meiner Entscheidung etwas zögernd ihren Segen. Ihre Einstellung war: Das haben wir ihm nicht gewünscht, aber wenigstens macht es ihn glücklich.

Ich hatte bereits ein wenig Erfahrung als Polizist gesammelt, als ich im Union County in New Jersey eine Weile bei der Staatsanwaltschaft als Ermittler gearbeitet hatte. In Quantico sagte man uns: »Vergessen Sie alles, was Sie bisher über Strafverfolgung gelernt haben. Wir bringen Ihnen bei, wie es beim FBI gemacht wird – Gerichtsmedizin, Schießtraining und alles andere. Dass Sie zu diesem 30-wöchigen Programm zugelassen wurden, bedeutet nicht unbedingt, dass das FBI Sie einstellt. Sie können jederzeit aus dem Kurs fliegen – aus vielen Gründen. Dann ist Schluss für Sie, so einfach ist das.« Also rissen wir uns immer zusammen.

Der körperliche Aspekt der Ausbildung – Laufen, Liegestütze, Rumpfhieven, Klimmzüge – war kein Problem. Ich war außer Form, als ich ankam; aber dank meiner Erfahrung als Fußballspieler wusste ich, dass ich schnell fit werden konnte. Auch die Waffen waren kein Problem. Das FBI ist stolz auf die Schießkünste seiner Beamten, aber ich war schon recht gut, bevor ich auf die Akademie ging. Im Laufe der Jahre hatte ich mit meinen Kumpels gelegentlich Schießübungen gemacht, und bei der Staatsanwaltschaft im Union County hatte ich ebenfalls ein wenig trainiert. In Quantico musste man mindestens 85 Ringe schaffen, um zu bestehen. Meine Ergebnisse lagen konstant knapp über 90. Für das FBI war ich demnach ein guter oder sogar sehr guter Schütze.

Meine Schwäche war die Theorie. Darum suchte ich mir ein paar schlaue Burschen im Kurs, die mir Nachhilfe gaben. Als ich im College Football spielte, wollte ich nur Spaß haben. Die Schule nahm ich nie ernst. Meine Eltern legten großen Wert auf Bildung, ich nie. Jetzt musste ich mich richtig hinter die Bücher klemmen. Was ist die Bill of Rights? Was heißt suchen und festnehmen? Bei der Prüfung war ich vorbereitet und schnitt gut ab. Zum ersten Mal im Leben musste ich büffeln, und das fiel mir nicht leicht.

Leider war ich einem stellvertretenden Direktor in Quantico sofort unsympathisch – wegen meines Aussehens. Damals legte das FBI großen Wert darauf, dass man wie J. Edgar Hoovers Idealbild eines FBI-Beamten aussah: in Höchstform, gut gekleidet und so weiter. Der stellvertretende Direktor, der unsere Gruppe ausbildete, erklärte, ich sei übergewichtig. Nun ja, das hörte ich nicht zum ersten Mal! In medizinischen Büchern stand, dass ein eins 93 großer Mann 95 Kilo wiegen durfte. Zum Teufel, ich hatte in meinem ganzen Leben nie 95 Kilo gewogen, außer vielleicht als ich 15 war!

Zwei Wochen nach meiner Ankunft in Quantico ließ der Ausbilder mich zu sich rufen.

»Sie müssen Ihre Bewerbung wegen Ihres Gewichts zurückziehen«, erklärte er unverblümt. »Andernfalls werden Sie entlassen und können sich nie wieder bewerben. Wenn Sie es tun, können Sie abnehmen und sich für den nächsten Kurs anmelden.«

Ich war stinksauer! Warum hatte man mir das nicht vorher gesagt? Ich hatte an meinem früheren Arbeitsplatz bereits eine Abschiedsparty geschmissen, und jetzt war ich arbeitslos! Ich war schneller und stärker als einige andere Anwärter in meinem Kurs, die viel weniger wogen als ich. Aber ich hatte keine Wahl. Ich zog meine Bewerbung zurück und fuhr beschämt und deprimiert nach Hause.

Mein Kursberater, Special Agent Jim Pledger, rief mich an.

»Man hat dich reingelegt«, sagte er. »Nimm ab, komm zurück und belehre sie eines Besseren.«

Meine üble Laune verschwand, und plötzlich war ich Rocky. Ich verlor in zwei Monaten 18 Kilo, ließ mich wiegen und wurde im Mai 1980 erneut als FBI-Anwärter vereidigt. Ich ging sogar hinauf zum stellvertretenden Direktor und sagte: »Ich hab Ihnen gesagt, dass ich es schaffe. Sie hatten keinen Grund, mir das anzutun.«

Er konnte mir nicht in die Augen sehen. Ein typischer Bürokrat. Aber was soll's. Ich bestand die Prüfung in Quantico mit Bravour, unterstützt von meinem besten Freund T. J. Murray, der inzwischen leider verstorben ist. Ich half ihm bei den Waffen, er half mir bei der Theorie. Ich wurde ins FBI aufgenommen. Meine Karriere hatte begonnen.

KAPITEL 3

Der »FNG«

Für Beamte, die beim FBI bestimmte Positionen oder Aufgaben anstreben, gibt es ein kompliziertes System, an das sich alle halten müssen. Es würde zu lange dauern, alle Möglichkeiten zu prüfen; aber das FBI hat eine ausgeklügelte Methode, um die Wünsche seiner Beamten zu ermitteln und die Leute optimal einzusetzen. Das einzige Problem ist, dass sich niemand an diese Methode hält. Fragt man einen beliebigen FBI-Beamten danach, antwortet er, das FBI beschäftige einen Affen, der einen Dartpfeil mit dem Namen des Bewerbers auf eine Landkarte der USA wirft. Wer in den Osten will, kommt in den Westen. Wer in den Westen will, wandert nach Osten. Das Ganze ist lächerlich.

Wenn eine Entscheidung gefallen ist, kann ein Beamter sie nicht mehr ändern. Das ist total unlogisch, und es geht auf die Zeit Hoovers zurück. J. Edgar wollte seine Beamten nicht dort einsetzen, wo sie aufgewachsen waren, damit sie nicht korrupt wurden. Aber das ist verrückt! Es wäre schlauer, Beamte in ihre Heimat zu schicken, wo sie Verbindungen haben und die Straße kennen. Andernfalls vergeudet der Beamte Zeit, um jede einzelne Stadt kennenzulernen – welche Gegenden sind gut, welche schlecht, welche »Gesetze der Straße« gelten hier und so weiter. Es ist lächerlich.

Ich hatte Glück – mein Pfeil landete in der Nähe meiner Heimat. Mein erster Auftrag führte mich nach Newark. Normalerweise bekommen Neulinge öde Aufträge in irgendeinem Dezernat. Die Außenstellen (Field Offi-

ces) des FBI werden in Dezernate eingeteilt, die jeweils bestimmte Delikte verfolgen, zum Beispiel Bankraub, Wirtschaftskriminalität und so weiter. Das FBI besteht aus Abteilungen, deren Größe die Zahl der Dezernate bestimmt. Die Abteilung in Newark hatte etwa 25 Dezernate. Der Leiter kümmert sich um alle Fälle in seiner Region, für die sein Dezernat zuständig ist. Einzelne Beamte im Dezernat, die Case Agents, bearbeiten jeden dieser Fälle, und der Rest des Dezernats hilft ihnen, ihr Ermittlungsziel zu erreichen. Angenommen, ich bin in Newark und bekomme einen Hinweis auf einen Bankraub in Alabama, dann gebe ich den Tipp an den Dezernatsleiter und an den Case Agent in Mobile weiter, damit sie eingreifen können.

Natürlich sind manche Fälle grenzüberschreitend. Wenn ich in Newark arbeite und herausfinde, dass Kokain aus der Bronx geliefert wird, informiere ich den zuständigen Beamten im New Yorker Büro, das womöglich versucht, den Fall an sich zu ziehen. Das kommt andauernd vor. Im Idealfall sollten wir uns das FBI als Einheit vorstellen, als die Gesamtheit aller Bestrebungen, das Recht durchzusetzen – als Teamwork.

Neue Agenten durchlaufen verschiedene Dezernate und enden meist in einer langweiligen, unbedeutenden Dienststelle. Aber jemand oder etwas hatte wohl ein Auge auf mich. Nach nur drei oder vier Wochen im Dezernatskarussell wurde ich dem nobelsten, wichtigsten, begehrtesten aller Dezernate zugewiesen: dem Dezernat C-1, das für flüchtige Gangster, Bankräuber und Terroristen zuständig ist. Ich sollte bei erfahrenen Veteranen von der Pike auf lernen. Meine Kollegen, die sich mit gestohlenen Autos und anderen banalen Fällen herumplagen mussten, beneideten mich.

Während meiner ersten paar Wochen forderte mich niemand auf zu arbeiten. Also saß ich von sieben Uhr morgens bis sechs Uhr abends nur am Schreibtisch. Um sechs gingen alle nach Hause, und das Geplapper per Funk zwischen den Beamten im Außendienst ebte ab. Niemand wollte mich einsetzen. Niemand wollte auch nur mit mir reden. Ich war der einsamste Mann beim FBI.

Mein inoffizieller Titel lautete »FNG«, eine Abkürzung für »Fucking New Guy«, eine abwertende Bezeichnung für jeden Neuzugang einer Einheit während des Vietnamkrieges.

Wer ist der Kerl, fragten sich die FBI-Kollegen. Wie hat er diesen beliebten Job ergattert? »Was bist du denn für einer?«, fragten sie mich. »Der Liebling des Chefs?«

Ich hielt den Mund und wartete auf meine Chance. Immer wieder kam die Meldung, dass ein Flüchtiger in einer Wohnung in Newark aufgespürt worden sei oder dass gerade eine Bank ausgeraubt werde. Alle Beamten im Raum legten ihre Ausrüstung an – Pistole, Sicherheitsweste, Handschellen, das übliche Handwerkszeug der Polizei. Aber wenn ich in kläglichem Ton fragte: »Darf ich euch begleiten, Jungs?«, war die Antwort immer die gleiche: »Nein, Kleiner. Du bleibst hier.«

Das nagte an mir. Es brachte mich schier um, dass man mir nicht erlaubte, an den Einsätzen meiner Kollegen teilzunehmen. Ja, ich hatte zu tun; aber ich hatte nichts *Sinnvolles* zu tun. Wie allen Neulingen gab man mir Akten zu lesen; doch dabei handelte es sich um Fälle, die man »alte Hunde« nannte, etwa um Täter, die schon so lange flüchtig waren, dass die Idee, sie jemals zu schnappen, lächerlich gewesen wäre. Eine Akte war sogar in eine Hundefuttertüte gewickelt, wohl um zu unterstreichen, was für ein alter Hund der Fall war.

Ich war ein rangniedriger GS-10, ein Jungfuchs, der 20 Kollegen Kaffee und belegte Brote brachte und ansonsten nichts zu tun hatte. Wenn die Kollegen sich darüber unterhielten, was sie nach Feierabend unternehmen würden, fragte ich: »Jungs, geht ihr heute Abend aus?« Und sie antworteten immer: »Nein, tut uns leid, Kleiner!« Natürlich gingen sie aus, aber sie wollten mich nicht mitnehmen. Das war in Ordnung. So war es eben damals. Ich musste mich damit abfinden.

Eines Tages, nach ein paar Monaten im Dienst, erhielt ein Kollege einen heißen Tipp: Ein flüchtiger Straftäter hatte sich in einem Haus in einer üblen Gegend von Jersey City versteckt. Der Beamte war Pat Johnson, der den Spitznamen »Superman« trug, weil er Christopher Reeve ähnlich sah. Johnson schaute sich nach einem Begleiter um. Er galt als »schwerer« Polizist; das heißt, man rief ihn in Krisensituationen, etwa bei einem Bankraub, der noch im Gange war. »Schwer« drückte im FBI-Jargon Anerkennung für die tapfersten Beamten aus, die mit den gefährlichsten Fällen beauftragt wurden.

Ich sah, dass er sich umschaute, und fragte: »Brauchst du Hilfe?«

Er wies mich ab. »Nee, wir schaffen das schon.«

Vielleicht bemerkte er meine Enttäuschung, oder es waren keine anderen Beamten verfügbar.

»Also gut, komm mit«, sagte er in einem Ton, den man nur benutzt, wenn man den jüngeren Bruder zu einem Date mitnehmen muss. Ich war so aufgeregt, dass ich mich kaum beherrschen konnte.

Wir fuhren nach Jersey City, und es stellte sich heraus, dass die Information richtig gewesen war. Der Flüchtige versteckte sich tatsächlich in diesem Haus. Also gingen wir hinein, genau wie im Film. Mein Herz klopfte, so nervös war ich. Ein Kollege bewachte die Hintertür. Dann schrie Johnson: »FBI! Öffnen Sie die Tür!«

Wir hörten Geräusche von innen. Offenbar wollte der Kerl abhauen. Pat, der enorm stark war, holte aus und trat die Tür ein. Zumindest versuchte er es. Aber sie zeigte nicht einmal einen Kratzer.

»Ich mach's! Ich mach's!«, rief ich. Nichts konnte mich zurückhalten. Ich rammte die Tür wie einst meine Gegenspieler auf dem Fußballfeld. Kein Problem. Die Tür zerbarst. Wir fanden den Burschen im ersten Stock und nahmen ihn fest.

Zum ersten Mal hatte ich an der Festnahme eines Verdächtigen mitgewirkt. Wichtiger noch, die zerbrochene Tür verschaffte mir Respekt. Endlich wurde ich von den Kollegen des Dezernats akzeptiert.

Johnson konnte es sich nicht verkneifen, mich zu necken. »Ich hab die Tür für dich gelockert, Kleiner«, erklärte er.

Das musste er sagen, weil alle anderen ihn aufzogen. »He, Superman«, sagten sie, »hat der FNG dir gezeigt, wie man Türen eintritt?«

Von da an war ich einer von ihnen. Bald wurde ich bei Terroranschlägen eingesetzt, die auf das Konto der Anti-Castro-Gruppe Omega 7, der Weather Underground, der New World of Islam und der Fuerzas Armadas de Liberación Nacional (FALN) gingen. Die FALN kämpften für die Unabhängigkeit von Puerto Rico. Zu meiner Überraschung fand ich meinen Namen auf einem »Fahndungsplakat«, das die Gruppe überall in Union City, New Jersey, verteilte und aufhängte. Oben stand *Condenados a Muerte – Zum Tode verurteilt*. Die Ziele waren hauptsächlich FBI-Informanten und

Agenten des kubanischen G-2, das mit dem FBI vergleichbar ist. Aber ich stand auch deshalb auf dem Plakat, weil ich einen FBI-Informanten angeworben hatte.

Mein wichtigster Fall in diesen ersten paar Jahren meiner FBI-Karriere war die Fahndung nach Ronald Turley Williams, einem der zehn meistgesuchten Flüchtigen. Dieser Fall war für mich deshalb so bedeutsam, weil ich dabei einen Vorgeschmack auf die Arbeit als verdeckter Ermittler bekam. Ron Williams war dafür bekannt, dass er in New York häufig »Massagesalons« besuchte, und eine bestimmte »Masseuse« schätzte er besonders. Wir hatten den Auftrag, diese Frau zu finden, da sie uns zu Williams führen konnte. Wir überwachten »Massagesalons« in Manhattan und schickten sogar ein paar Agenten in die »Salons«, damit sie sich Zutritt verschafften und Informationen sammelten. Aber sie wurden alle abgewiesen. Sie sahen zu sehr wie Polizisten aus.

Das FBI ist eine sehr konservative Behörde. Wir sind die Jungs – zumindest waren wir die Jungs – mit dem engen Kragen, der schmalen Krawatte, dem weißen Hemd und den Oxfordschuhen mit gebogener Kappe, die man »Tausendaugenschuhe« nennt. Wir brauchten keine Pistole, keine Handschellen, kein Funkgerät und kein Abzeichen – wenn wir auf die Straße gingen und wie typische FBI-Agenten gekleidet waren, schrie alles an uns »FBI!«. Im Spanischen gibt es einen treffenden Ausdruck dafür: *tiene la pinta de un policia* – »Er hat die Farbe eines Cops«. Mit anderen Worten, wenn jemand Polizisten in Zivil malte, dann malte er uns.

Als Neuling strahlte ich dieses FBI-Flair überdeutlich aus. Ich benahm mich wie ein Cop und sprach wie ein Cop – es gab keinen Zweifel daran, welchem Beruf ich nachging. Ich war ein kubanischer Emigrant, und meine Familie besaß absolut nichts, als wir das Glück hatten, in dieses Land auszuwandern. Und jetzt war ich Special Agent beim FBI. Wenn das nicht der amerikanische Traum ist! Ich wollte nur eines: Türen eintreten, flüchtige Ganoven fangen und Kriminelle verhaften! Ich weiß, das hört sich fast kindlich unschuldig an; aber ich empfand wirklich so. Und so fühle ich heute noch, nach fast 30 Jahren in diesem Beruf. Ich arbeitete zwar nicht undercover wie Serpico, der Held meiner Kindheit; aber ich war an schwierigen Ermittlungen beteiligt und lernte von den besten Kollegen: Ed

Petersen, Pat Johnson, Dan McLaughlin, Ron Romano, Ron Butkiewicz – echte FBI-Legenden. Aber in jeder anderen Hinsicht lebte ich meinen Traum.

Dann erhielt ich eines Tages den Auftrag, mir als verdeckter Ermittler Zutritt zu diesen »Massagesalons« zu verschaffen.

Ich hielt das für verrückt. »Sie werden mich durchschauen!«, rief ich aus. »Ich bin doch der typische Cop! Sie entlarven mich in zwei Sekunden!«

Sie ignorierten meinen Protest und schickten mich los. Ich legte die Krawatte, das weiße Hemd und die Oxfords ab und zog Turnschuhe und ein Polohemd an. Das Hemd lag im Kofferraum meines Autos, und ich benutzte es beim Fitnesstraining. Ein Polizist kann nicht in einen »Massagesalon« gehen, wenn er diese Oxfordschuhe mit gebogener Kappe trägt, mit denen die Regierung ihn ausrüstet!

Das erste Etablissement auf meiner Liste befand sich in einem Sandsteinhaus im Osten der Stadt. Damals waren fast alle »Massagesalons« in Sandsteinhäusern untergebracht. Es gab keinen lauten Türsteher, der herumschnüffelte. Ein Kunde brauchte einen Termin oder musste den Leuten bekannt sein.

Da stand ich nun, nervös wie ein Teenie, und klopfte an die Tür. Eine kleine Luke öffnete sich.

Ich wusste, dass jemand mich musterte.

»Kann ich Ihnen helfen?«

»Lassen Sie mich rein«, sagte ich mit bebendem Herzen – ungelogen. »Ich will reinkommen.«

Einen Augenblick später hörte ich, wie die Tür aufgeschlossen wurde, und ich war drinnen.

Das Lokal war nichts Besonderes. Es war nicht schmutzig, rampontiert oder schäbig; aber es war auch kein Luxussalon. Im Hauptraum, der offenbar ein Wohnzimmer gewesen war, als noch jemand in dem Haus gewohnt hatte, standen zwei Sofas und ein Tisch. An einer Bar saßen ein paar Typen und tranken. Sie sahen aus wie Nachbarn – Geschäftsleute, Freiberufler. Niemand schlich herum, keiner hatte ein verschlagenes Gesicht. Die Kunden waren total entspannt. Sie kamen herein, tranken ein

paar Cocktails, taten, was sie nicht lassen konnten, und gingen dann nach Hause zu ihren Frauen oder Freundinnen.

Niemand stand unter Drogen oder lag auf dem Boden. Es ging sehr manierlich zu. Manchmal tauchten Mädchen im Morgenmantel auf. Man wählte eine von ihnen aus und ging mit ihr in ein Hinterzimmer. Damals kostete eine »Massage« 50 bis 75 Dollar. Die Salons glichen den Vereinten Nationen – es gab Frauen jeder Rasse und Herkunft. Heute sind es meist Asiatinnen; aber damals war es eine bunte Mischung.

Ein sehr attraktives Mädchen kam im Morgenmantel heraus und führte mich in ein Hinterzimmer.

»Zieh dich aus«, sagte sie.

»Ich – ich suche nur eine Freundin«, stotterte ich.

»Kein Problem«, sagte sie. »Zieh einfach die Hose aus.«

Ich fühlte mich wie Jackie Gleason, der Ralph Kramden spielt. Alles, was ich sagen konnte, war: »Äh, hm, äh.« Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Dafür war ich bestimmt nicht ausgebildet worden.

Also zog ich meine Hose aus. Da stand ich nun in meinen Boxershorts und sagte: »Hören Sie, ich will eigentlich nicht massiert werden. Ich suche nur ein Mädchen namens China. Sie ist eine Freundin von mir, und ich habe ein paar Sachen, die ihr gehören. Wissen Sie, wo sie ist?«

»Ich kenne sie«, sagte das Mädchen. »Aber ich weiß nicht, wo sie steckt. Sie hat mal hier gearbeitet, aber jetzt ist sie woanders. Kann Ihnen nicht sagen, wo. Wollen Sie wirklich keine Massage?«

Glauben Sie mir, das Mädchen war wunderschön – langes braunes Haar und eine großartige Figur. Aber ich war dienstlich hier, und eine Massage stand nicht auf dem Dienstplan. Also zog ich meine Hose an und ging. Ich sah noch, dass sie mit dem Rausschmeißer über mich sprach; aber niemand machte mir Ärger. Ich verließ einfach das Haus, und das war's.

Als ich wieder im Büro war, wollten die Kollegen die ganze Geschichte hören. Ich erzählte ihnen, dass ich die Hose ausgezogen hatte, und sie krümmten sich vor Lachen. Sie hielten das für den größten Witz, den sie je gehört hatten – immerhin hatte ich in Unterwäsche eine »Masseuse« vernommen. Sie fragten mich, wie sie ausgesehen habe und ob ich erregt

gewesen sei. Typische Männerfragen eben. Aber das Wichtigste war, dass ich reingekommen war und niemand mich für einen Cop gehalten hatte.

Das war für mich eine Offenbarung.

Bald wiederholte ich das gleiche Verfahren in einem zweiten »Massagesalon« ein paar Straßen weiter. Diesmal war ich ein wenig selbstsicherer, als ich mich der Tür des Sandsteinhauses näherte. Ich klopfte nicht wie ein ängstlicher FBI-Agent an, sondern wie ein typischer Geschäftsmann, der sein Leben lang jede Woche in »Massagesalons« geht. Keine große Sache. Auch dort ließen sie mich rein. Und diesmal wurde ich fündig. Ich traf ein Mädchen, das wusste, wo China arbeitete. Wir spürten sie auf und entdeckten mit ihrer Hilfe das Versteck des flüchtigen Verbrechers.

Als sie Williams fanden, kurz nach meinen ersten Abstechern in die Welt der verdeckten Ermittler, hatte man mich bereits nach Puerto Rico geschickt, wo ich am FALN-Fall arbeitete. Meine Kollegen Dan McLaughlin, Eddie Petersen und Ron Butkiewicz verhafteten Williams nach einem heftigen Schusswechsel in einem New Yorker Hotel. Mehrere Polizisten trafen ihn fünf oder sechs Mal. Zum Glück wurde keiner unserer Jungs verletzt. Wäre ich dabei gewesen, hätte Williams mich vielleicht erschossen, und ich könnte diese Geschichte nicht schreiben.

Es stellte sich heraus, dass ich großes Talent für die Arbeit als verdeckter Ermittler hatte. Damals hatten nur wenige FBI-Agenten einschlägige Erfahrungen. Hoover hatte wenig darüber nachgedacht, und das FBI neigte mehr dazu, sich auf Informanten zu verlassen. Aber mir wurde bald klar, dass die Aussagen solcher Informanten immer verdächtig waren – man wusste nie, ob sie die Wahrheit sagten, ob es ihnen um ihre eigenen Interessen oder um unsere ging und ob man sie fand, wenn man sie brauchte. Ein verdeckter Ermittler konnte sich dagegen selbst Informationen beschaffen und herausfinden, was wirklich vor sich ging. Auf einmal fand ich Gefallen an dieser Arbeit und wollte mehr davon haben. Das Dezernat beauftragte mich mit dreieinhalbjährigen Ermittlungen, bei denen es um die Sicherheit des Landes ging. Ich darf heute noch nicht darüber reden. Ich bekam eine hübsche Wohnung, ein gutes Auto und ein Spesenkonto, und ich betrat das Büro die ganze Zeit über kein einziges Mal. Das FBI war mit

meiner Arbeit so zufrieden, dass ich selbst entscheiden durfte, in welche Stadt der USA mich mein nächster Auftrag führen sollte.

Also beantragte ich meine Versetzung nach Miami, Florida, wo es für einen kubanischstämmigen FBI-Agenten reichlich Gelegenheit gab, undercover Verbrechen aufzuklären.

Selbstverständlich schickte man mich nach Philadelphia, Pennsylvania.

KAPITEL 4

Die Waage der Gerechtigkeit

Vor den Gambinos gab es für mich die Badlands.

Das Viertel im Norden von Philadelphia, das man Badlands (Ödland) nennt, ist eine der gefährlichsten Gegenden des Landes. Es wimmelt von Drogenhändlern aus Kolumbien, der Dominikanischen Republik, Mexiko und anderen Ländern. Ein verdeckter Ermittler, der überleben will, könnte sich kaum einen schlimmeren Ort aussuchen. Vier Jahre lang war ich Manolo, ein Drogenhändler und Geldwäscher, der einen Mercedes fuhr, Bacardi mit Cola trank und Zigarren rauchte. Zumindest spielte ich diese Rolle.

Meinen Abstecher in die Badlands verdankte ich der harten Arbeit meines Kollegen W. Van Marsh, der gegen einen der führenden Buchmacher der Gegend, einen Typen namens »Tony Oro« ermittelt hatte. Van Marsh hatte Tony dazu gebracht, den Verkauf von zwei Kilo fast reinem Kokain an einen anderen Kontaktmann zu vermitteln. Als der Handel abgeschlossen war, enthüllte Van Marsh seine Identität als FBI-Agent, nahm Tony mit zum Frühstück und stellte ihn vor die Wahl, entweder mit dem FBI zusammenzuarbeiten oder die nächsten paar Jahrzehnte hinter Gittern zu verbringen.

Tony war kein korpulenter Mann, aber er hatte den wiegenden Gang der Straßenleute. Er war Anfang 50, Vater und dank seiner Sportwetten und Lotterien sehr reich. Tony trug ein riesiges Halsband und einen Anhänger mit einem aztekischen Gott, verziert mit Diamanten, Rubinen und Smaragden. Es war bestimmt eine halbe Million Dollar wert. Tony stellte

es stolz und furchtlos in den Badlands zur Schau – denn wer würde es wagen, ihn zu belästigen? Wenn ihm das Bargeld ausging, dienten ihm die riesigen Schmuckstücke als Notgroschen – er konnte einen der Edelsteine verpfänden und seine Schulden begleichen.

Das äußere Erscheinungsbild eines Drogenviertels kann täuschen. Von außen mögen die Häuser wie Mietsreihenhäuser aussehen, aber im Inneren leben viele Drogenhändler und die anderen schweren Jungs in erstaunlichem Luxus. Innen glichen die Häuser mancher Hauptverdächtigen – der Drogenbosse bestimmter Viertel – einer Elektronikhandlung mit den neuesten und besten Fernsehern, Stereoanlagen und Haushaltsgeräten. Sie hatten schöne Möbel, teure Teppiche und Luxusautos. Tony fuhr beispielsweise einen Rolls-Royce Corniche. Einige hatten zu Hause sogar kleine Manegen für Hahnenkämpfe.

Das Leben in dem Viertel, in dem sie mit Drogen handelten, verschaffte ihnen ein Gefühl der Sicherheit und bot einen ständigen Nachschub an zuverlässigen Helfern. Drogenbosse beschäftigten Verwandte und Freunde, um die Drogen zuzubereiten und zu verkaufen, Geld zu kassieren und andere Aufgaben zu übernehmen, die der Drogenhandel mit sich bringt. Sie fühlten sich dort wohl, weil alle in der Umgebung sich vor ihnen in Acht nahmen – so wie Mafiosi vom Schutz der Gemeinschaft in den fünf Stadtvierteln profitieren. Diese Drogenhändler könnten überall leben; aber sie wollen in dieser Gegend bleiben, weil sie sich dort sicher fühlen. Man verdiente offenbar eine Menge Geld, wenn man Wetten annahm und Drogengeschäfte vermittelte.

Damals, Ende der 1980er-Jahre, konnte man auf den Straßen von Philadelphia und jeder anderen Großstadt ein Kilo fast reines Kokain für 17 000 bis 25 000 Dollar kaufen. Aber der Verkaufswert auf der Straße war sehr viel höher. Zuerst verdünnte man es mit Babylaktose, Inositol oder einer anderen Chemikalie und verdoppelte dadurch das Gewicht. Drogenhändler nennen das »strecken«. Die Dealer investierten also Geld für ein Kilo Stoff und verkauften zwei Kilo. Für den durchschnittlichen Konsumenten, der sich verzweifelt nach einem schnellen Drogenrausch sehnt, ist die Verfügbarkeit wichtiger als die Reinheit. Er nimmt das Risiko in Kauf, verdünntes Kokain zu bekommen, meist in einem Papierbeutel, der ein Gramm ent-

hält und hundert Dollar kostet. Rechnen wir es einmal durch: Ein Kilo Kokain, das zu 95 Prozent rein ist, wird zweimal verdünnt und liefert drei Kilo Stoff. Der Konsument zahlt hundert Dollar für ein Gramm. Die investierten 17 000 bis 25 000 Dollar werfen also einen Bruttogewinn von 300 000 Dollar ab.

Viele Drogenhändler zahlen nicht einmal den vollen Preis, wenn sie einkaufen, und erzielen auf diese Weise eine Wertsteigerung, von der Immobilien- und Aktienhändler nur träumen können. Ein paar tausend Dollar »Anzahlung« für ein Kilo werfen einen Gewinn ab, der hundertmal höher ist als die Investition. Einfacher ausgedrückt: Nach Abzug aller Kosten ist für jedes verkaufte Kilo ein steuerfreier Reingewinn von einer viertel Million Dollar möglich.

Natürlich ist es nicht so einfach, als Drogenhändler zu leben. Zunächst einmal hat er es mit einem Netzwerk von schwer bewaffneten Lieferanten zu tun, die nicht zögern, jeden zu ermorden, der ihnen widerspricht oder auch nur im Geringsten verdächtig vorkommt. Zweitens ist es gesetzlich verboten, Rauschgift zu kaufen und zu verkaufen, obwohl man bei dem städtischen Drogensupermarkt auf dem Gehsteig einen anderen Eindruck haben könnte. Man muss immer damit rechnen, dass ein »Kunde« ein Polizist ist. Jetzt komme ich ins Spiel

Bei meiner Größe und meinem Gewicht – inzwischen wog ich 136 Kilo – passte ich nicht in das Bild, das Drogenhändler sich von einem Cop machten. Darauf bauten wir, als aus Tony, dem Buchmacher, ein kooperierender Zeuge wurde.⁴ Van Marsh stellte ihn mir vor, weil er jemanden suchte, der ihn ablöste, sich um Tony kümmerte, den Fall weiter bearbeitete und die verdeckte Ermittlung übernahm, während er seine wohlverdiente Beförderung an der FBI-Akademie genoss.

Tony hatte jetzt eine neue Aufgabe: Leute, mit denen er Geschäfte machte, davon zu überzeugen, dass ich ein echt schwerer Junge war, ein Drogenhändler und Geldwäscher. Und in den nächsten paar Jahren setzte Tony sein Leben aufs Spiel, als er mir half, diesen Ruf im Viertel

⁴ Ein im FBI-Jargon »kooperierender Zeuge« genannter Helfer trägt im Gegensatz zu einem »Informanten« eine Wanze bei sich und kann in einem Strafprozess als Zeuge benannt werden.

aufzubauen, und ich riskierte mein Leben, weil ich in den Badlands arbeitete, oft sieben Tage in der Woche, und versuchte, Ganoven hinter Gitter zu bringen.

Um mein Image als Manolo und Oberganove zu pflegen, begann Tony, mich im Viertel herumzuführen. Anfangs bestanden unsere Vorstöße in die Unterwelt der Badlands darin, dass wir ein Restaurant mit Nachtclub namens El Kibuk im Herzen des Viertels mehrmals täglich besuchten, bis zu viermal am Tag. Die Eigentümer des Clubs waren kubanische Drogenhändler, und der Club war das Stammlokal, der Treffpunkt und der Marktplatz für die Dealer und anderen Kriminellen im Norden von Philadelphia.

Um mein Image aufzupolieren, fuhr ich einen neuen, nach Kundenwünschen gefertigten AMG-Mercedes SL 500, den das FBI bei einem Drogenhändler in Miami beschlagnahmt hatte. Ich stellte immer riesige Geldbündel zur Schau, die ich vom FBI bekam. Rasch lernte ich von Tony, wie man sich auf den Straßen und in den Clubs benahm. Tony sagte oft: »Wer mächtig aussieht, ist mächtig.« Ganoven fragten nie nach einer Rechnung, wenn sie in ein Restaurant oder in eine Bar gingen. Sie bestellten einen Kaffee oder einen Drink, zahlten aber nie sofort. Das wäre ein Verstoß gegen die Ganoven-Etikette gewesen. Tony brachte mir bei, stattdessen 50 oder 100 Dollar Trinkgeld zu geben. Ein Ganove würde nie in eine Bar gehen und fragen: »Was für Biermarken habt ihr?«, oder: »Habt ihr Bier vom Fass?« Solche Fragen stellen Versager.

Ein echter Ganove weiß genau, welche Biermarke er trinkt. Gib mir einen *llave* (spanisch für Schlüssel). Das war für den Barkeeper das Zeichen, dass der Gast ein Beck's wollte; denn auf dem oberen Etikett der Flasche ist ein Schlüssel zu sehen. Und wenn ich als Kubaner Rum mit Cola wollte – meine Spezialität als Manolo –, bestellte ich nicht ein Cuba libre, was »freies Kuba« bedeutet und die übliche Bezeichnung ist, sondern eine *mentira* (spanisch für Lüge), weil alle wussten, dass es unter Castro niemals ein Cuba libre geben würde. Natürlich warf ich den Strohalm sofort weg. Kein harter Kerl mit Selbstachtung saugt an einem Strohalm!

Ein massiger Mann wie ich ist kaum zu übersehen, erst recht nicht, wenn er einen dicken Mercedes fährt, viermal am Tag im El Kibuk auftaucht und mit Tony abhängt, einer bekannten Größe in den Badlands.

Schon nach wenigen Wochen fingen die Leute an, Tony nach meinem Leumund zu fragen. War ich ein Ganove? Konnte man mir vertrauen? Was machte ich? Was suchte ich? Um die Ganoven davon zu überzeugen, dass ich wirklich gefährlich war und zu ihnen gehörte, hatte ich mir ein Foto besorgt, auf dem ich als Drogenhändler und Mörder zu sehen war, den das FBI suchte.

Tony zeigte das Foto auf den Straßen herum und behauptete, er habe es von korrupten Cops bekommen. Bald wurde ich von Kriminellen angesprochen, die mit mir Geschäfte machen wollten. Andere FBI-Agenten zeigten ihren Informanten das gleiche Foto und fragten: »Habt ihr diesen Kerl gesehen?« Das machte mich noch glaubwürdiger, weil die Ganoven nun zusätzliche »Beweise« dafür hatten, dass ich einer von ihnen war.

Hatte ich Angst? Selbstverständlich. Einige der Drogenbosse, die Dutzende oder Hunderte von Kilos Kokain oder Heroin auf einmal kaufen und verkaufen, sind Geschäftsleute, die genauso aussehen und sich genauso benehmen wie Pendler, die morgens mit dem Zug zur Arbeit fahren. Die meisten denken nicht im Traum daran, selbst Drogen zu konsumieren. Ihnen geht es nur ums Geschäft. Obwohl ich in ihrer Gegenwart nie völlig sicher war, fühlte ich mich auch nie besonders gefährdet.

Die Drogenhändler auf der Straße waren von einem ganz anderen Schlag. Alle nahmen selbst Drogen. Sie waren bewaffnet und immer misstrauisch bis zum Verfolgungswahn, was sicherlich auch an ihrem Drogenkonsum lag. Sie waren eine ständige tödliche Gefahr und hätten mich umgebracht, ohne mit der Wimper zu zucken. Einmal ermordete ein Dealer einen Typen, der ihm Geld für ein paar Kilo schuldete. Er steckte ihn in ein Fass voller Lauge, nagelte das Fass zu und warf es in den Fluss.

Ich traf alle denkbaren Vorsichtsmaßnahmen. Wenn ich mit einem Dealer telefonierte, den ich noch nie getroffen hatte, sagte ich: »Man nennt mich Flaco (spanisch für »mager«). Ich bin eins 57 groß und wiege 68 Kilo. Ich trage Jeans und ein T-Shirt.«

Auf diese Weise war ich im Vorteil. Der Typ wusste nicht, wer ich war, und ich war ganz bestimmt kein kleiner Bursche mit Jeans und T-Shirt. Wenn mir die Situation verdächtig erschien, konnte ich mich verdrücken, ohne dass der Dealer mich als Bullen identifizierte.

Ich schloss ungefähr 45 Drogengeschäfte in den Badlands ab. Jeder Dealer hatte sein Revier, und es gab Arbeiter, Beobachter und geheime Lager. Trotz meiner Größe und meines Gewichts und obwohl Tony für mich bürgte, fragte mich gelegentlich ein hartgesottener, paranoider Dealer, ob ich ein Bulle sei. Diese Frage stellten sie jedem Neuling in ihrer Mitte. Viele Drogenhändler glauben, sie seien für alle folgenden kriminellen Handlungen strafrechtlich nicht zu belangen, wenn ein Polizist ihre Frage mit nein beantwortet. Das stimmt natürlich nicht; aber solche Irrtümer sind schwer aus der Welt zu schaffen. Ein Ganove verlangte sogar einen Führerschein von mir! Klar, dass ich ihm sagte, wohin er sich den Wisch stecken solle. Er sah ihn nie, wir machten das Geschäft, und er kam in den Knast.

Einmal gab mir der Eigentümer des El Kibuk sogar ein Gerät, mit dem man Wanzen aufspüren konnte. Es fing die Funksignale der Wanzen auf, die ich als FBI-Agent benutzte. Der Mann wollte mir einen Gefallen tun – er wollte mir helfen herauszufinden, ob ein Typ, mit dem ich mich verabredet hatte, ein Spitzel der Cops war. Zum Glück war das Ding nicht eingeschaltet, andernfalls hätte es die Wanze aufgespürt, die ich trug, und ich wäre vielleicht bald in einem Fass den Fluss hinuntergetrieben wie dieser andere arme Kerl!

Meine Rolle als Manolo war sehr aufwendig. Ich musste enorm viel Zeit mit Tony und den stets gefährlichen Ganoven auf den Straßen von Nordphiladelphia verbringen und dabei immer Manolo bleiben. Tony war selbst kokainsüchtig und so sprunghaft, wie es von einem Langzeitjunkie zu erwarten war. Für mich war er ein Mann mit zwei Gesichtern. In nüchternem Zustand war er ein netter Bursche, mit dem ich gerne herumhing. Aber unter Drogeneinfluss war er verrückt, mutlos, misstrauisch und als Kumpel ein totaler Albtraum.

Obendrein musste ich Tag und Nacht für ihn zur Verfügung stehen, um nicht aus der Rolle zu fallen. Manchmal kam er um drei oder vier Uhr morgens mit jemandem, der mich treffen wollte; oder er war von Drogen benebelt und wollte nur mit mir reden. Es machte meine Frau verrückt, dass ich mehr Zeit mit Tony verbrachte als mit ihr, dass ich ganze Wochenenden mit ihm zusammen war und dass ich immer für ihn da sein musste. Die

hohen Anforderungen, die meine Rolle als Manolo an mich stellte, belasteten meine Ehe. Meiner Frau gefiel es nicht, dass ich jeden Tag in Gefahr schwebte und so viel Zeit für meinen Beruf opferte. Für einen verdeckten Ermittler ist es nicht leicht, verheiratet zu sein.

Gleichzeitig setzte mich mein neuer Vorgesetzter in der Außenstelle Philadelphia des FBI unter Druck. Er war ein ehemaliger Marinesoldat, den ich hier Martland nennen will. Aus irgendeinem Grund war ich ihm von Anfang an unsympathisch. Er war ein Marine, wie er im Buche steht, und er brachte seine Vorliebe für Dienstvorschriften mit ins Dezernat. In seinen Augen war ich wegen meines Gewichts eine Art Straftäter.

Wegen der psychischen Belastung durch meine Rolle als Manolo und meine Eheprobleme hatte ich zugenommen. Wenn ich angespannt bin, esse ich eben. Manche Kollegen trinken Whisky, ich verdrücke Äpfel im Schlafrock. Bald stellte sich die Frage: Was ist wichtiger – das Gewicht des Kokains und Heroins, das wir von der Straße holen wollten, oder das Gewicht des FBI-Agenten Joaquin Garcia?

Für Martland war entscheidend, dass ich zu schwer war, um dem Idealbild eines FBI-Agenten zu entsprechen, und dagegen musste er etwas tun. Er versuchte, mich auf eine Waage zu stellen; aber mit meinen 181 Kilo war ich zu schwer für jede handelsübliche Badezimmerwaage. Also ließ Martland seine ganze Arbeit liegen und opferte eine Menge Zeit, um eine Waage zu finden, die für mich tauglich war!

Schließlich fand er eine im Keller des Gebäudes, und er befahl einer ehemaligen Marinekrankenschwester, die im Büro arbeitete, mich jede Woche zu wiegen. Im Rückblick hört es sich komisch an, aber damals war es eine schwere Demütigung. Tag und Nacht setzte ich für das FBI und für amerikanische Bürger mein Leben aufs Spiel, manchmal rund um die Uhr, und mein Vorgesetzter beschäftigte sich nur damit, eine große Waage für mich zu finden!

Jede Woche musste ich mich wiegen lassen, und Martland erwartete, dass ich wöchentlich ein Pfund abnahm. Ich ging zu einem Arzt bei Camden in New Jersey, der mir Diättabletten verordnete, die mir zwar halfen, ein wenig abzunehmen, mich aber noch nervöser machten, wenn ich mich bemühte, als verdeckter Ermittler meine Pflicht zu tun. Trotz der Tabletten

nahm ich wegen meiner Esssucht bald wieder zu. Ich wusste, dass Martland, falls er davon erfuhr, mir den Ermittlungsauftrag entziehen und vielleicht sogar versuchen würde, mich zu entlassen. Also dachte ich mir etwas aus. Wenn ich meine eigene Waage kaufte, brauchte ich mich nicht mehr im Keller des Regierungsgebäudes wiegen zu lassen.

Ich ließ meinen Fall erst einmal liegen – keine Ganoven, keine Drogen, kein Tony – und ging einkaufen! Ich glaube, ich war in jedem Kaufhaus von Philadelphia und South Jersey und probierte jede Waage aus, die sie hatten. Endlich fand ich die eine, den Heiligen Gral, eine Waage, die mein wahres Gewicht anzeigte. Und wenn ich mich ein klein wenig zur Seite neigte, konnte ich schwindeln, und es sah aus, als hätte ich ein Pfund verloren, obwohl mein Gewicht gleich geblieben oder sogar gestiegen war. In den ersten ein bis zwei Monaten klappte alles perfekt. Die ehemalige Krankenschwester ließ sich auf alle viere nieder, um die Skala abzulesen, während ich mich möglichst schräg hinstellte, um sie zu täuschen. Manchmal kam ich mir wie der schiefe Turm von Pisa vor!

Aber die Monate vergingen, und ich nahm weiter zu. Eines Tages übertrieb ich meine Schräglage ein wenig ... und während sie auf Händen und Knien kauerte, fiel ich von der Waage und landete auf der Dame! Mein Schwindel flog auf, und Martland hatte die Munition, die er brauchte, um mir den Fall zu entziehen und mich zu feuern. Sofort brummte er mir eine Bewährungszeit auf, setzte Gehaltserhöhungen aus und überwachte mein Gewicht persönlich, um einen Grund für meine Entlassung zu finden. Ist es nicht lustig, dass ich mir bisweilen mehr Sorgen über mein Gewicht machte als über meine Sicherheit auf der Straße? Ich wusste, wie ich mich in gefährlichen Situationen in den Badlands herausreden konnte; doch im FBI-Büro in Philadelphia hatte ich ständig Angst.

Es war meine Rettung, dass ich als Manolo bereits erste Erfolge vorzuweisen hatte. Tony spielte seine Rolle perfekt, das muss ich ihm lassen. Ich glaube nicht, dass irgendjemand in den Badlands je den Verdacht hatte, er sei ein Informant und ich ein verdeckter Ermittler. Ich bin Tony dankbar, weil er mir beibrachte, wie ich mich unter Ganoven verhalten musste. Das kam mir bis zu meiner Pensionierung zugute, vor allem als ich undercover bei den Gambinos war. Aber damals war ich in der Welt der verdeckten

Ermittler eher ein Neuling. Wir zogen in Nordphiladelphia einen Drogenhändler nach dem anderen aus dem Verkehr.

Wie alle Geschäftsleute reden auch Dealer gerne. Sie plaudern über Geschäfte, neue Kunden, Lieferanten und Preise. Unter diesen Umständen war es für mich unmöglich, einfach hinaus auf die Straße zu gehen, bei einem Dealer nach dem anderen ein Kilo Kokain zu kaufen und die Täter dann der Reihe nach verhaften zu lassen. Die Neuigkeit, dass Manolo ein Bulle war, würde sich in den Badlands wie ein Lauffeuer herumsprechen.

Selbst wenn wir zunächst nur die Käufe abgewickelt und die Festnahmen so lange aufgeschoben hätten, bis wir eine hinreichend große Zahl von Gangstern hätten schnappen können, wäre der Plan misslungen. Zunächst einmal hatte das FBI nicht genug Geld herumliegen, um jedem Ganoven in der Stadt Kokain für 18 000 bis 25 000 Dollar abzukaufen. Zweitens hätte ein Dealer es den anderen erzählt, wenn ich von ihm ein Kilo gekauft hätte. Ich hätte mich verdächtig gemacht, wenn ich von einem Lieferanten zum anderen gewandert wäre. Nur ein verdeckter Ermittler würde von einem Dealer kaufen, ihm den Laufpass geben und dann versuchen, der Reihe nach mit mehreren anderen ins Geschäft zu kommen. Das hätte nicht geklappt.

Stattdessen entwickelten wir einen Plan, der es uns erlaubte, mehrere Drogenhändler zu erwischen, ohne massenhaft Geld auszugeben oder zu riskieren, dass ich als Cop entlarvt wurde. Tony stellte mich als Geldwäscher vor. Dealer wollen bekanntlich Bargeld sehen, und ihre Kunden zahlen mit kleinen Scheinen – ein, fünf, zehn und 20 Dollar. Alle Banknoten sind schmutzig und weisen unweigerlich Rückstände von Drogen auf. Angenommen, ein Dealer verkauft innerhalb kurzer Zeit vier Kilo Kokain. Dann besitzt er eine Million Dollar Bargeld in kleinen Scheinen. Es war ein gefährliches Unterfangen, dieses Geld aus Nordphiladelphia hinauszu-schaffen und an einem sicheren Ort unterzubringen – in einem Banktresor in einem anderen Bundesstaat, in einem geheimen Versteck oder beim Lieferanten, um noch mehr Stoff zu kaufen. Der Dealer konnte wegen des Geldes beraubt und ermordet werden, und selbst wenn er kein schlimmes Ende fand, hatte er immer noch das Problem, Seesäcke voller Bargeld, das nach Drogen stank, zu transportieren.

Manolo war der Retter. Ich versicherte den Dealern, ich hätte Kontakt zu einer Bank, die Geld wasche. Für eine Gebühr von einem bis zwei Prozent könne ich ihr Kleingeld in Hundert-Dollar-Scheine umtauschen. Eine Million Dollar in Hundertern passt gut in einen Koffer. Lebt wohl, Seesäcke mit Bargeld, die Aufmerksamkeit erregen, sowohl bei anderen Kriminellen als auch bei der Polizei. Auf diese Weise kam ich mit zahllosen Dealern ins Geschäft.

Das lief meist so ab: Ich ging zu einem Typen und sagte: »Ich kenne jemanden, der ein paar Kilo Kokain kaufen möchte. Soll ich die Sache einfädeln?« Dann wurde der Handel abgeschlossen oder auch nicht. Sie kamen immer zurück und sagten: »Kein Problem. Ich verkauf dir einen Schlüssel.«

»Was ist für mich drin?«, erwiderte ich.

Mit anderen Worten: Wenn ich dir helfe, wer hilft mir? Eine Hand wäscht die andere. Was kannst du für mich tun? Vermittle mir ein Geldwäschegeschäft, und der Handel ist perfekt.

Je mehr Geld sie mir brachten, desto leichter fiel es uns, den Umfang ihrer Drogengeschäfte einzuschätzen. So gelang es dem FBI, Millionen von Drogendollars zu »waschen«, die von den Straßen Philadelphias stammten, und wasserdichte Anklagen gegen zahlreiche Dealer aufzubauen. Wir nannten das Unternehmen BT Express. Das B stand für Bureau wie in Federal Bureau of Investigation, das T stand für Tony, den Informanten. Das »Express« war nur Spaß. Es gab damals eine Musikgruppe mit diesem Namen, aber sie hatte nichts mit uns zu tun. Wir mieteten ein Ladenlokal in Nordphiladelphia im Herzen der Badlands. Im vorderen Raum wickelte Tony seine Wetten ab; ins Hinterzimmer gingen Drogenhändler, um ihr Geld zu waschen oder uns Kokain zu verkaufen. Sie hatten keine Ahnung, dass die Gespräche über Drogengelder mit Videokameras und Mikrofonen aufgezeichnet wurden. Die Dealer kamen mit Seesäcken voller Drogengeld und kiloweise Kokain und Heroin ins Büro des BT Express, und wenn sie hinausgingen, waren sie reif für die Festnahme.

Als Martland, der ehemalige Marine, der sich so über mein Gewicht aufregte, an Bord kam, missfiel ihm der Name BT Express, und er wollte ihn ändern ... ausgerechnet in Warzenschwein. Fast wäre ich ausgerastet.

Wir dachten gar nicht daran, unser schönes Unternehmen Warzenschwein zu nennen. Später erfuhr ich, dass Warzenschwein der Name eines Aufklärungsschiffes war. Das erklärte, warum er so an dem Wort hing. Letztlich bekam die Operation doch einen neuen Namen: Metroliner. Einige unserer Dealer fuhren nämlich im Amtrak-Zug von Washington oder New York nach Philadelphia, um dort Geschäfte abzuschließen.

Ein ganzes Jahr lang ging ich Tag für Tag in die Badlands, machte Geschäfte mit kriminellen, bewaffneten, paranoiden und gefährlichen Drogenhändlern, schaute viermal am Tag im El Kubik vorbei, um mir einen Kaffee oder einen Drink zu genehmigen, und war die ganze Zeit mit Tony und seinen Kumpels zusammen. Jeden Abend kehrte ich ins Büro zurück, um Berichte über alles zu schreiben, was ich gesehen und getan hatte. Am nächsten Morgen musste ich früh aufstehen und die Tretmühle erneut besteigen. Gleichzeitig musste ich auf mein Gewicht achten und meine Ehe am Leben erhalten. Es war nicht leicht, aber es lohnte sich. Als wir BT Express Metroliner beendeten, lieferten wir der Staatsanwaltschaft so viele Informationen, dass sie 85 Verfahren gegen Drogenhändler aus Kolumbien, Kuba und der Dominikanischen Republik einleiten konnte.

Die Anklagen wurden am selben Tag in verschiedenen Städten von Philadelphia bis Los Angeles erhoben. 18 Beschuldigte flohen aus dem Land. Von den 67, die blieben, wurden 62 wegen Drogenhandels und Geldwäsche zu längeren Gefängnisstrafen verurteilt. Zwei wurden freigesprochen, einer starb während des Prozesses. Als der Fall BT Express Metroliner abgeschlossen war, trat ich ein Jahr lang jeden Tag in irgendeinem Prozess als Zeuge auf. Es war einer der härtesten Schläge gegen den Drogenhandel in der Justizgeschichte.

Als alles vorbei war, wusste ich, dass ich Philadelphia verlassen musste. Martland setzte seinen Feldzug gegen mich unvermindert fort, trotz meiner langwierigen, harten Arbeit und aller Erfolge. Er schikanierte mich weiter und behauptete, ich verstoße gegen Regeln und Dienstvorschriften. Eines Tages explodierte ich. »Und was ist mit Ihnen?«, fragte ich. »Sie sind immer noch in der Nationalgarde. Warum kümmern Sie sich nicht um Ihre eigenen Angelegenheiten?«

Trotz Martland gelang es uns, eine erhebliche Zahl von Ganoven festzunehmen und die Geschäfte der beiden größten kolumbianischen Cali-Drogenkartelle in den USA zu unterbinden. Für unsere Bemühungen wurden wir – die Case Agents und die verdeckten Ermittler, die Van Marsh und ich an den Ermittlungen beteiligt hatten – vom FBI mit Leistungsprämien und vom Büro des amerikanischen Generalbundesanwalts im Eastern District of Pennsylvania mit Preisen geehrt.

In dem Glückwunschbrief des FBI stand unter anderem: »Special Agent Garcia, dank Ihrer Tapferkeit und Ihrer außergewöhnlichen Fähigkeiten als verdeckter Ermittler ist es Ihnen gelungen, das volle Vertrauen der Verdächtigen zu erwerben.« Die Bundesstaatsanwaltschaft schrieb ebenfalls einen sehr freundlichen Brief an den damaligen FBI-Direktor Louis Freeh, in dem es hieß: »Special Agent Garcias Befähigung als verdeckter Ermittler verdient ebenfalls besonderes Lob. Er denkt in gefährlichen Situationen schnell und präzise, versteht Kriminelle, spricht ihre Sprache und gewinnt leicht ihr Vertrauen. Das FBI hat zwar viele gute Beamte, die verdeckt ermitteln können, aber Special Agent Garcia gehört zu den besten in dieser Elitegruppe. Er ist ein überaus wertvoller Beamter, der in der Lage ist, zahlreiche wichtige Fälle zu bearbeiten.«

Wie tapfer war ich wirklich? Ich hatte Angst davor, gewogen zu werden, weil ich fürchtete, meinen Job zu verlieren!

Meine Ehe hatte diese schwere Zeit irgendwie überlebt. Die verdeckte Ermittlung war ebenso aufregend wie anstrengend, und ich wusste, dass ich nicht nur bei der Justiz, sondern auch in meinem Leben meinen Platz gefunden hatte. Trotz der Schwierigkeiten, mit denen ich kämpfen musste, weil mein Vorgesetzter mich nicht unterstützte, wusste ich, dass es meine Lebensaufgabe war, undercover zu arbeiten und die Straßen von Gangstern zu befreien. Natürlich versetzten meine Bemühungen den Drogenimporteuren und Drogenhändlern des Landes keinen tödlichen Schlag; aber ich wusste auch, dass eine Menge Ganoven hinter Gittern saßen, weil meine Kollegen und ich gute Arbeit geleistet hatten.

Ich beantragte meine Versetzung, und diesmal wurde mein Wunsch erfüllt. Ich durfte nach New York zurückkehren.

KAPITEL 5

Willkommen in New York

Als ich in New York ankam, knüpfte ich an frühere Erfahrungen an. Zuerst hatte ich hier als spanisch sprechender verdeckter Ermittler gearbeitet. Darum wollten die für Drogenkriminalität zuständigen Kollegen im New Yorker Büro mich unbedingt haben. Leider folgten mir meine wiederholten Zusammenstöße mit Martland nach New York, und wie sich herausstellte, hatte Martland hochrangige Freunde in der Stadt, die mich demütigen wollten. Ich hatte eben den vielleicht größten und wichtigsten Drogenfall in der Geschichte des FBI abgeschlossen. Aber Martland setzte durch, dass ich der Einheit zugeteilt wurde, die man abwertend Gipser-Einheit nannte. Diese Kollegen nehmen niemanden fest. Sie jagen keine Drogenkonsumenten, Terroristen, Bankräuber oder auch nur Autodiebe. Stattdessen überwachen sie den Bau und die Renovierung von FBI-Gebäuden – daher der Name Gipser-Einheit. Dorthin wollten sie mich abschieben.

Ich schrie. Ich stampfte mit den Füßen. Ich erklärte jedem, der mir zuhören wollte, das sei eine verrückte Idee – ich war zum verdeckten Ermittler berufen. Es wäre eine schreckliche Vergeudung von FBI-Ressourcen, wenn ich den ganzen Tag lang Bauarbeitern bei der Arbeit mit Gipskartonplatten zusehen musste. Ich bat ein paar Freunde um Hilfe, und sie konnten die New Yorker FBI-Führung davon überzeugen, dass Martland und einige andere in Philadelphia mich falsch einschätzten. Zum Glück nahm das FBI Vernunft an, und bald wurde ich der C-13 zugeteilt, der besten Spezialeinheit für Drogenbekämpfung des New Yorker Field Office. Diese

Einheit hatte berühmte Fälle gelöst, zum Beispiel die »Pizza Connection«, einen der umfangreichsten Fälle im Bereich der organisierten Kriminalität. Ich erlebte meine Zeit als »FNG« in Newark neu. Die Jungs in der Einheit waren hart arbeitende, angesehene Agenten, und alle hatten von dem renommierten Dezernat für organisiertes Verbrechen der New Yorker Polizeibehörde Auszeichnungen erhalten. Die ganze Einheit verfolgte ein gemeinsames Ziel – »Ganoven in den Knast zu bringen«, wie wir zu sagen pflegten. Die C-13 war das Beste, was das FBI und die New Yorker Polizeibehörde vorzuweisen hatten, und ich war dankbar dafür, dass ich ein Teil von ihr wurde.

Ich arbeitete undercover an mehreren großen Fällen, bei denen es um Geldwäsche und Kokain ging. Jedes Mal spielte ich verschiedene Rollen. Für mich war es eine besondere Herausforderung, in die Rolle eines italienischen Mafioso zu schlüpfen, wenn ich unter spanisch sprechenden Leuten war. Ich verstand, was sie sagten, und wollte mich daher oft spontan an ihren Gesprächen beteiligen. Aber ich musste geduldig warten, bis der Informant für mich »übersetzt« hatte. In vielen Situationen hätte ich beinahe diesen Fehler gemacht. Hatte ich mit Jamaikanern zu tun, gab ich mich als kolumbianischer Drogenboss aus, der schlecht englisch sprach. Ich fand es nicht glaubhaft, aber zum Glück schluckten sie es.

Während diese Fälle sich entwickelten, schlugen wir etwa 30 Mal blitzschnell gegen Drogenhändler zu. Ich arbeitete mit Detective Paul Caroleo von der New Yorker Polizeidienststelle als Case Agent und mit Agent Craig Arnold zusammen. Craig kümmerte sich um meine Sicherheit. Wir beschlagnahmten etliche Kilo Heroin und Kokain und – wichtiger noch – brachten einige richtig böse Jungs in den Knast. Wir alle liebten diese schnellen Einsätze – sie jagten den Adrenalinpiegel hoch und stärkten den Teamgeist. Die ganze Truppe ging zusammen raus. Ich übernahm die verdeckte Ermittlung, andere die Festnahmen und so weiter. Es war für uns alle ein Riesenspaß.

Kurz nachdem ich zur C-13 abkommandiert worden war, berichtete ein Informant, dass einige Mitglieder einer Jugendbande an der Kreuzung 123. Straße und Lenox (dem Ground Zero des Drogenhandels) größere Mengen Kokain für die Kolumbianer verkaufen wollten. Diese Kreuzung

ist so ungefähr der gefährlichste Ort, den ein verdeckter Ermittler aufsuchen kann. Also ließ ich durch den Informanten ausrichten, ich sei ein möglicher Käufer, wolle die Burschen aber nicht im Norden der Stadt treffen. Stattdessen schlug ich ein Gelände vor, das für einen wie mich erheblich angenehmer und sicherer war – die Mitte von Queens.

»Kein Problem«, lautete die Antwort. Wir vereinbarten ein Treffen am gleichen Abend im Georgia Diner in der Nähe der Queen Center Mall, wo der Queens Boulevard die Long-Island-Autobahn kreuzt.

An diesem Abend traf ich die Gangster. Es waren hartgesottene Straßenkriminelle, gefährlicher als die Dealer in den Badlands. Sie versprachen mir »Fishscale-Kokain«. Dieses Kokain ist von einer kaum zu übertreffenden Reinheit und Qualität. Der Name ist vom Aussehen des Kokains abgeleitet. Wenn man das Päckchen öffnet, sieht das Kokain sehr glänzend und weiß aus wie die Schuppen eines Fisches, den man aus dem Wasser holt. Die Gangster von der 123. und Lenox wollten den Handel an diesem Abend abschließen, hier und jetzt; aber das lehnte ich strikt ab, angeblich, weil ich große Mengen Kokain nur tagsüber kaufte – dann sei es leichter, in der Menge unterzutauchen. Das war ihnen recht, und wir verschoben den Termin einvernehmlich auf den nächsten Morgen.

Zum vereinbarten Zeitpunkt hatte sich die Umgebung des Georgia Diner in das verwandelt, was wir beim FBI »Drehort« nennen – eine Kulisse für eine Begegnung zwischen Kriminellen und Polizisten. In einem Lieferwagen, der vor dem Lokal parkte, saßen Agenten und Kripobeamte. Verdeckte Ermittler und weitere Kripobeamte hielten sich in mehreren PKW bereit, Fluchtwege in allen Richtungen zu blockieren, falls etwas schiefgehen sollte. Ein Agent lehnte sogar auf dem Gehsteig an einer Mülltonne, hielt eine Flasche in einer braunen Papiertüte in der Hand und gab sich als betrunkenen Obdachloser aus. Natürlich beobachtete er alles genau. Solche Agenten nennt man Geister – sie sind für jeden sichtbar, passen sich der Straßenszene aber so gut an, dass die Ganoven sie nie bemerken. Und ich wartete selbstverständlich auf die Ankunft der Gangster. Wir hatten alles, was wir brauchten ... außer den Drogenhändlern.

Dealer legen nicht so viel Wert auf Pünktlichkeit wie das Militär oder die Polizei. Dealer kreuzen auf, wenn sie aufkreuzen. Erfreulicherweise

verspäteten diese sich nur um 45 Minuten, nicht schlecht in der Drogenwelt. Dann ging alles schief.

Wir hatten abgesprochen, dass ich neun Kilo erstklassiges Kokain kaufen würde; aber die Dealer hatten keine Drogen dabei. Plötzlich spielten wir *Scarface*: »Habt ihr den Stoff?«

Sie erwiderten: »Hast du das Geld?«

Niemand hatte etwas dabei. Es war eine Pattsituation. Mein sechster Sinn sagte mir, dass die Lage ernst wurde.

Die Typen behaupteten, die Ware würde jeden Augenblick da sein; und fünf Minuten später kam ein Kolumbianer. Also gingen wir rüber zu ihm – die zwei Gangster von der 123. und Lenox, die ich am Abend zuvor getroffen hatte, und ich. Der Kolumbianer wollte wissen, ob man dem Vermittler, der uns zusammengebracht hatte, trauen könne. Ich sagte, ich sei ihm noch nie begegnet, aber mein Partner kenne ihn. Das Vertrauen, das bei Drogengeschäften ohnehin rar ist, schwand rasch dahin. Immer mehr Leute erschienen – drei Partner des kolumbianischen Drogenhändlers. Plötzlich bildete eine Gruppe auf dem Parkplatz vor dem Georgia Diner einen Kreis.

Es war Mittagszeit. Jede Menge Zivilisten spazierten durch unseren »Drehort«. Jetzt waren es also sechs Gangster, ich und die beiden V-Männer, die den Fall ins Rollen gebracht hatten. Neun Leute standen herum, und keiner wusste, was vor sich ging oder was gleich passieren würde. Der eine bürgte für den anderen... und den Kolumbianern gefiel die Sache überhaupt nicht.

»Hört zu, Jungs«, sagte ich, während meine Verzweiflung wuchs. »Ziehen wir's durch oder nicht?«

Ich wollte nicht den Eindruck erwecken, als wäre dies für mich das erste Mal. Ich wollte die Lage wieder im Griff haben.

»Nicht hier«, antworteten die Kolumbianer nervös. »Hier sind zu viele Augen. Wir haben ein Versteck um die Ecke. Dort ist der ganze Stoff. Du kannst Proben entnehmen und deine neun Kilo selbst aussuchen. Beide Seiten lassen als Absicherung einen Mann zurück, und dann gehen wir.«

Den jugendlichen Gangstern gefiel diese Idee, und sie bestanden darauf, dass ich mit den Kolumbianern in deren Unterschlupf ging. Sie würden für

meinen Schutz sorgen. Aus irgendeinem Grund vermutete ein Kolumbianer – mit Recht, wie sich herausstellen sollte –, dass Cops in der Nähe waren. Er merkte nicht, dass ich undercover arbeitete, aber sein sechster Sinn, geschärft durch seine Erfahrungen als Drogenhändler, musste ihm gemeldet haben, dass nicht alles so war, wie es sein sollte. Im Versteck konnten wir den Handel ohne neugierige Augen abschließen. Wie es bei Dealern üblich war, würde ein Mann als menschliches Pfand zurückbleiben. Falls etwas schiefging, würde man ihn umlegen.

Jetzt zahlte sich meine Erfahrung als verdeckter Ermittler aus, vor allem die in den Badlands. Nichts auf der Welt konnte mich dazu bringen, die Sicherheit des »Drehortes« aufzugeben, wo wir Polizisten die Oberhand hatten, und in einen geheimen Unterschlupf zu gehen, wo Gott weiß was passieren konnte. Ein jüngerer, übereifriger Kollege hätte vielleicht die Chance genutzt, den Schlupfwinkel der Ganoven aufzuspüren. »Großartig«, würde er denken, »jetzt bekommen wir nicht nur die neun Kilo, sondern das gesamte Lager! Stell dir vor, wie dieser eine Einsatz sich auf meine Karriere auswirkt!« Ich hingegen überlegte, wie der Gang zu diesem Versteck sich auf meine Lebenserwartung auswirken würde. Die Antwort gefiel mir nicht.

Ich musste schnell reagieren. »Das kommt nicht in Frage«, sagte ich zu den Kolumbianern. »Ich habe gestern Abend meine *madrina* gefragt, und sie riet mir, das Geschäft mittags und hier abzuschließen.«

Eine *Madrina* ist eine Priesterin oder Seherin des Santería-Kultes, einer Sekte, die in vielen spanisch sprechenden Gegenden verbreitet ist. Was die *Madrina* sagte, wurde gemacht. Wer ihren Rat missachtete, brachte sich in Gefahr. Ich verkleidete mich oft als *santero* und trug dabei die bunten Santería-Halsbänder und den Goldschmuck der Sektenanhänger.

Die Kolumbianer waren verärgert. Sie hatten keine Lust, mit mir vor dem Restaurant zu verhandeln, und ich wollte sie nicht zu ihrem Unterschlupf begleiten. Um die Spannung abzubauen, bat ich mir Zeit für ein Gespräch mit meinem Partner aus – dem V-Mann. Während wir uns unterhielten, gingen wir über den Parkplatz zum Lieferwagen des FBI, in dem die Beamten der C-13-Sondereinheit saßen und über meinen Sender mithörten. Weil die ganzen Verhandlungen auf Spanisch geführt wurden, war ein Dolmetscher bei ihnen. Ich informierte die Jungs im Auto darüber, dass

die Sache nicht gut aussah. Unterwegs bemerkte ich zwei Autos voller Ganoven, die mich beobachteten. In einem der Autos saß ein Kerl, der so tat, als lese er die *New York Post* – aber er hielt sie verkehrt herum!

Das wird gefährlich, dachte ich. Wer weiß, wie viele Gangster die Transaktion für die Dealer überwachen? Ich beschloss, mich dem Lieferwagen vorsichtshalber nicht zu nähern, und kehrte zur Gruppe zurück, wo die Kolumbianer auf meine Entscheidung warteten. Würde ich sie begleiten oder nicht? Die gierigen jungen Gangster bestanden auf dem Unterschluß. Was kümmerte es sie, wenn man mich umlegte?

»Ich könnte meine Madrina anrufen«, sagte ich, um Zeit zu schinden. »Vielleicht ist es ja okay, wenn ich mit euch gehe.«

Die Kolumbianer, die offenbar Respekt vor Santería hatten, nickten zustimmend und erlaubten mir, ins Restaurant zu gehen, wo sich ein Münztelefon in der vorderen Diele befand. Ich rief das FBI an, das mich mit dem Lieferwagen auf dem Parkplatz verband. Handys gab es damals noch nicht.

»Es sieht ziemlich brenzlich aus«, sagte ich.

»Ja, die Situation ist gefährlich«, bestätigte Special Agent Arnold. Er hatte die Einsatzleitung und war wohl einer der besten Agenten, mit denen ich je arbeiten durfte.

»Wir wissen von den beiden Fahrzeugen«, fügte er hinzu. »Bleib, wo du bist. Wir ziehen sie sofort aus dem Verkehr.«

Ich legte auf und blieb in der Diele. Auf einmal kamen Agenten und Polizisten aus allen Richtungen angerannt. Ich wusste nicht, dass man im Büro auf höchste Alarmstufe umgeschaltet hatte. Jeder ließ alles stehen und liegen, steckte seine Waffe ein und raste zum Georgia Diner. Die Ganoven – insgesamt ein Dutzend – waren inzwischen aus den Autos gesprungen und flohen in alle Richtungen. Noch einmal: Wir befanden uns in einer der belebtesten Gegenden im Zentrum von Queens, und zwar mitten am Tag. Unser Sondereinsatzkommando blockierte jede Straße, die in den Queens Boulevard mündete, und schnappte jeden einzelnen Ganoven, einerlei, ob er durch Fenster sprang, über Zäune kletterte oder auf andere Weise zu entkommen versuchte. Ein Agent jagte ihnen mit einer MP5 – einer Maschinenpistole, die von Spezialeinheiten benutzt wird – auf dem Queens Boulevard nach.

Am Ende wurden zehn von ihnen verhaftet. In ihren Autos und am Körper fanden wir eine halb automatische Tec-9, eine .357 Magnum, eine 9-Millimeter-Patrone, ein riesiges Bowie-Messer, eine Menge Klebeband und Stricke. (Sie wollten mich fesseln, und ich nehme an, dass sie deshalb so spät kamen, weil sie erst noch mehr Klebeband und Stricke kaufen mussten, nachdem sie am Abend zuvor meine Leibesfülle gesehen hatten!) Wir vernahmen die beiden jugendlichen Gangster von der 123. und Lenox, die das ganze Geschäft vermittelt hatten. Sie hatten geplant, mir im Versteck das Geld und den Kolumbianern die Drogen abzunehmen.

So etwas wie Ehre gibt es nicht unter Dieben. Im Unterschlupf wäre die Situation extrem heikel geworden, und ohne meine Erfahrungen in den Badlands wäre ich fast mit Gewissheit umgebracht worden. Stattdessen machten wir in nur zwei Tagen einen großen Fang. Neun der zehn Festgenommenen wurden verurteilt. Es waren wichtige Drogenlieferanten des kolumbianischen Kartells. Die zehnte festgenommene Person war eine Frau, die nach Ansicht der Justiz an der Sache nicht beteiligt war. Zehn Verhaftungen, neun Ganoven von der Straße geholt, keine Verletzten. Wir nannten diesen Fall immer den Neun-Kilo-Albtraum.

Willkommen in New York.

KAPITEL 6

Mittagspause: zwei Millionen Dollar Profit

Die Welt wird mit Drogen überflutet. Im Grunde stelle ich damit etwas Selbstverständliches fest. In diesem Augenblick werden Drogen im Wert von Milliarden Dollar – und das Geld, um die Drogen zu bezahlen – rund um den Globus befördert. Maultiere bringen die Drogen aus den kolumbianischen Anbaugebieten ins Tiefland. Anschließend werden sie mit Lastwagen zur Küste und mit Schiffen oder Flugzeugen nach Miami oder zu anderen Einfallstoren in den Vereinigten Staaten transportiert, von dort aus in große Verteilerzentren wie Los Angeles, Chicago oder New York und danach ins Hinterland gebracht.

Alle verdienen Geld – die Leute, die Drogen anbauen und aufbereiten, die Transporteure, die sie zu den Lagerhäusern im Herkunftsland bringen, jene, die für den internationalen Transport und die Verteilung sorgen, sowie jene, die das Geld der Kartelle anlegen, waschen und ins Ursprungsland der Drogen zurückschicken. Der Justiz obliegt es, diese Milliarden-Dollar-Suppe zu versalzen, die Gangster einzusperren, das Geld zu beschlagnahmen und unsere Straßen und unsere Kinder vor Drogen zu bewahren.

Während meiner Arbeit beim FBI habe ich bei Drogenhändlern viele Millionen Dollar in bar beschlagnahmt. Mit der Zeit bedeuten einem die Banknoten kaum mehr als Papierschnitzel. Doch egal, wie viel Geld wir beschlagnahmen und wie viele Ganoven wir verhaften, das Frustrierende und Unerträgliche ist, dass wir das Drogenproblem nie lösen können. Es

ist schwer, die Lieferanten auszuschalten, solange es in unserem Land so viele Menschen gibt, die Drogen nehmen wollen.

Das mag die Einstellung der Bevölkerung sein. Aber die Polizisten an der Front denken anders. Wir setzen unser Leben aufs Spiel, um die Straßen von Drogen und Dealern zu säubern. Einmal arbeiteten wir an einem Drogenfall in Queens. Paul Caroleo, einer der besten Ermittler der New Yorker Polizei und Mitglied unserer Einheit, bekam einen anonymen Hinweis in Form eines Briefes, der in gebrochenem Englisch geschrieben war. Darin stand, dass ein bestimmtes Apartment und eine bestimmte Luxuswohnung in einem Hochhaus in »Little Colombia«, einem Gebiet in Jackson Heights, Queens, als Lagerhaus für Drogen benutzt werden. Na schön, das schauen wir uns an, sagten wir. Was haben wir zu verlieren?

Während einer Mittagspause gingen ein paar Angehörige unserer Einsatzgruppe – Detective Caroleo, Special Agent Paul Cassidy und ich – in das Gebäude und klopfen an die Tür des Apartments. Eine überaus attraktive junge Kolumbianerin im Bademantel öffnete.

»Wir sind von der Polizei«, erklärte Detective Caroleo. »Dürfen wir reinkommen?«

»Natürlich«, sagte sie und führte uns in das Apartment.

Wir schauten uns um. Das Mädchen war in dieser Umgebung eindeutig fehl am Platze. Jemand hatte die Wohnung in dem Stil eingerichtet, den ich gerne als »frühen Ralph Kramden« bezeichne – nur die notwendigsten Möbel, die obendrein nicht zueinanderpassten. Hier lebte kein gesetzestreuer Mieter. Dies war nichts anderes als ein Drogenversteck.

»Wir haben einen Tipp bekommen«, sagte Special Agent Cassidy. »Einer Ihrer Nachbarn behauptet, in diesem Apartment würden Drogen und Geld aufbewahrt. Dürfen wir uns umsehen?«

Caroleo zeigte ihr den Brief. Sie las ihn und sagte: »Fühlen Sie sich wie zu Hause!«

Zunächst prüften wir die Wohnung nur mit dem Auge. Dabei fiel uns auf, dass die Frau nervös wurde und den Küchenschrank anstarrte. Dann stellte ich auf Spanisch die Frage, die wir immer stellen, wenn wir ein Apartment oder Haus betreten, das ein Drogenlager sein könnte.

»Was ist in dem Schrank?«, fragte ich beiläufig.

Sie zuckte mit den Schultern. »Ich habe keine Ahnung.«

Vielleicht wunderte sie sich darüber, dass wir keinen Durchsuchungsbefehl hatten. Aber den brauchten wir nicht, wenn uns jemand freiwillig hereinließ. Und die junge Dame hatte uns bereits ihre Einwilligung erteilt. Niemand konnte uns also eine illegale Durchsuchung und Beschlagnahme vorwerfen. Und als sie sagte, sie wisse nicht, was im Schrank sei, wurde ich stutzig.

Wenn jemand Sie fragen würde, was Sie in Ihrem Schrank haben, dann könnten Sie es ihm sagen, oder? Angenommen, ein Verkehrspolizist stoppt Sie und will wissen, was sich in Ihrem Kofferraum befindet – würden Sie dann mit den Schultern zucken? Und wenn im Kofferraum ein großer, voller Sack läge, könnten Sie doch sagen, was darin ist, oder nicht? Nun, Rauschgifthändler geben immer die gleiche Antwort: »Ich habe keine Ahnung, was das ist. Ich weiß nicht, wem es gehört. Ich weiß nicht, wie es dorthin gekommen ist. Ich weiß überhaupt nichts.«

Mafiosi behaupten dagegen: »Ich weiß nichts, ich habe nichts gesehen, ich war nicht da, und wenn ich da war, muss ich geschlafen haben!« Alle Kriminellen haben ihre eigenen Ausreden.

Entweder der Betroffene leidet an Gedächtnisschwund, oder er hat etwas zu verbergen. Andere Erklärungen gibt es kaum. Und wenn mir jemand weismachen will, er wisse nicht, was in seinem Kofferraum oder Schrank ist, dann dürfen wir Bargeld beschlagnahmen, falls wir den Verdacht haben, es handle sich um Drogengeld. Drogen oder Waffen ohne Waffenschein sind natürlich kein Problem; denn es verstößt gegen das Gesetz, sie zu besitzen. Doch es ist nicht verboten, eine Million Dollar in einem Seesack im Kofferraum eines Autos oder in Kartons im Schrank aufzubewahren. Wenn jemand der Bank nicht traut und sein Geld so aufbewahren will, dann ist das seine Sache. Aber er sollte einem Polizisten sagen können, was es ist und woher er es hat. Andernfalls dürfen wir es beschlagnahmen – legal.

Ich fragte die Frau, ob wir in den Schrank schauen dürften. Wieder stimmte sie zu. Vielleicht hatte sie wirklich keine Ahnung. Die Leute, deren Geld es war, hatten ihr wahrscheinlich nicht viel gesagt. Warum sollten sie auch?

Also öffneten wir den Schrank und fanden sechs Schachteln, die Kopierpapier enthalten sollten. Wir öffneten alle Schachteln. Sie waren vollgestopft mit 20-Dollar-Scheinen. Sie hatte mehr als zwei Millionen Dollar in kleinen Scheinen in ihrem Schrank aufbewahrt und wusste überhaupt nichts davon!

Jetzt wurde sie noch nervöser.

»Brauchen Sie dafür keinen Durchsuchungsbefehl?«, fragte sie.

Ich schüttelte den Kopf. »Sie waren doch einverstanden.«

Die junge Dame wohnte in einem Apartment mit ganz wenigen Möbeln und zwei Millionen Dollar in Zwanzigern in Pappschachteln. Wenn das für Sie nicht nach einem Drogenversteck riecht, haben Sie bei der Polizei keine Zukunft.

Was also taten wir? Wir nahmen die Frau und das Geld mit ins Büro des FBI. Wir fotografierten sie, nahmen ihre persönlichen Daten auf, bündelten das Geld und brachten es zu der Bank, in der das FBI unter solchen Umständen Geld aufbewahrt. Die Frau bekam eine Quittung über zwei Millionen Dollar. Nach dem Gesetz war es nun ihre Sache – oder die ihrer Freunde – zu beweisen, dass das Geld ehrlich erworben war und dass es einen glaubhaften Grund für sie gab, so viel Bargeld in Schachteln in einer kaum möblierten Wohnung in einem bekannten Drogenviertel aufzubewahren.

Die Frau wurde freigelassen. Sie hatte kein Verbrechen begangen, und wir hatten weder einen Grund noch den Wunsch, sie festzuhalten. Aber wir warteten darauf, dass jemand mit der Quittung zu uns kommen und das Geld für sich beanspruchen würde. Das geschah nie. Zwei Millionen Dollar in bar fielen so an die Regierung – Kleingeld für Leute, die Milliarden mit Drogen umsetzen.

Zwei Millionen Dollar mögen für einen Drogenhändler nicht viel sein, aber für das FBI ist das eine ganze Menge. Das Bargeld kommt dem Finanz- oder Justizministerium zugute, und jede beteiligte Polizeibehörde bekommt etwas davon ab. Das nennt man »gleichmäßige Verteilung beschlagnahmter Vermögenswerte«. Im Grunde läuft es ab wie bei der Mafia: Jeder bekommt seinen Anteil. Nun ja, jeder außer dem FBI. Ich habe nie verstanden, warum. Trotzdem kein schlechter Fang – zwei Millionen Dollar in

bar, verdient während unserer Mittagspause, während wir an einem anderen Fall arbeiteten!

Aber das war ein kleiner Job verglichen mit den Ermittlungen gegen die Drogennetzwerke, die wir vernichten wollten. Ende der 1990er-Jahre hatten die Mexikaner begonnen, das Verteilernetz zu übernehmen, die Pipeline, die von Kolumbien und anderen Drogen produzierenden Ländern in die Vereinigten Staaten führte. Vorher waren die Mexikaner nur kleine Mitspieler beim Drogentransport gewesen. Eines Tages kamen sie dahinter, wie viel Geld sie verdienen konnten, wenn sie für den Transport und die Verteilung des Kokains und Heroins kein Bargeld verlangten, sondern sich stattdessen einen Teil – oft einen großen Teil – der Ware aushändigen ließen, die sie von Kolumbien über Mexiko in die Vereinigten Staaten schafften.

Jetzt verlangten und bekamen die Mexikaner bis zu 45 Prozent von jeder Ladung Drogen. Dadurch stiegen ihre Profite enorm. Wenn ich einem Kurier Geld dafür zahle, dass er eine Ladung Rauschgift transportiert, bekommt er einen festen Betrag für jedes Kilo. Auf diese Weise verdient er zwischen 500 und 3500 Dollar pro Kilo, je nach Entfernung und je nachdem, wie schnell er ist. Wenn ich ihm hingegen ein Kilo Rauschgift gebe, kann er damit auf der Straße 200 000 bis 300 000 Dollar verdienen. Die Mexikaner waren schlau und wussten das. Sie brachten jedes Jahr Kokain und Heroin im Wert von Hunderten Millionen Dollar in die Vereinigten Staaten.

Wer so viel Rauschgift verschiebt, muss natürlich einen Weg finden, das Geld zurück nach Mexiko und Kolumbien zu bringen. Wie bereits erwähnt, bekommt jeder einen Anteil, vom Pflanzeur über den Hersteller, Mauleseltreiber, Lagerbesitzer, Transporteur und Verteiler bis zum Dealer an der Straßenecke. Obwohl so viele Mäuler zu füttern sind, bleibt genug Geld übrig, das aus den USA abgezogen werden muss. Hier kommt der Geldwäscher ins Spiel. Er nimmt das Bargeld entgegen und überweist es auf ganz legalem Weg von einer amerikanischen an eine ausländische Bank.

Diese Situation empört mich, weil die Banken eine Ahnung davon haben müssen, woher die Dollarmilliarden stammen, die sie für die Drogenhänd-

ler in deren Heimat transferieren. Aber sie schließen die Augen, weil sie daran verdienen. Es ist schwer, einen Krieg gegen Drogen zu führen, wenn fast alle sich kaufen lassen, entweder insgeheim oder, wie bei den Banken, auf ganz legale Weise.

Von 1999 bis 2004 arbeitete ich in New York für Special Agent Reynaldo »Rey« Tariche und Detective Frank Berberich von der New Yorker Polizei an mehreren Fällen, die Telewash I, Telewash II und Telewash III hießen. Sie waren Teil eines Großeinsatzes des FBI, der Antidrogenbehörde (DEA) und der New Yorker Polizei, der Operation Gegenseitigkeit hieß. Wir hatten erfahren, dass ein gewisser Amado Carrillo Fuentes eines der größten Drogenkartelle in Mexiko leitete. Er hatte einen Vertrauten nach New York geschickt, um sein Kokain in den Vereinigten Staaten zu vertreiben. Dieser Typ namens Martin Manzo war in den USA bald einer der größten Kokainhändler aller Zeiten. Darum wurde auch er zum Ziel der Ermittlungen, die sich über die ganze Ostküste erstreckten. Es gab sogar Verfolgungsjagden mit Schnellbooten in der Karibik.

Ein geheimer FBI-Informant machte Manzo weis, er kenne einen hoch angesehenen und vertrauenswürdigen Geldwäscher – mich –, der jede Menge Bargeld innerhalb von nur fünf oder sechs Werktagen umtauschen und legal überweisen könne. Ob Manzo mich treffen wolle?

Ja, er wollte. Also wurde ein Meeting in Washington Heights vereinbart, einer drogenverseuchten Gegend am Nordzipfel von Manhattan Island. Ich fuhr in einem teuren Mercedes neuester Bauart zu einem Restaurant. Soweit Manzo sehen konnte, war ich allein. Er konnte nicht wissen, dass der Mann, der ein paar Tische entfernt saß und still sein Mittagessen verspeiste, ein FBI-Agent war; dass der Betrunkene, der auf dem Gehweg in einem Papiersack steckte und hektisch mit den Armen fuchtelte, ein anderer FBI-Agent war und kein Bier, sondern Limonade trank und dass weitere FBI-Agenten und New Yorker Polizisten eine oder zwei Straßen vom Restaurant entfernt unser Gespräch über einen Sender an meinem Körper mithörten. Soweit Manzo wusste, war ich sauber – ein reicher, erfolgreicher Geldwäscher. Man stelle sich vor: Ich kreuze in einer gefährlichen Gegend in einem teuren Auto auf, parke genau vor dem Restaurant, steige in schicker Kleidung aus und trage eine Rolex aus purem

Gold, Goldschmuck, Santería-Perlen und so weiter. Ich strahle Selbstsicherheit und Unbekümmertheit aus. Was wird Manzo oder ein anderer Dealer denken? Mein Mantra als verdeckter Ermittler lautete immer: »Denke groß, und du bist groß! Denke klein, und du bist klein!«

Die meisten Dealer glauben, dass jeder, dem sie begegnen, ein harter Kerl ist. Darum bestand meine Taktik darin, sie durch Leutseligkeit und Kontaktfreude zu entwaffnen. Ich betrat das Lokal mit federnden Schritten, als gehöre es mir. Dann machte ich eine Bemerkung über das Wetter: »Mann, diese Hitze bringt mich um! Wie fühlen Sie sich heute? Übrigens – was bekommt man hier zu essen?«

Die Dealer, die einen zwielichtigen Kerl erwarteten, waren unweigerlich erfreut zu sehen, dass ich ein netter Bursche war, mit dem man reden konnte. Ich schätzte es, diesen Leuten gerade ins Auge zu sehen. Das tat sonst niemand. Auf diese Weise drückte ich von Anfang an Dominanz aus. Als wir mit dem Gespräch begannen, war ich in Manzos Augen bereits ein Siegertyp.

Ich wusste, dass er dachte: »Wer ist der Mann? Warum traut er sich mit so einem Auto in diese Gegend, in meine Welt?« Aber ich zeigte keinerlei Furcht. Ich wurde gut geschützt und wusste, wie ich mich im Notfall verhalten musste. Manzo ging mir voll auf den Leim. Natürlich konnte ich auch anders. Wenn jemand frech wurde, wurde ich noch frecher. Aber ich wollte nicht als Rüpel anfangen. Ich wollte, dass der Ganove mein Freund wurde. Und einerlei, wie groß die Organisation war, die er zu vertreten behauptete, ich ließ mich nie einschüchtern und zeigte mich nie beeindruckt. Schließlich stand ein reicher Onkel hinter mir – Uncle Sam.

»Sie sind Kubaner, nicht wahr?«, fragte Manzo.

Latinos fragen mich immer, ob ich Kubaner bin, und ich sage immer Ja. Mein Akzent verrät mich ohnehin. Das ist vollkommen in Ordnung – hätte ich mexikanisch geklungen, hätten sie sofort nachgehakt und mich gefragt, aus welchem Teil Mexikos ich komme, wen ich dort kenne und so weiter. Darum ist es sogar ein Segen, dass ich aus Kuba stamme. Als Nächstes bemühte ich mich, Vertrauen aufzubauen und mich auf unseren gemeinsamen Freund als Bürgen zu berufen.

Die Bedeutung der Person, die für einen Geldwäscher bürgt, kann gar nicht überschätzt werden. Man stelle sich vor: Ein Drogenhändler, der

kaum einem Menschen traut, gibt einem Mann, der ihm im Grunde völlig fremd ist, eine halbe bis zwei Millionen Dollar bar in die Hand. Er erwartet, dass dieser Fremde das Geld fünf oder sechs Werktage lang aufbewahrt und dann überweist. Das erfordert eine Menge Vertrauen. Was ist, wenn ich mich aus dem Staub mache und er mich nie wiedersieht? Sie würden nicht nur mich suchen, sondern auch den Vermittler. Darum muss der Vermittler, der für jemanden bürgt, von dessen Vertrauenswürdigkeit völlig überzeugt sein. Sein Einsatz ist sein Leben.

»Wir haben ja einen gemeinsamen Freund«, sagte ich, um zur Sache zu kommen. »Er sagt, Sie haben mehr Geld, als Sie bewältigen können.«

Ich merkte, dass ich Manzo gefiel und dass er mit mir ins Geschäft kommen wollte.

»Ich habe einen Insider an der Hand, der Ihr Geld waschen kann«, sagte ich leise. »Ich muss nur wissen, um welchen Betrag es sich handelt.«

Ich fange mit diesen Typen gerne klein an, nur um ihnen zu beweisen, dass ich meine Versprechen halten kann. Außerdem möchte das FBI nicht mehr Geld waschen als nötig! Wir müssen Verbrechern in gewissem Umfang helfen, um sie aus dem Verkehr zu ziehen; aber Geldwäsche gehört eigentlich nicht zu unseren Aufgaben. Darum steigen wir nie zu groß ein.

Ein andermal, als ich wieder die Rolle des Geldwäschers spielte, traf ich in der Queens Mall einen Typen, der mir eine Million Dollar gab – dachte er jedenfalls. Ich nahm das Geld mit ins Büro, und wir zählten es. Es waren drei Millionen! Wir wussten, dass der Ganove wahrscheinlich einen Herzanfall bekommen würde, sobald er merkte, was er getan hatte. Natürlich rief er mich 15 Minuten später an und bat mich inständig, ihm das Geld zurückzugeben. »Kommt nicht in die Tüte«, sagte ich ihm. Ich verriet ihm nicht, dass wir vom FBI waren und dass wir auf keinen Fall zwei Millionen Dollar zurück in den Drogenkreislauf pumpen würden. Ich erklärte ihm, das Geld befinde sich bereits »im System«. Er brauche sich keine Sorgen zu machen, denn der Betrag werde überwiesen. »Gib mir eine Telefonnummer, und ich ruf dich an, sobald alles erledigt ist.«

Der Typ gab mir die Nummer, und jetzt waren wir in der Lage, diesen Anschluss abzuhören. Wir überwachten alle seine Bewegungen, jeden, mit dem er Kontakt hatte, und die Orte seiner Drogengeschäfte. So konnten

wir ihn und seine Organisation unschädlich machen. Am Ende der Operation hatten wir mehr als drei Millionen Dollar Drogengelder beschlagnahmt. Da wir an diesem Fall mit der New Yorker Polizei zusammenarbeiteten, bekamen sie zehn oder 20 Prozent des Geldes – so funktioniert das.

Übrigens werden bei den Gesprächen mit diesen Leuten nie Dollarbeträge am Telefon genannt. Aus Hunderttausenden von Dollar werden vielmehr »Einladungen« oder »Karten«. Zum Beispiel: »Ich habe ein paar Einladungen für die Party.«

»Echt? Wie viele Leute kommen denn?«

»300.«

Das bedeutet, der Typ will 300 000 Dollar waschen lassen. Vielleicht sagt er auch: »Ich habe 300 Eintrittskarten für das Spiel.«

Nachdem Manzo und ich beschlossen hatten, Geschäftspartner zu werden, mussten wir über die Provision verhandeln, die ich für meine Dienste berechnete. Zunächst verlange ich immer einen hohen Anteil, etwa acht Prozent. Dann lasse ich mich meist auf fünf oder sechs Prozent herunterhandeln. Das ist in etwa die übliche Gebühr für das Waschen von Drogengeldern. Jetzt wollte Manzo nur noch eines wissen: Hatte ich ein paar Referenzen parat – ehemalige Kunden, mit denen ich Geschäfte gemacht hatte –, damit er meine Zuverlässigkeit genauer überprüfen konnte?

Ich sah ihn an, als wäre er ein Idiot. »Referenzen?«, knurrte ich. »Sie wollen Referenzen ... von *mir*? Wissen Sie, mit wem Sie es zu tun haben? Ich will Ihnen eine Frage stellen. Angenommen, morgen unterhalte ich mich mit einem anderen Dealer, und *er* möchte Referenzen haben. Soll ich ihm dann Ihren Namen geben? Ist das Ihr Ernst?«

Manzo sah seinen Irrtum ein und ließ das Thema fallen. Wir gingen zum nächsten Punkt über – zu den Mitgliedern meines Teams. Wenn ich als Geldwäscher auftrete, erkläre ich den Drogenhändlern immer, dass ich niemals Geld oder Drogen anfasse. Ich begeben mich nie in die Gefahr, verhaftet zu werden. Außerdem will ich meinen Status als Nummer eins in meiner Organisation bekräftigen.

»Sehen Sie den Mann dort drüben?«, fragte ich und deutete mit einer Kopfbewegung zum FBI-Agenten Diego Rodriguez, einem verdeckten

Ermittler, der ein paar Tische von uns entfernt saß. Bis dahin hatte ich nicht erwähnt, dass ich Diego kannte.

»Er besorgt die Transaktion für mich. Er trifft Sie oder einen Ihrer Partner an einem Ort Ihrer Wahl und holt das Geld in meinem Auftrag ab.«

In der Welt der Drogen hat niemand eine genaue Arbeitsplatzbeschreibung. Aus Manzos Sicht war Diego vielleicht nicht nur ein Kurier oder Maultier für mich, sondern auch ein Auftragskiller. Diego sah in solchen Situationen mit Sicherheit furchterregend aus. Manzos Respekt vor mir nahm deutlich zu, als er sah, dass Diego auf der anderen Seite des Lokals saß. Jetzt war ihm klar, dass mit mir nicht zu spaßen war, wenn Männer wie Diego für mich arbeiteten.

»Wie wär's mit der Bar im Ramada Inn in New Rochelle?«, fragte Manzo. »Morgen Abend? Ich schicke meinen Mann Tony.«

Ironischerweise war das Hotel, das er ausgesucht hatte, der Sitz der FBI-Außenstelle für das Westchester County. Das passte ja perfekt!

»In Ordnung«, sagte ich.

Wir nickten uns zum Abschied zu. Ich warf einen Hundert-Dollar-Schein auf den Tisch, um unsere beiden Kaffees zu bezahlen, und ging.

Leider läuft nicht alles so glatt, wie es soll.

Pünktlich am nächsten Abend sah Diego Manzos Mann Tony in der Bar des Ramada Inn. Sie nahmen Kontakt auf, und Diego erklärte Tony, er werde ihm ein Auto mit einem Geheimfach geben, um das Geld zu verstecken. Das gefiel Tony. Diego gab ihm die Schlüssel zu einem VW Jetta des FBI, der nicht nur über ein Geheimfach verfügte, sondern auch über ein Satelliten-Ortungssystem und einen Zündunterbrecher, der es uns ermöglichte, das Auto aus einer Entfernung von fast hundert Metern anzuhalten.

Wir folgten Tony, als er das Hotel verließ und im Jetta wegfuhr. Das FBI hatte für das neue Auto 17 000 Dollar ausgegeben. Leider entdeckte Tony seine Beschatter fast sofort. Er fuhr kreuz und quer durchs Westchester County und die Bronx und umkreiste mehrere Male Co-op City und City Island. Dann verschwand er in einer Weinschänke und trank ein paar Bier. Wir wurden langsam nervös. Womöglich trank der Kerl zu viel und fuhr dann in einem FBI-Auto einen Unschuldigen über den Haufen! Außerdem

wollten wir unser Auto zurückhaben – wir hatten eben 17 000 Dollar dafür ausgegeben und wollten es nicht einem Dealer schenken.

Also jagten wir ihn. Es war fast filmreif. Vermutlich waren ihm zehn Autos – des FBI und der New Yorker Polizei – auf den Fersen. Dann griff wieder einmal Murphys Gesetz ein. Das Ortungssystem versagte, sodass wir ihn eine Weile aus den Augen verloren. Wir dachten, er sei jetzt wohl davon überzeugt, seine Verfolger abgeschüttelt zu haben, und sei unterwegs, um das Geld für Diego zu holen. Nach einiger Zeit entdeckten wir ihn wieder in der Bronx. Er fuhr Richtung Hotel, wo Diego auf ihn wartete.

»Okay, wir haben ja den Zündunterbrecher«, sagten wir. »Stoppen wir die Kiste!«

Wir wollten eine Verkehrskontrolle vortäuschen und das Geld beschlagnahmen, ehe Diego es bekam. Also drückten wir auf den Knopf... und nichts passierte.

Auch der Zündunterbrecher hatte versagt.

Das Auto fuhr einfach weiter wie ein aufgezogener Hase. Tony fuhr am Hotel vorbei und dann nach Norden in Richtung Connecticut. Wir mussten ihn wohl doch von der Straße holen. Noch einmal – ein Betrunkener am Lenkrad eines FBI-Autos ist kein Erfolgsrezept. Also nutzten wir einen Stau, um Tony anzuhalten. Wir behaupteten, mit der Anmeldung des Autos sei etwas nicht in Ordnung und es müsse beschlagnahmt werden. Er ging einfach weg, die Ausfahrt entlang und dann in den Wald. Wir sahen ihn nie wieder. Der Coup war misslungen. Die ganze harte Arbeit rund um Manzo war umsonst gewesen.

Zumindest vorläufig.

Wir beschlossen, Manzo für die *cola* – spanisch für »Beschatter« – verantwortlich zu machen. Wir behaupteten, *er* sei schuld daran gewesen, dass Tony verfolgt worden sei, nicht wir. So würden Dealer reagieren – sie beschuldigen immer andere. Manzo schien das glaubhaft zu finden, denn er war bald wieder zu einem Geschäft bereit.

Es gelang uns, Manzos Telefon anzuzapfen. Innerhalb weniger Wochen beschlagnahmten wir zwei Millionen Dollar. Sie waren in einem Sattel-schlepper versteckt, der südwärts nach Mexiko fuhr und den wir dank der Abhöraktion stoppen konnten. Wir vermuteten, dass es sich um das Geld

handelte, das wir hätten waschen sollen; denn es war genau der Betrag, auf den wir uns geeinigt hatten. Jetzt kam wieder Bewegung in den Fall.

Bald wollten auch andere meine Dienste als Geldwäscher und Drogenhändler in Anspruch nehmen, da Manzo für mich bürgte. Am Ende der Operation wurde Manzo verhaftet und zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. Er arbeitete mit dem FBI zusammen und gab uns einige sehr gute Informationen, die zur Festnahme und Verurteilung anderer Mitglieder seines Kartells führten. Deshalb wurde seine Strafe auf elf Jahre reduziert. Aber als ich diese Worte schrieb, hörte ich in den Nachrichten, man habe Manzo wegen eines Drogendelikts erneut verhaftet und verurteilt. Diese Leute kann man einfach nicht zur Vernunft bringen. Für sie ist es nicht nur ein Geschäft, sondern eine Lebensweise.

Das Erstaunliche an der Arbeit mit Drogenhändlern ist, dass sie nie Lunte riechen, trotz meines auffälligen Erscheinungsbildes. Alle Kartelle sind in Zweigstellen aufgegliedert. Zum Schluss hatte Operation Gegenseitigkeit 35 Abhörgeräte in zehn Städten in Betrieb. Das Ziel der Aktion war der amerikanische Ableger des riesigen Drogenkartells, dem Amado Carrillo Fuentes vorstand. Wir beschlagnahmten elf Millionen Dollar Bargeld, 6,7 Tonnen Kokain und 1090 Kilo Marihuana. 53 Verdächtige wurden festgenommen. Diese Operation versetzte Fuentes' Drogengeschäften einen schweren Schlag und war einer der Hauptgründe dafür, dass er sein Aussehen durch plastische Chirurgie verändern ließ. Als Drogenbaron konnte er nicht in die USA reisen, um sich operieren zu lassen; darum begnügte er sich mit mexikanischen Ärzten, die wohl nicht die richtige Ausbildung oder Erfahrung hatten. Fuentes, der mehrere blutige Revierkämpfe überlebt hatte, bevor er die Führung eines mächtigen Drogenkartells übernahm, starb auf dem Operationstisch.⁵

Unsere verdeckten Ermittlungen und die vielen Wanzen, die wir einbauten, trugen entscheidend dazu bei, den Drogenfluss nach New York zu unterbrechen. Danach galten wir in den Justizbehörden als Vorbilder im Kampf gegen große Drogenkartelle. Anschließend war ich an einem Fall in

⁵ Wenig später wurden alle am Eingriff beteiligten Ärzte ermordet. Man fand die Leichen auf einer staubigen Straße.

Südflorida beteiligt, der dazu beitrug, einen noch größeren Drogenring zu zerschlagen. Alle diese Erfahrungen sollten mir dabei helfen, einen glaubhaften Mafioso zu spielen, als die Zeit gekommen war, Greg DePalma zu treffen.

KAPITEL 7

»Erinnerst du dich an *Pulp Fiction*? Ich bin Wolf!«

Während meiner ersten paar Jahre in New York ermittelte ich auch in der Umgebung von Miami. Ab und zu »borgte« sich eine FBI-Außenstelle einen verdeckten Ermittler von einer anderen aus. Es ging um zwei Drogenbosse namens Willy Falcon und Sal Magluta, genannt *Los Muchachos* (spanisch für »die Jungs«). Sie waren die erfolgreichsten und brutalsten Drogenhändler in der Geschichte Südfloridas, und das will etwas heißen.

Die beiden waren kubanische Einwanderer und beste Freunde, die sich an der Highschool in Miami kennengelernt hatten. Sie hatten gemeinsam die Schule geschmissen, um in Miamis Drogenhandel einzusteigen und ihn später zu beherrschen. Die Polizei wusste, dass Willy und Sal ihr Talent als Motorbootrennfahrer nutzten, um fast 70 Tonnen Kokain im Wert von bis zu zwei Milliarden Dollar nach Miami zu schaffen. Ihr Reichtum und ihr Drogenimperium inspirierten angeblich den Pilotfilm der in den 1980er-Jahren sehr beliebten Fernsehserie *Miami Vice*. Sie lebten wie Könige, besaßen Villen in Miami Beach und alle Insignien großen Reichtums. In Miami wurden sie wie Volkshelden verehrt. Natürlich wurden sie auch als Verdächtige behandelt, und die Bundesstaatsanwaltschaft hatte gegen die beiden eine scheinbar wasserdichte Anklage vorbereitet.

Es gab nur ein Problem. Die berühmtesten Drogenhändler in der Geschichte Südfloridas wurden von den am besten bewachten Geschworenen

in der Geschichte der Region freigesprochen, obwohl es Berge von Beweisen gegen sie gab – so hoch wie die Berge von Kokain und anderen Drogen, die sie verschoben. Die Reaktionen der einzelnen Prozessbeteiligten waren erstaunlich.

Der leitende Staatsanwalt war so deprimiert, dass er vom Gericht in einen nahe gelegenen Stripclub ging, wo er über 900 Dollar Schulden machte und Ärger bekam, weil er angeblich eine Tänzerin ins Ohr gebissen hatte.

Willy und Sal schmissen eine Party, auf der die Bee Gees und die Miami Sound Machine auftraten.

Die Verteidiger gaben zu, dass sie überrascht waren. Roy Black hatte noch vor O. J. Simpson ein »Dreamteam« aus den teuersten Strafverteidigern zusammengestellt, einschließlich Albert Krieger, der ohne Erfolg John Gotti vertreten hatte, sowie den Kollegen Martin Weinberg und Frank Rubino. Rubino verteidigte später Manuel Noriega, den ehemaligen starken Mann in Panama. Black hatte nie geglaubt, dass seine Mandanten freigesprochen werden könnten; aber es waren nicht die Heldentaten der Verteidiger im Gerichtssaal, die Willy und Sal vor dem Knast bewahrten.

Niemand innerhalb und außerhalb der Justiz verstand, warum die Geschworenen das Paar trotz aller Beweise freigesprochen hatten. Gewiss, einige der geladenen Zeugen wurden in der Nähe von Miami tot aufgefunden. Andere entgingen dem Tod nur knapp, als ihr Auto oder Büro in die Luft flog. Deshalb äußerte einer der Geschworenen, ein mutiger Golfkriegsveteran, gegenüber der Anklage als Erster den Verdacht, dass die Jury gekauft und bezahlt worden sei ... von Willy und Sal.

Daraufhin ermittelte das FBI. Die Antidrogenbehörde war an dem Fall nicht interessiert, weil es ihr peinlich war, das erste Verfahren verloren zu haben. Also machten sich die FBI-Agenten Mario Tariche und Michael Anderson zusammen mit dem Steuerfahnder Dennis Donnell an die Arbeit. Ins Fadenkreuz ihrer Ermittlungen gerieten bald Miguel Moya, der Sprecher der Geschworenen, der damals am Flughafen als Fahrer von Landetritten 36 000 Dollar im Jahr verdiente, sowie zwei andere Geschworene, die plötzlich sehr viel Geld ausgaben.

Warum war Moya der Hauptverdächtige?

Vielleicht wegen des wunderschönen neuen Hauses, das er in den Florida Keys kaufte.

Oder wegen seiner Saisonkarte für die Stadionloge der Florida Marlins.

Vielleicht auch wegen seiner Abstecher nach Vegas, wo er eine Menge Geld verspielte.

Oder wegen der neuen Rolex, die er zur Schau stellte.

Und das alles mit einem Jahresgehalt von 36 000 Dollar.

Es war klar, dass Moya bestochen worden war und seine Stimme in der Jury für einen Geldbetrag verkauft hatte, den man später auf eine halbe bis eine Million Dollar schätzte. Erstaunlicherweise war er nur einer von *drei* Geschworenen, die von Willy und Sal bestochen worden waren. Das FBI fand heraus, dass Moya zwei Frauen hispanischer Herkunft je eine Million Dollar für ihre Stimme versprochen hatte. Die eine bekam fast so viel, die andere nur 20 000. Wie sich herausstellte, hatten Willy und Sal die Geschworenen so skrupellos und effizient gekauft, wie sie ihr Drogenkartell führten.

Wie hartgesotten waren Willy und Sal? Eine beispielhafte Geschichte aus ihrer Laufbahn als Drogenhändler dürfte genügen. Ein Staatsanwalt hatte den Unwillen der beiden erregt. Also schickten sie einige kolumbianische Auftragskiller zu ihm, die ihn ermordeten. Als sie ins Büro stürmten, saß dort auch die Sekretärin des Staatsanwalts und wurde Zeugin der Bluttat. Anschließend diskutierten die Mörder darüber, ob sie die Frau ebenfalls umbringen sollten. Sie entschieden, es nicht zu tun, weil sie nicht dafür bezahlt worden waren. Aber sie nahmen ihr den Führerschein ab und warnten sie: »Wir wissen, wo du wohnst und arbeitest. Wenn du den Mund aufmachst, bist du die Nächste!«

Solche Leute waren Willy und Sal. Drei Geschworene zu bestechen war für sie nichts Besonderes.

Zufällig erhielt die Sekretärin, die Zeugin des Mordes geworden war, später die Chance, gegen Willy und Sal auszusagen. Einer der Killer, der wegen einer anderen Straftat verhaftet worden war, brach zusammen und legte ein Geständnis ab. Die Staatsanwaltschaft bat die Sekretärin, die Aussage des Verbrechers zu bestätigen. Aber sie wollte nichts damit zu tun

haben. Sie hatte nichts gesehen, sie wusste von nichts und sie wollte sich aus allem raushalten.

Wahrscheinlich war ihre Entscheidung richtig.

Was Moya betrifft, standen die Ermittler vor einem Dilemma: Sie besaßen Beweise dafür, dass er viel mehr Geld ausgab, als er mit seinem einfachen Job auf dem Flughafen von Miami verdiente. Wie konnten wir ihn zu dem Geständnis bewegen, dass er von Willy und Sal Geld angenommen hatte, wenn dies eine Garantie für eine langjährige Gefängnisstrafe oder für seine Ermordung war – oder beides?

Das FBI und die Staatsanwaltschaft in Südflorida hatten eine kreative Idee: Ein verdeckter Ermittler sollte Moya nach dessen Schicht auf dem Flughafen ansprechen. Anstatt ihn zur Rede zu stellen und ein Geständnis zu verlangen – womit Moya sein Todesurteil unterschrieben hätte –, sollte der Agent vorgeben, ein Mitglied des Drogenkartells zu sein, und behaupten, er besitze ein unterschlagenes Schriftstück, aus dem hervorgehe, dass Moya demnächst wegen Bestechung angeklagt werden solle.

Mit anderen Worten: Der verdeckte Ermittler würde nicht fragen: »Warum haben Sie das getan?« Stattdessen würde er sagen: »Hör zu, Miguel. Wir wissen, dass du Ärger hast, und wir wollen dir helfen. Melde dich, wenn du etwas brauchst, und wir hauen dich raus. Wir lassen dich in Zeiten der Not nicht im Stich.«

Die Kollegen hofften, dass Moya unter diesen Umständen zugeben würde, Bestechungsgeld angenommen zu haben. Die Frage war nun: Welcher Agent war der Richtige?

Mario Tariche, einer der Agenten, die an diesem Fall arbeiteten, hatte einen Bruder namens Rey Tariche in der New Yorker Außenstelle. Mario unterrichtete Rey über den Fall und fragte ihn, ob er einen geeigneten Agenten kenne. Ich hatte das richtige Alter – Mitte 40 –, war Kubaner wie Willy und Sal und sah selbstverständlich nicht wie ein Cop aus. Also fuhr ich nach Miami, wo man mich mit dem Fall vertraut machte. Wir schmiedeten einen Plan. Ich würde einen Cadillac mieten und mit ihm zu dem Parkplatz fahren, auf dem Moya sein Auto während der Arbeit abstellte. Am frühen Morgen würde ein FBI-Lieferwagen vorfahren und ein paar Meter von Moyas Auto entfernt parken. Ein weiterer FBI-Agent würde in

der Nähe parken, seinen Platz aber rechtzeitig für mich räumen, kurz bevor Moya Feierabend hatte. Im Lieferwagen sollten sich FBI-Agenten mit Kamera und Tonband aufhalten, und auch ich sollte einen Rekorder bei mir tragen.

Nun, der Tag kam. Am Morgen fuhr Moya auf einen Parkplatz, die FBI-Fahrzeuge stellten sich neben ihn. Die Welt war in Ordnung. (Klar, ich glaube an Murphys Gesetz.) Kurz bevor Moyas Schicht endete, fuhr ich zur Garage und stellte meinen gemieteten Cadillac (mit Videokamera und Tonbandgerät für den Fall, dass Moya der Hitze in Miami entfliehen und während des Gesprächs in einem bequemen, klimatisierten Auto sitzen wollte) auf dem für mich reservierten Platz ab. Dann wartete ich auf Moya.

Das Problem war: Moya kam nicht.

Wo war er? Hatte ihn jemand gewarnt? Niemand wusste es. Wir alle flippten schier aus. Er verließ seinen Arbeitsplatz immer zur gleichen Zeit, fuhr immer zur gleichen Zeit im Shuttle zum Parkplatz und so weiter. Trotzdem konnten wir ihn nirgends sehen.

Meine größte Furcht als verdeckter Ermittler – abgesehen natürlich von dem Risiko, ermordet zu werden – ist, dass mein Aufzeichnungsgerät nicht funktioniert. Darum schaltete ich es ein und hoffte das Beste, obwohl ich Moya noch nicht gesehen hatte.

Kurze Zeit später tauchte er scheinbar aus dem Nichts auf und wollte in sein Auto steigen.

Rasch sprach ich ihn an.

»Sie kennen mich nicht«, sagte ich auf Spanisch. »Ich gehöre zur Organisation von Willy und Sal. Ich habe Insiderinformationen über eine Anklage, die gegen Sie vorbereitet wird.«

Ich zeigte ihm das Dokument, das wir im Büro aufgesetzt hatten, angeblich eine Zusammenfassung der bevorstehenden Anklage.

Natürlich war er entsetzt. Ich redete weiter und hielt mich an das Drehbuch, das wir abgesprochen hatten.

»Willy und Sal sind auf Ihrer Seite«, versicherte ich ihm. »Wir werden nicht tatenlos zusehen, falls diese ärgerliche Anklage erhoben wird. Wir sind immer für Sie da und tun für Sie, was wir können.«

Moya fragte sich bestimmt, wer dieser hünenhafte Mann war, der ihm diese schlimmen Neuigkeiten überbrachte. Er hatte offensichtlich geglaubt, er sei mit seinem Verbrechen davongekommen, und war nun völlig niedergeschmettert, als er hörte, dass ihm der Staatsanwalt auf den Fersen war. Aber ich musste noch aus ihm herauskriegen, was er mit dem Geld gemacht hatte. Das käme dem Geständnis gleich, dass er Bestechungsgeld angenommen hatte.

»Erinnern Sie sich an den Film *Pulp Fiction*?«, fragte ich ihn. »Nun, ich bin Wolf. Ich bringe Dinge in Ordnung. Darum muss ich alles wissen. Was haben Sie mit dem Geld gemacht. Haben Sie es Ihrer Frau gegeben?«

Zufällig hatte seine Frau ihn kurz nach der Bestechung verlassen und dann einen Job als Fahrdienstleiterin angenommen – ausgerechnet bei der Polizei von Miami.

»Ich habe das Geld meiner Familie gegeben«, sagte er.

Jetzt hatten wir ihn. Vorausgesetzt, mein Rekorder funktionierte.

Das Gespräch war schnell zu Ende.

Nachdem Moya die Garage verlassen hatte, ging ich mit dem Rekorder in der Hand und mit klopfendem Herzen zu meinem Auto. Wenn dieses kleine Gerät versagt hatte, war der ganze Plan im Eimer. Ich betrachtete es und sah das wunderschöne rote Licht und wusste, dass wir es geschafft hatten.

Moya hatte während unseres Gesprächs deutlich genug eingestanden, von Willy und Sal Schmiergeld akzeptiert zu haben. Jetzt konnten wir ihn und danach auch die anderen Geschworenen vor Gericht bringen. Willy und Sal wurden später wegen Bestechung der Jury angeklagt. Moya und sein Anwalt beantragten, das Geständnis, das ich aufgezeichnet hatte, nicht als Beweismittel zuzulassen – ich sei derart groß und furchteinflößend, dass ich Moya eingeschüchtert hätte. Wir führten dem Gericht das Video und das Tonband vor, und die Geschworenen konnten sehen und hören, dass ich ihn keineswegs eingeschüchtert, sondern ihm als Vertreter von Willys und Sals Organisation sogar wiederholt meine Hilfe angeboten hatte.

Moyas Verteidigung: Er behauptete, er habe das Geld schon vor sechs Jahren als Drogenhändler verdient. Somit wäre dieses Delikt praktischerweise seit einem Jahr verjährt gewesen. Er war wirklich ein schlüpfriger

Typ. Im ersten Verfahren konnten die Geschworenen sich nicht auf ein Urteil einigen. Er wurde noch einmal angeklagt, und diesmal erzählte er eine andere Geschichte: Er habe das Geld bei verbotenen Glücksspielen gewonnen. Und natürlich war diese Straftat ebenfalls verjährt. Das kaufte ihm die Jury nicht ab. Er wurde zu 17,5 Jahren Gefängnis verurteilt.

Was geschah mit Willy und Sal? Während eines neuen Strafverfahrens gegen Sal Magluta wegen Bestechung von Geschworenen verbrachte ich mehrere Tage im Zeugenstand. Diesmal wurden die Geschworenen vier Monate lang streng abgeschirmt und von der Polizei bewacht, und sie hatten den Mut, Magluta schuldig zu sprechen. Er wurde zu einer lebenslangen Gefängnisstrafe verurteilt. Danach legte Willy ein Geständnis ab.

Nicht lange, nachdem wir Willy und Sal aus dem Verkehr gezogen hatten, rief der Besitzer eines Stripclubs in der Bronx das FBI an und beantragte Polizeischutz. Damit erhielten wir bald die Chance, mich in den Gambino-Clan einzuschleusen.

KAPITEL 8

Hilferuf aus der Bronx

Der berühmteste Stripclub in New York heißt Scores. Wenn Sie jemals Howard Stern gehört haben, dann wissen Sie alles über das renommierte Lokal im Stadtzentrum, über das luxuriöse Interieur, die illustren Gäste und die schönen Mädchen. Die Inhaber des Scores bewirten meist Geschäftsleute mit Firmenkreditkarten, Gruppen, die an einem Abend Tausende von Dollar ausgeben, ohne mit der Wimper zu zucken; denn es ist ja nicht ihr Geld. Aber wenn Sie nun glauben, dass die Gäste im Scores sich köstlich amüsieren, sollten Sie mal die Leute kennenlernen, die dort wirklich Spaß haben.

Die Mafia.

Wie jeder Stripclub bot Scores der Cosa Nostra unendlich viele Möglichkeiten, um Geld zu verdienen, von den Speisen und Getränken bis zu der Gebühr, welche die Mädchen dafür entrichten mussten, dass sie sich vor Fremden ausziehen durften. Was das Essen und Trinken anbelangt, sahten die Gangster doppelt ab: Sie ließen sich von den Lieferanten bezahlen und strichen obendrein einen Anteil an der Zeche der Gäste ein.

Die Mafia hatte bei Scores von Anfang an die Finger im Spiel. Die Eigentümer des Clubs wurden von mehreren Mitgliedern des Gambino-Clans abgezockt: John Gotti jun., Mikey »Scars« DiLeonardo und, am wichtigsten für uns, ein mafiöses Vater-Sohn-Duo namens Greg und Craig DePalma. Greg, ein Capo des Gambino-Clans, verdiente jeden Abend Tausende von Dollar mit dem Club. Er nutzte jede erdenkliche Geldquelle. Das Lokal war

ein Hit – jeden Abend war es brechend voll. Der Club gehörte nicht der Mafia; dennoch schröpfte sie ihn ständig um jeden Penny, dessen sie habhaft wurde. Im Winter brachte allein die Garderobe Tausende von Dollar pro Abend ein. Dieses Geld floss Greg und dem Gambino-Clan zu.

Die Tänzerinnen taten alles, um dort arbeiten zu dürfen, denn sie verdienten gut. Kunden kauften mit ihren eigenen Kreditkarten oder mit Firmenkarten Spielgeld in Form von Hundert-Dollar-Scheinen. Für 110 echte Dollar bekam man hundert Dollar Spielgeld, das die Besucher den Mädchen dann für einen Lapdance bezahlten. Die Tänzerinnen führten zehn bis 20 Prozent ihrer Einnahmen an den Club ab. Das Lokal war eine Goldgrube für die DePalmas und den Gambino-Clan, obwohl man in der Howard Stern Show kein Wort darüber hörte.

Nicht alle können es sich leisten, in einen Club wie Scores zu gehen. Das war Greg DePalma klar. Darum streckte er seine gierigen Finger nach einem ähnlichen Stripclub in der Bronx aus – die gleiche hochwertige Innenausstattung, der gleiche riesige Saal, der gleiche Grundriss mit Bars, Privaträumen und einem großen Tanzparkett. Nur die Kundschaft war anders. Die Gäste waren Arbeiter aus der Bronx, die keine Firmenkreditkarten besaßen, sondern nur ihr eigenes, hart verdientes Geld. Sie strömten ebenso in den Club Naked Truth⁶ (Nackte Wahrheit) wie Manager auf dem Heimweg nach Greenwich, die gerne 95 Dollar zahlten, um sich nach einem harten Arbeitstag in der Wall Street zu entspannen.

Männer, die diese Clubs besuchen, sehnen sich nach Kontakt mit schönen Frauen, aber mehr noch nach Anonymität. Sie wollen ihren Namen auf keinen Fall in der Zeitung lesen oder, schlimmer noch, bei einer Razzia oder einer Prügelei erwischt werden. Darum zahlten die Clubs meist Tausende von Dollar in der Woche als Schutzgeld an organisierte Banden, damit keine peinlichen Gewaltausbrüche die Kunden abschreckten und das Geschäft verdarben.

Ende der 1990er-Jahre wanderten Greg und Craig DePalma ins Gefängnis, weil sie Scores erpresst hatten. Der Club blieb geöffnet, aber Naked Truth wurde geschlossen. Im Jahr 2002 beschloss ein Geschäftsmann aus

⁶ Der Name des Clubs wurde geändert.

der Bronx, den wir Jerry Spogliari nennen wollen, das Lokal umzubauen und wieder zu eröffnen. Er stellte jeden ein, der etwas mit Naked Truth zu tun gehabt hatte, sei es als Pächter, sei es als Angestellter. Dann machte er das Lokal wieder auf. Immerhin war es sehr einträglich gewesen.

Spogliari kümmerte sich nur um sein Geschäft. Er kaufte Speisen und Getränke bei Lieferanten, die der Mafia gehörten, und war ansonsten ein aufrechter Bürger. Doch eines Abends bekam er großen Ärger. Eine der aufstrebenden ethnischen Verbrecherorganisationen, die Albaner, wollten an seinem Club mitverdienen. Nicht weniger als 30 Mitglieder der albanischen Bande stürmten in das Lokal, schlugen es kurz und klein und verprügelten jeden, den sie erwischten. Das macht dem Manager aus Greenwich oder dem Automechaniker in der Fordham Road verständlicherweise keinen Spaß. Das Geschäft war ruiniert, wenn er sich nicht mit den Albanern einigte, die in der Branche Fuß fassen wollten. Spogliari hatte zwei Möglichkeiten: jede Woche viel Geld an die Albaner zu zahlen oder zu uns zu kommen.

Sehr leise und sehr zögernd ging er zum FBI.

»Ich will denen kein Schutzgeld zahlen, aber ich brauche Schutz«, erklärte er. »Ich bin nur ein Geschäftsmann, der versucht, Geld zu verdienen. Wegen dieser Kerle möchte ich nicht mein Geschäft verlieren.«

Anfangs betrachtete das FBI diesen Fall als Gelegenheit, den albanischen Gangstern das Handwerk zu legen. Doch nachdem Spogliari mit dem FBI gesprochen hatte, besuchte ihn ein Trupp des Gambino-Clans. Es waren nicht die Leute, die vor einigen Jahren Scores und Naked Truth erpresst hatten. Diese neuen Gambinos boten ihm Schutz vor den Albanern an. Sie versprachen ihm, das Problem mit den Albanern zu lösen, wenn er jede Woche Schutzgeld zahlte. Natürlich sprach zu Beginn dieses Falles nichts dafür, einen Agenten als verdeckten Ermittler ins Herz des Gambino-Clans einzuschleusen, obwohl wir später genau das taten. Damals sah alles wie ein ganz einfacher Fall aus: Man schickt einen verdeckten Ermittler hin, der ein paar Albaner und Gambinos aus dem Verkehr zieht. So fing es jedenfalls an.

Die Außenstelle New York brauchte einen verdeckten Ermittler, der die Rolle von Jerry Spogliaris neuem Partner spielen konnte, einem Kerl, der

in den Club investierte – vielleicht für eine Renovierung – und die Schutzgelder an die Mafia und/oder die Albaner abführte.

Mit anderen Worten: mich.

Es gab nur einen Haken.

Während meiner Laufbahn hatte ich undercover mit Drogenhändlern, Geldwäschern, Erpressern und anderen Ganoven zu tun, die entweder auf eigene Faust oder für ein Drogenkartell handelten. Ich spielte unter den Kolumbianern, Russen, Dominikanern, Puertoricanern und so weiter immer die Rolle eines Außenseiters. Ich war immer der harte Bursche, der Boss, der Mann, dem niemand etwas zu sagen hatte. Ich spielte einen kubanischen Dealer und war sogar in die Rolle eines italienischen, asiatischen, russischen und hispanischen Kriminellen geschlüpft, immer mit großem Erfolg. Doch jetzt sollte ich eine Welt betreten, die mir völlig neu war: die Welt des organisierten Verbrechens, die Welt der Mafia und speziell die Welt des Gambino-Clans in New York. Das ist ein ganz anderes und sehr viel gefährlicheres Spiel.

Werfen wir einen kurzen Blick zurück, denn ich weiß, dass es immer noch Leute gibt, die nicht an die Existenz der Mafia glauben. Begraben Sie Ihre Zweifel! Sie ist real und immer noch mächtig.

Die Kriege zwischen verschiedenen amerikanischen Verbrecherclans sizilianischer Herkunft endeten in den 1930er-Jahren, als eine Organisation gegründet wurde, die heute noch existiert. An der Spitze steht die Kommission, der die »Bosse« oder Paten der fünf New Yorker Clans oder Familien angehören: Gambino, Lucchese, Genovese, Bonanno und Colombo. Jeder Clan ist nach dem gleichen Schema aufgebaut. Der Boss legt die Richtung fest und schlichtet Streit zwischen seinem Clan und anderen. Ein Stellvertreter unterstützt den Paten. Der Consigliere (denken Sie an Robert Duvall als Tom Hagen in *Der Pate*) ist sein Berater. Unter den obersten drei stehen die Capos oder Captains. Sie befehligen die Gangs, die aus initiierten Mitgliedern der Mafia, Soldaten genannt, bestehen. Verbündete oder Komplizen dieser Banden bemühen sich, zu Soldaten befördert zu werden. Wie das geht? Treibe eine Menge Geld für deinen Clan ein, bringe genügend Menschen um oder beseitige deine Vorgesetzten.

So also steigt man auf. Aber wie steigt man ein?

Man muss aus dem Viertel stammen, in dem die Ganoven ihr Unwesen treiben. Henry Hill, um den es in dem Buch *Wiseguy* und im Film *Goodfellas* geht, wuchs in Brooklyn auf und beobachtete die Mafiosi am Taxi-stand an seiner Straße. Sie kannten ihn schon als kleines Kind. Sammy »the Bull« Gravano, John Gottis Stellvertreter im Gambino-Clan, wuchs in Bensonhurst in Brooklyn auf, einem italienischen Viertel, dessen Bewohner fest zusammenhielten. Hochrangige Mafiosi kannten ihn als mutigen Kämpfer, schon bevor er ein Twen war.

Ich wurde in Kuba geboren. Niemand kannte mich.

Konnte ich mich wirklich als einer von ihnen ausgeben? Als Gangster? Als Italiener? Als Mafioso?

Ich war Mitglied der Drogenondereinheit gewesen, die das FBI und die New Yorker Polizei gemeinsam aufgestellt hatten. Eine bessere Truppe hätte sich ein Polizist nicht vorstellen können. Ich kenne kein Team, das so viele herausragende, komplexe, langwierige Fälle gleichzeitig bearbeitet hat, und ich hatte die Ehre und das Vergnügen, an fast allen Einsätzen undercover mitzuwirken. Die Agenten, die sich um den Fall des Stripclubs in der Bronx kümmerten, brauchten unbedingt einen erfahrenen verdeckten Ermittler, der schnell von Begriff war, und sie mussten ihn nicht in der Ferne suchen; denn ich war ja einsatzbereit.

Allerdings sollte ich diesmal einen Italiener unter Italienern spielen, zum ersten Mal in meiner Laufbahn.

Taktisch gesehen war es sinnvoll, den verdeckten Ermittler in diesem Fall als Italiener auszugeben, da wir ja das Vertrauen der Mafiosi erwerben wollten, die versuchten den Club zu erpressen. Anfangs zweifelte das FBI an meiner Eignung, einfach deshalb, weil ich kein Italiener war. Was wusste ich über italienisches Essen? Meine Einstellung zum Essen lautet: Gebt mir ein paar *pastelitos* (Blätterteig mit Rindfleisch oder Guave oder Kokosnuss) und ein wenig *ropa vieja con moros y maduros* (gehacktes Rindfleisch, kubanische schwarze Bohnen, Reis und Kochbananen), und ich bin glücklich.

Italienisches Essen schmeckt mir durchaus – weil mir alles schmeckt. Wie könnte es anders sein, wenn man über 270 Pfund wiegt? Aber ich wusste sehr wenig darüber, wie Mafiosi sich benehmen. Bei diesem Einsatz

sollte ich nicht in irgendeine Bande eingeschleust werden, sondern in den Gambino-Clan, eine der meistgefürchteten und mächtigsten der fünf New Yorker Mafiasfamilien. Wenn das FBI mich als verdeckten Ermittler einsetzen wollte, musste ich in die Schule gehen und lernen, wie ich meine Rolle zu spielen hatte.

In die Mafiaschule.

Das FBI richtete eine solche Schule für mich ein.

Beim FBI gibt es im Wesentlichen drei bürokratische Ebenen. Zuerst kommt der verdeckte Ermittler, der einen Fall tatsächlich bearbeitet. Über ihm steht der Handler oder Case Agent (Fall-Agent), der den Fall Tag für Tag leitet und regelmäßig Kontakt mit dem verdeckten Ermittler aufnimmt. Sein Vorgesetzter ist der Supervisor, ein leitender Verwaltungsbeamter in der Außenstelle oder in Washington. Er bestimmt, welche Fälle geöffnet oder geschlossen werden und alles Übrige.

Im Fall Naked Truth war ich einem sehr erfahrenen Case Agent namens Nat Parisi unterstellt. Nat hatte sich während seiner ganzen Laufbahn mit dem organisierten Verbrechen und mit Drogenkriminalität befasst, sowohl in New York als auch in White Plains. Er stellte ein Ausbildungsprogramm zusammen, das einen verdeckten Ermittler, der fast hundert Einsätze hinter sich hatte, in einen Typ verwandeln sollte, der selbst vor den strengen Augen der stets misstrauischen Cosa Nostra bestehen konnte. Natürlich war das keine leichte Aufgabe. Seit »Donnie Brasco« – einem FBI-Agenten in der Rolle eines Gangsters – hatte die Mafia panische Angst vor einer Infiltration durch die Polizei. Wer in die Mafia aufgenommen werden wollte, wurde jetzt höchstwahrscheinlich ebenso gründlich überprüft wie ein Anwärter beim FBI. Wie konnte ein völlig fremder Mann die vorsichtigen, im Gefängnis gestählten Kriminellen davon überzeugen, dass er vertrauenswürdig war? Vor dieser Herausforderung standen Agent Parisi und ich, als der Unterricht begann.

Offen gesagt ist die Paranoia der Mafia in Bezug auf Spione beinahe komisch. Wer als Vollmitglied in den Bonanno-Clan aufgenommen werden wollte, musste sich vor dem Initiationsritus sogar nackt ausziehen. Pardon, aber wollt ihr einen Kerl, der bei seiner Initiation möglicherweise eine Wanze bei sich trägt, wirklich in die Cosa Nostra aufnehmen?

Eine kluge Vorsichtsmaßnahme der Gangster bestand darin, dass sie ihre Einweihungsriten nicht mehr im Keller von Privathäusern abhielten, wie es jahrzehntelang Tradition gewesen war. Sie wussten, dass die Polizei Privatwohnungen abhören durfte. Jetzt fand die Zeremonie in Hotelzimmern statt, die sie für einen Tag mieteten. Sie vollzogen ihr Ritual, dann verschwanden sie. Aber was taten sie wirklich? Sah ihr Leben wie eine *Sopranos*-Episode aus oder anders?

Bei der Mafiaschule im FBI ging es also darum, eine Identität, einen Hintergrund zu schaffen und zu lernen, wie man sich als Mafioso benimmt, damit niemand ernsthaft an mir zweifelte oder mich verdächtigte, ein Spitzel zu sein. Die Entlarvung als FBI-Agent fürchtete ich im Grunde am wenigsten. Mafiosi töten nie FBI-Agenten – sie wollen keine Scherereien. Die eigentliche Gefahr war, dass sie mich für eine Ratte hielten, einen Gannovon, der die Seiten gewechselt hatte und sie für das FBI oder eine andere Justizbehörde ausspionierte. Dann würden sich mich sofort umbringen.

Wenn die Kolumbianer eine Ratte aufspüren – einen Undercover-Polizisten oder einen Informanten –, verpassen sie ihm die »kolumbianische Krawatte«. Sie schlitzen ihm die Kehle auf und ziehen die Zunge durch die Wunde, zur Strafe dafür, dass er sie verpiffen hat. Die Mafia verpasste ihm »zwei in den Hinterkopf« oder stopfte ihm Geld oder einen Kanarienvogel in den Mund. Die Leiche legte sie in den Kofferraum eines gestohlenen Autos, das auf einem Langzeitparkplatz am Flughafen stand.

Mein Unterricht begann mit dem Aufbau einer neuen Identität. Ich konnte nicht einfach spontan ein »Märchen« oder einen »Stammbaum« erfinden, wie ich es bisher getan hatte. Ich brauchte eine wasserdichte Vorgeschichte, die sich überprüfen ließ; denn das würden sie fast mit Sicherheit tun. Wir begannen mit einem neuen Namen, und das bedeutete, dass wir meine ethnische Herkunft festlegen mussten. Es gab zwei Möglichkeiten: Entweder war ich ein waschechter Italiener, der während der Batista-Ära in Kuba aufgewachsen war, oder ich war halb Italiener und halb Kubaner. Wir wollten diese Entscheidung treffen, sobald ich mit der Situation in der Bronx vertraut war.

Auch einen Namen musste ich mir aussuchen. Wir einigten uns auf Falcone, den Namen eines mutigen sizilianischen Richters, den die Mafia zusam-

men mit seiner Frau und drei Polizisten vor einigen Jahren ermordet hatte. Der damalige FBI-Direktor Louis Freeh ehrte Richter Falcone mit einer Bronzestatue in der FBI-Akademie für seine Tapferkeit im Kampf gegen die italienische Mafia. Später zuckten einige Gangster zusammen, als sie meinen Namen hörten, und fragten laut, ob ich mit diesem abscheulichen Kerl verwandt sei. Dennoch wurde Jack Falcone mein Name in der Mafia.

Außerdem brauchte ich eine Sozialversicherungsnummer, die zu meiner neuen Identität passte. Bald erfuhr ich, dass solche Nummern auf den Straßen New Yorks leicht zu kaufen sind. Ich bekam eine falsche Nummer, ging damit zur Führerscheinstelle nach White Plains und besorgte mir einen Führerschein auf meinen neuen Namen. Dann beantragte und erhielt ich eine Kreditkarte. Allmählich erhöhte ich meine Kreditlinie, bis ich eine Goldkarte und schließlich eine Platinkarte von American Express bekam. Ich bezahlte auch alltägliche Dinge wie Benzin oder Mahlzeiten mit der Karte, um meine Kreditwürdigkeit als Jack Falcone zu verbessern.

Später, als ich an dem Fall arbeitete und die Mafiosi mich fragten, warum ich eine Amexkarte besitze, erklärte ich ihnen, mein Steuerberater habe mir geraten, für Umsätze zu sorgen, um meine legalen Geschäfte als Immobilienhändler glaubhaft zu machen. Das kauften sie mir ab. Sie fragten mich danach, weil Mafiosi keine Kreditkarten benutzen. Normalerweise haben sie ein großes Geldbündel bei sich, zusammengehalten von einem dicken blauen oder grünen Gummiband, wie Supermärkte es benutzen, um Brokkoli zu bündeln. Das Geldbündel wird Knoten genannt wie die Astknoten auf einem Parkettboden, und oben liegt immer ein Hundert-Dollar-Schein. Je größer das Bündel ist, desto erfolgreicher ist der Besitzer. Einen Gangster, der etwas auf sich hält, sieht man nie eine Geldbörse zücken. Alle tragen ihr Geld in dicken Bündeln bei sich, umwickelt mit diesen Gummibändern. Um sich ausweisen zu können, haben sie meist einen Führerschein dabei, der oft in einem anderen Bundesstaat ausgestellt wurde und abgelaufen ist. Das alles musste ich lernen. Der kleinste Fehler hätte mich als verdeckten Ermittler enttarnen können, und das Spiel wäre aus gewesen.

Zu all meinen falschen Papieren brauchte ich eine passende Geschichte. Also verwandelte ich mich in einen Typen aus Miami mit eigener Gang –

ausgebufften kubanischen Bootsflüchtlingsen, die für mich in Häuser einbrachen, um Juwelen und Drogen zu stehlen. Es gab ein paar Gambinos in Florida, die jedoch wenig oder gar keinen Kontakt mit den kubanischen Dealern hatten. Die New Yorker Gambinos konnten mich also von ihren Leuten in Florida nicht überprüfen lassen. Meine Geschichte war auch deshalb gut ausgedacht, weil ich bei mehreren Einsätzen eine Menge Zeit in Miami verbracht hatte. Ich kannte die besten Clubs und Restaurants, die ganze Szene. Und ich konnte eine glaubhafte Story über meine Erlebnisse in der Stadt erzählen.

Was meine Familie anbelangt, so war ich meinem fingierten Lebenslauf zufolge das einzige Kind, und meine Eltern waren gestorben. Mein Vater war ein Italiener, der in den fünfziger Jahren in einem Kasino in Havanna gearbeitet hatte, und meine Mutter war entweder Kubanerin oder Italienerin – das wollten wir entscheiden, sobald es notwendig war. Ich wurde 1952 geboren, und als Castro 1959 an die Macht kam, wanderte meine Familie nach Miami aus. Nach dem Verlust beider Eltern ließ ich mich mit falschen Freunden ein und wurde wegen verschiedener Delikte mehrere Male festgenommen, war aber nie im Gefängnis. Ich fälschte eine Polizeiakte für Jack Falcone, damit ich meinen neuen Gambino-Kumpels bei Bedarf etwas zu erzählen hatte, wenn sie es nicht auf ihre Weise selbst herausfanden. Wichtig war, dass ich keine Gefängnisakte hatte. Gangster im ganzen Land knüpfen ihre Kontakte nämlich oft hinter Gittern. Ein Mitglied eines Mafiaclans verbringt vielleicht 20 Jahre in Bundesgefängnissen überall im Land. Jeder, der meine Vergangenheit überprüfte, konnte mühelos herausfinden, dass niemand einen Jack Falcone kannte, der zu einer bestimmten Zeit in einem bestimmten Gefängnis gewesen sein sollte. Oder er stellte fest, dass ein bestimmter Ganove genau zu der Zeit in einem Knast war, als ich angeblich auch dort einsaß, und fragte mich nach ihm aus.

Gewiss, das FBI leistete gute Arbeit und half mir, eine neue Identität aufzubauen; aber ich wusste, dass ich einen Schritt weiter gehen musste. Immerhin steckte ich tiefer in der Sache drin als meine Kollegen. Wenn ich wegen eines Fehlers in meinem erfundenen Lebenslauf aufflog, würden sie trotzdem am nächsten Tag aufstehen, Kaffee trinken und zur Arbeit gehen – während ich tot war. Darum machte ich mit meiner Frau Urlaub in Florida

und besuchte Friedhöfe, bis ich Falcones fand, die zu der Zeit gestorben waren, als ich heranwuchs. Falls ein Mafioso zu mir sagte: »Machen wir doch einen Abstecher nach Florida, und du zeigst mir, wo deine Eltern begraben sind«, konnte ich antworten: »Kein Problem, fliegen wir hin.«

Ich musste jede Einzelheit meiner Geschichte überprüfen.

Nun hatte Jack Falcone also eine Bankauskunft, ein Strafregister und eine Familiengeschichte. Aber das Leben in der Mafia dreht sich nicht nur um die Vergangenheit, sondern auch um das Hier und Jetzt. Für Ganoven bedeutet das, in Bars und Restaurants herumzuhängen. Leute, die *Good-Fellas*, *Die Sopranos*, *Der Pate* und ähnliche Filme gesehen haben, glauben wahrscheinlich, dass Mafiosi immer auf Trab sind und ständig Menschen erschießen und in Stücke hacken. Das dachte ich damals auch. Aber die Wirklichkeit ist anders. Ja, sie tun das alles; aber den größten Teil des Tages verbringen sie damit, zu essen und über künftige Coups zu reden.

Wenn ich mit Gangstern essen wollte, musste ich über ihre Gewohnheiten Bescheid wissen. Also ging es bei meiner nächsten Lektion um Essen und Trinken. Mich muss man nicht zweimal zum Essen bitten; darum machte mir dieser Teil der Ausbildung besonderen Spaß. Mafiosi wissen genau, in welchem Restaurant sie welche Gerichte bekommen. Wer beispielsweise würzigen Hummer mag, geht zu F.illi Ponte am West Side Highway. Wer Frikadellen schätzt, besucht das Rao in East Harlem. Und wer gutes Kalbfleisch vorzieht, findet es bei Il Mulino im Village. Natürlich gibt es viele gute Restaurants; aber Mafiosi wissen eben, welches am besten ist. Und wenn du das nicht weißt, stimmt etwas nicht mit dir.

Nat, mein Case Agent, nahm mich in italienische Restaurants mit und brachte mir bei, wie man bestellt, wie man das Essen kostet, worauf man achten sollte und wie echte Ganoven darüber reden. Ich lernte, *prosciutt'* zu sagen, nicht *prosciutto*, *manicot'*, nicht *manicotti*. Ich erfuhr, was würziger Hummer ist, wie die Soße im Rao schmeckt, was regionale Küche ist – alles. (Übrigens bezahlten wir diese Mahlzeiten aus eigener Tasche; denn für diesen Teil meines Unterrichts übernahm das FBI die Spesen nicht.)

Sobald ich wusste, wie ein echter Italoamerikaner Essen bestellt, setzte ich meine Ausbildung beim Food Channel fort. Besonders gern sah ich *Molto Mario* mit Mario Batali, *Lidia's Family Table* mit Lidia Bastianich

und *Everyday Italian* mit Giada De Laurentiis. Diese Shows sind wie Pornos für den Magen; sie machten mich hungrig! Ich informierte mich nicht nur über die Zubereitung der Gerichte, sondern auch über die korrekte italienische Aussprache der Worte. Außerdem lud ich meine Frau und unsere Freunde in italienische Restaurants ein, wo ich das Bestellen übte. Für einen Mann wie mich war dies bestimmt nicht der schwerste Teil meines Jobs.

Hinzu kommt, dass ein Mafioso die Speisekarte nicht einmal ansieht. Er platzt herein, als gehöre ihm der Laden, begrüßt den Kellner und den Oberkellner wie Verwandte, die er lange nicht gesehen hat, und fragt jovial: »Na, was esse ich denn heute?«

Dann macht der Kellner ein paar Vorschläge, die der clevere Ganove ignoriert.

Stattdessen sagt er: »He, wisst ihr was? Macht mir ein bisschen von diesem und ein bisschen von jenem, etwas Prosciutt' mit Parmigiano reggiano, ein wenig Antipast' und etwas Polenta mit Gorgonzola und Wurst. Danach bringt ihr mir ein bisschen Linguine mit Muschelsoße. Was haltet ihr davon?«

Die Kellner sind begeistert!

Ich lernte auch, wie man »italienische Kriegsorden« erwirbt. So nennen es die Mafiosi, wenn jemand bei einer ihrer vielen Fressorgien sein Hemd mit Soße oder Spuren italienischer Speisen bekleckert. Das waren jedoch keine Ehrenzeichen, weil die Einzigartigkeit und das gepflegte Erscheinungsbild darunter litten. Wenn man einen Orden bekommen hatte, wussten alle, wie man ihn entfernt. Meiner Erfahrung nach war Sodawasser am besten. Sobald der Fleck trocken war, entfernte ich das Fett mit etwas Talkum.

Für das Trinken gab es ebenfalls Regeln. In Philadelphia lernte ich, dass ein echter Ganove immer Macht ausstrahlt, selbst wenn er Bier bestellt. »He, gib mir ein Johnnie Walker Black on the Rocks. Oder ein Ketel One on the Rocks.« Ein Mafioso weiß, wer er ist und was er trinkt. Für Unfug hat er keine Zeit. Zumindest muss er diesen Eindruck vermitteln. Mafiosi sind zudem äußerst großzügig. Warum auch nicht? Es ist nicht ihr Geld – sie haben es gestohlen!

Das soll nicht heißen, dass Mafiosi pflegeleichte Gäste sind. Sie brechen die Regeln und verweisen arbeitende Menschen in ihre Schranken, um anzugeben. Ich habe dieses Benehmen immer verabscheut. Ich fand es abstoßend und unnötig, wenn Mafiosi schwer arbeitende hispanische Kellner und Hilfskräfte, die eine Familie hatten und nur etwas Geld verdienen wollten, wie Abschaum behandelten. »He, was bist du, Mexican oder Mexican't?«, fragten sie, wenn der Lehrling vergaß, ihnen mehr Brot oder Wasser zu bringen, obwohl sie es verlangt hatten. Immer wenn ich dabei war, winkte ich den Kellner oder Hilfskellner zu mir – natürlich wenn die anderen nicht zusahen –, gab ihm einen Zehner, Zwanziger oder gar Hunderter und sagte, mein Freund habe es nicht so gemeint. Mafiosi können großzügig und grob zugleich sein.

Diese Großzügigkeit bewiesen sie gegenüber Kollegen in der Weihnachtszeit. John Gotti sen., der ehemalige Boss der Gambinos, war dafür bekannt, dass er vielen Leuten einen ganz besonderen Cognac namens Louis XIII. von Rémy Martin schenkte, der 1500 Dollar pro Flasche kostete. Selbstverständlich bekam er ihn kostenlos von jemandem, den er erpresste, oder er »fiel von einem LKW runter«. Es waren sehr hübsche Flaschen aus Baccarat-Kristall, und der Cognac war der feinste. Wie gesagt, es ist leicht, großzügig zu sein, wenn man fremdes Geld verschenkt.

Wenn am Ende einer Mahlzeit die Rechnung kommt, greift einer in der Runde danach. Mafiosi sagen nie: »Okay, mal sehen. Du hattest die Makaroni, ich das Huhn parmigian.« Nein, jemand nimmt die Rechnung mit großer Geste an sich, und wenn die anderen sie ihm streitig machen wollen, sagt er: »Wollt ihr mich beleidigen? Ihr kriegt die nächste!« Es geht nur darum, den wundervollen, großzügigen Typen zu spielen.

In Wahrheit sind diese Leute weder wundervoll noch großzügig. Greg DePalma sagte oft zu mir, seine Mafiamilie sei ihm wichtiger als seine eigene Familie. »Wenn dein Kind auf dem Operationstisch liegt«, pflegte er zu sagen, »und nur noch zehn Sekunden zu leben hat und dein Boss ruft dich, dann musst du die Klinik sofort verlassen und zu ihm gehen. Später kannst du ja Blumen für die Beerdigung deines Kindes schicken.« So steht es auch in *Underboss*, Peter Maas' packender Lebensgeschichte von Sammy »the Bull« Gravano, einem stellvertretenden Boss. Entweder handelte es

sich also um einen Mafiabrauch, den DePalma übernommen hatte, oder er hatte dieses Buch gelesen. Mafiosi achten sehr darauf, wie sie in der Populärkultur wahrgenommen werden. In den 1970er-Jahren schauten sich alle Gangster den *Paten* an, und vor ein paar Jahren versäumten sie keine Episode der *Sopranos*. An Sonntagen zwischen 21 und 22 Uhr wurden sehr wenige Verbrechen begangen (abgesehen davon, dass die meisten Ganoven das Kabel illegal anzapften).

Außerdem küssen sie sich oft auf die Wange. Ich brauchte eine Weile, um mich daran zu gewöhnen. Warum können Gangster sich nicht einfach die Hände schütteln? Ich hätte ohne all die Knutscherei leben können.

Als Kerle, die kaum auf ihr Gewicht achten, legen sie großen Wert auf eine gepflegte Erscheinung. Mafiosi gehen andauernd zur Maniküre und Pediküre. Sie lackieren die Nägel nie – nur Polieren ist erlaubt. Als ich zum ersten Mal mit den Jungs zur Maniküre ging, musste ich zunächst meinen Schock überwinden; denn was ich tat, war ja unmännlich. Ehrlich gesagt, es fühlte sich großartig an! Kein Wunder dass Frauen es regelmäßig machen – und vor uns geheim halten. Ein paar Mal ließ ich mir sogar eine Gesichtsbehandlung und eine Massage verabreichen, und alles, was ich dazu sagen kann, ist: *Mann, wie wundervoll!*

Auch regelmäßige Besuche beim Friseur sind unerlässlich, denn Mafiosi und Möchtegernmafiosi müssen sauber rasiert und frisiert sein. Gesichtshaare sind verboten, weil Mafiosi der Meinung sind, dass sie nichts zu verbergen haben und sich vor niemandem verstecken müssen. Zudem finden sie, dass andere Männer sich einen Bart wachsen lassen, um maskulin und einschüchternd zu wirken – aber das sind sie ohnehin. Vielleicht wollen sie sich auch von der Ganovengeneration ihrer Großeltern unterscheiden, die man wegen ihrer geliebten Bärte »Moustache Petes« nannte. Das also ist die Körperpflege-Etikette für Mafiosi.

Außerdem haben sie viel Sinn für die schönen Dinge des Lebens. Sie kennen sich mit Schmuck aus. Glanz und Schnitt der Diamanten an ihren unvermeidlichen Ringen am kleinen Finger verleihen ihnen Ansehen. Sie lieben schönen Schmuck aller Art: Manschettenknöpfe, pompöse Armbänder, Halsbänder aus massivem, purem Gold, verschiedene Markenuhren

und Krawattennadeln mit Diamanten. Ohrringe sind nicht erlaubt – wahrscheinlich sind sie in ihren Augen nicht männlich genug.

Die Kleidung ist ebenfalls wichtig. Mafiosi wissen einen Brioni oder Zegna von einem schlichteren Anzug zu unterscheiden. Sie bevorzugen maßgeschneiderte Anzüge aus den besten italienischen Stoffen, getragen mit einer Seidenkrawatte und passenden Handschuhen, um die Abendgarderobe zu vervollständigen. »Italienische Smokings« sind bei den Jungs sehr beliebt. So nennen sie einen Trainingsanzug von Fila oder Sergio Tacchini, den sie meist über einem Muskelshirt tragen, das den Blick auf ein Halsband und ein Kreuz aus massivem, purem Gold freilässt. Neue Turnschuhe von bester Qualität vervollständigen diese Kluft. Die Trainingsanzüge sind im Alltag aus Velours, bei formellen Anlässen aus Seide und im Sommer aus Nylon oder Polyester.

Auch die richtigen Schuhe gehören dazu – Ferragamo, Bally oder Gucci. Eine besondere Schwäche haben sie für Alligatorschuhe. Es ist gut für das Image, sie in Schwarz, Braun oder sogar Blau zu tragen. Die Socken bestehen aus Kaschmir oder Nylon. Cooles Aussehen vom Kopf bis zu den Füßen ist enorm wichtig, denn man will ja nicht mit einem »morte d'fam«, einem verarmten Kleinkriminellen, verwechselt werden. Das wäre eine Katastrophe. Gute Kleider, eine Rolex und edler Schmuck beweisen, dass man es geschafft hat, dass man erfolgreich ist.

Von Nat lernte ich, dass Gangster peinlich genau auf den Status achten, den ihnen bestimmte Aspekte ihrer Kleidung und ihres Schmucks verleihen. Sie werfen einen kurzen Blick auf eine Armbanduhr, und schon wissen sie, ob das Ding echt ist – schneller als ein Experte. Sie erkennen einen Diamanten schneller als ein Fachmann bei Cartier oder Tiffany. Deshalb musste ich selbst zum Experten werden. Ich musste nicht nur die verschiedenen Marken und Modelle edler Uhren kennen, sondern auch wissen, was einen Diamanten wertvoll macht. Ich musste erkennen, ob ein Schmuckstück von Jacob and Company oder von Harry Winston oder von einer anderen erstklassigen Firma stammte. Außerdem musste ich wissen, was Schmuckstücke im Einzelhandel, als heiße oder gestohlene Ware sowie neu und gebraucht kosteten und wie eine fehlende Seriennummer oder Garantie sich auf den Preis auswirkte.

Ich konnte nicht vortäuschen, Uhren zu stehlen, und dann 10 000 für eine Uhr verlangen, die man auf der Straße schon für 4500 oder 5000 Dollar bekam. Also prägte ich mir die Unterschiede zwischen Audemar Piguet, Chopard, Patek Philippe, Breitling und vor allem Rolex ein. Eine hübsche Rolex aus rostfreiem Stahl war das eine, aber wie ernst konnte man einen Typen nehmen, der keine Day-Date Rolex President aus 18-karätigem purem Gold besaß?

Mafiosi kaufen übrigens nie im Fachgeschäft. Wenn sie ein hübsches Schmuckstück haben, dann ist es von einem LKW gefallen, oder sie haben es durch Erpressung oder als Geschenk bekommen. Vielleicht haben sie von einem der Jungs in der Nachbarschaft gehört: »Wir haben ein paar Uhren besorgt – willst du sie dir ansehen?« Oder sie gehen auf Shoppingtour und plündern ein Konto mit gestohlenen Kreditkarten. Aber der alte Witz von Woody Allen, die größte Sünde in seiner Familie sei das Einkaufen beim Einzelhändler, trifft auch auf Ganoven zu.

Ich lernte, dass es nicht allein um Selbstdarstellung ging. Ganoven achten auch sehr darauf, mit wem sie sich zeigen. Angenommen, ich will einen ruhigen Abend mit meiner *gumara* (gumod gesprochen), meiner Freundin, verbringen, dann ist es ratsam, einen »Bart« mitzunehmen, einen Typen, der uns in die Bar oder ins Restaurant begleitet. Es wäre ja möglich, dass mich jemand sieht, der meine Frau kennt, oder dass ich irgendwann auf einem Video des FBI auftauche, das mich in Schwierigkeiten bringen könnte. Dann kann mein Kumpel behaupten, das Mädchen sei mit ihm gegangen und nicht mit mir.

Die nächste Frage, um die es in meiner Mafiaschule ging, betraf meine Sicherheit. Gab es jemanden in der kriminellen Szene der Bronx, der mich kannte und für mich gefährlich war? Dies waren schließlich nicht die Badlands von Philadelphia, wo ich keinen Menschen kannte. Ich bin in der Bronx aufgewachsen und habe dort in der Highschool Football gespielt. Ich war Rausschmeißer in New Yorker Nachtclubs – im Second Floor, im Pemoes, im Glen Island Casino und in einigen anderen beliebten Lokalen. Wenn mich jemand in einem Restaurant ansprechen sollte, weil er mich zu kennen glaubte, würde ich einfach behaupten, es handle sich um eine Verwechslung, und meiner Wege gehen. Es ist erstaunlich, wie viele schwerge-

wichtige Männer mir ähnlich sehen. Viele hielten mich für einen Vinny oder Tony aus Brooklyn. Vermutlich hat jeder Mensch einen Doppelgänger! Da ich aber in der Bronx aufgewachsen bin, wussten zwei ganz bestimmte Ganoven, dass ich in Wirklichkeit FBI-Agent war. Ich fürchtete, ihnen zu begegnen.

Einer von ihnen war Gigi der Wal, den ich häufig in den Bars der Bronx herumhängen sah. Einmal kam er zu mir und schüttelte mir die Hand.

»Nichts für ungut«, sagte er, »aber sie sind der korpulenteste Agent, den ich je gesehen habe.«

»Was meinen Sie damit?«, fragte ich, erstaunt darüber, dass er mich kannte. Ich wusste, wer *er* war – aber woher kannte er mich?

Es stellte sich heraus, dass ein gemeinsamer Freund ihm einen Tipp gegeben hatte. Dennoch wollte Gigi mein Freund sein.

»Gigi«, sagte ich genervt zu ihm, »du kaufst und verkaufst Heroin. Du bist ein Dealer. Du warst 24 Jahre im Knast. Das steigert vielleicht dein Ansehen bei gewissen Leuten, aber für mich bist du kein guter Umgang. Also mach deine Geschäfte nicht in meiner Anwesenheit; dann ist alles in Ordnung zwischen uns. Wenn ich dich beim Dealen erwische, bringe ich dich persönlich hinter Gitter. Haben wir uns verstanden?«

Ja, zwischen uns war alles klar. Aber wenn Gigi der Wal mich jemals zusammen mit DePalma oder anderen Mafiosi sehen sollte, wäre mein Spiel aus. Gigi gehörte zur Purpurgang, einer skrupellosen Bande von Heroindealern in der Pleasant Avenue von East Harlem. Man sagt, sie verdanke ihren Namen der Tatsache, dass verdorbenes Fleisch purpurrot sei. Alle, die ich in der Mafia je kennenlernte, mochten und verehrten Gigi, der bei allen Mafiafesten auftauchte. Er starb während meines Undercover-Einsatzes, und zum Glück kreuzten sich unsere Wege nie.

Der zweite Gangster, der mich als FBI-Agent identifizieren konnte, war Randy Pizzolo. Er hielt sich für einen harten Burschen. Obwohl er Freigänger war, tyrannisierte er ständig Männer und Frauen in seiner Umgebung. Jemand hatte ihm gesagt, ich sei ein Agent. Randy war ein Typ wie John Gotti – immer manikürt, immer im modischen Zweireiher, immer mit einer Schönheitskönigin im Arm, wenn er in seinem Mercedes S500 ausfuhr. Einmal kam er in ein Restaurant und sah mich mit einer Gruppe an einem

Tisch sitzen. Das war einige Zeit vor meinem Einsatz als Jack Falcone. Er rief vor allen Leuten: »Gib jedem einen Drink, außer dem Bullen!«

Der Kellner sah mich an und wusste nicht, was er tun sollte. Ich riet Pizzolo, sich die Drinks in den Arsch zu schieben, und bestellte die Getränke für meine Kumpels selbst. Dann sagte ich zu Pizzolo: »Hast du ein Problem? Bist du blöd? Du hast Bewährungsauflagen, und ich könnte dich schon deshalb in den Knast bringen, weil du dich abends noch herumtreibst. Also bring mich nie wieder vor meinen Freunden in Verlegenheit!«

Bald danach traf ich ihn in einem anderen Restaurant. Er wollte mir die Hand schütteln und sagte: »Nichts für ungut!«

Ich ärgerte mich immer noch darüber, wie er mich in der Bar behandelt hatte.

»Nichts für ungut?«, sagte ich und verweigerte ihm meine Hand. »Nimm dich ja in Acht, Randy! Eines Tages brockt dir dein loses Mundwerk noch eine Menge Ärger ein!«

Das war der letzte Rat, den ich ihm gab; aber ich vermute, er befolgte ihn nicht. Eines Tages fand man ihn mit vier Kugeln im Kopf tot auf. Ein Capo des Bonanno-Clans hatte ihn wegen seiner großen Schnauze umlegen lassen. Doch als ich die Welt der Bronx-Mafia betrat, gingen diese beiden Männer immer noch dort draußen ihren Geschäften nach, und beide hätten mich enttarnen können.

Dank meiner Fortschritte in der Mafiaschule konnte ich mich nun wie ein echter Ganove benehmen und hatte eine gute Geschichte zu erzählen. Aber ich musste auch lernen, wie ein Mafioso zu reden und die Leute davon zu überzeugen, dass ich italienische Wurzeln hatte. Angenommen, ich wollte meinen Capo berichtigen. Dann durfte ich ihm nicht einfach sagen, er habe einen Fehler gemacht. Dafür gibt es eine spezielle Sprache. Nat brachte mir bei, so zu sprechen: »Hör mal, ich will nicht respektlos sein. Du bist mein Chef, und was du sagst, das gilt für mich. Aber ich habe noch von einer anderen Möglichkeit gehört.«

Die Mafiosi hatten wieder einmal ihre Antennen ausgefahren, und zwar wegen Donnie Brasco. Die Omertà, die Schweigepflicht, die einst in jeder Generation nur einmal verletzt wurde, etwa von einem Abtrünnigen wie Joe Valachi, war jetzt ein Witz, ein Ding der Vergangenheit. Die Mafia glich

eher einem Vogelreservat. Alle sangen, wenn sie Schwierigkeiten hatten. Man blieb nicht mehr standhaft und saß seine Freiheitsstrafe ab, in der Erwartung, dass der Clan einem helfen würde. Stattdessen hatte sich die Mafia zu einer Organisation entwickelt, in der jeder seinen eigenen Vorteil suchte. Erzählen Sie mir nichts über Ganovenehre. Die Mafia beschäftigt sogar Privatdetektive, die einmal bei der Polizei waren, um Anwarter wie mich zu überprüfen. Mir war es unbegreiflich, dass Kollegen die Seiten wechselten; aber es geschah jeden Tag, sodass ich mit gründlichen Recherchen rechnen musste.

Auch den Umgang mit heiklen Situationen musste ich lernen. Angenommen, ich sitze irgendwo mit einigen Drogenhändlern in einem Keller, und sie halten mir eine Kanone an den Kopf und sagen: »Du bist ein Spitzel. Wenn du dieses Kokain vernichtest, machen wir dich kalt.«

Ich war von diesem Szenario nicht gerade begeistert und sagte: »Keine Ahnung, was ich tun würde. Wichtiger finde ich die Frage, wie und warum ich mich in diese Lage gebracht habe.«

Wenn ich clever genug war, würde ich nie in einen solchen Schlamassel geraten. Manchmal war ich ein wenig frustriert, weil einige meiner Vorgesetzten, die an diesem Fall arbeiteten, sich mit der Mafia nicht etwas besser auskannten. Ich hatte immer einen Plan B parat: Sollte mir jemals befohlen werden, jemanden zu erschießen, würde ich einen Herzanfall vortäuschen. Ich würde zusammenbrechen, mir an die Brust greifen und stöhnen: »Verdammt! Ich habe einen Herzinfarkt!« Dann würde man mich in ein Krankenhaus bringen und den Mord auf einen anderen Tag verschieben, sodass das FBI genug Zeit hätte, das potenzielle Opfer zu schützen und zu verstecken. Aber vielleicht irre ich mich ja. Wer schleppt schon einen 177-Kilo-Mann fort? Diese Kerle hätten mich wahrscheinlich liegen und sterben lassen. Vermutlich werde ich es nie erfahren.

Eines war klar: Ich brauchte niemanden umzubringen, um in die Mafia aufgenommen zu werden. In früheren Jahrzehnten, als die Omertà noch eingehalten wurde, musste man eine »Probearbeit« abliefern – jemanden im Auftrag seiner Vorgesetzten töten –, um in die Mafia zu kommen. Allerdings kam es zu häufig vor, dass jemand für die Mafia tötete und dann Informant wurde. Deshalb lohnte es sich bald nicht mehr, den Gangster-

nachwuchs jemanden erschießen oder erdrosseln zu lassen. Vermutlich mussten die Mafiabosse sich damit abfinden, dass ein Teil der Aufgenommenen letztlich zur Justiz überwechseln würde. Man konnte immer noch den Befehl erhalten, jemanden zu töten oder bei einem Mord anwesend zu sein, aber es war kein Automatismus mehr. Jetzt war es ihnen wichtig, wie viel man verdiente, und nicht so sehr, wen man umbrachte.

Um meine Kenntnisse über die Mafia zu ergänzen, las ich Jerry Capecis Kolumne »Gang Land« auf seiner Website www.ganglandnews.com und die Website www.AmericanMafia.com, die Detective Rick Porello geschaffen hat. Das sind Schatztruhen, gefüllt mit Fakten und Geschichten über die Mafia.

Bald begann ich zu denken wie ein Ganove. Zu Beginn von Nat Parisi's Mafiaschule war ich ein kubanischstämmiger FBI-Agent. Als ich sie verließ, war ich für die Gambinos bereit. Aber würden die Gambinos mich als Juwelendieb aus Miami akzeptieren und mich in ihre Welt aufnehmen?

KAPITEL 9

Die Abrechnung im Naked Truth

Meine Rolle als neuer Investor im Stripclub entpuppte sich als gute Idee, weil sie mir half, einen guten Ruf zu erwerben und mit den Gepflogenheiten, den Tänzerinnen und dem Personal des Lokals vertraut zu werden. Die Tänzerinnen waren sehr nett und hatten ein paar recht interessante Geschichten auf Lager. Sie waren Prostituierte, die ständig versuchten, jemanden zu einem Lap Dance zu überreden. Ich sagte dann immer: »Hör mal, ich bin Geschäftsmann. Nein, danke.« Auf diese Weise erfuhr ich ihre wahren Geschichten – Geldprobleme, Probleme zu Hause. Es überraschte mich, dass viele von ihnen zur Schule gingen. Das Strippen war für sie eine Methode, um Geld für ihre Familie zu verdienen, nichts weiter. Es war ein harter Job – viele finstere Gestalten wollten sie ausnutzen. Wir warfen immer wieder ein paar Kerle raus, die zu aufdringlich waren.

Ich beschloss, zur Sicherheit noch einen verdeckten Ermittler mitzunehmen, für den Fall, dass die Albaner zurückkamen, um den Club zu demolieren. Zudem wollte ich sicher sein, dass wir am Tag der Abrechnung nicht in Schwierigkeiten kamen. Die Leitung des FBI war einverstanden und wollte mir einen Kollegen an die Seite stellen, der so jämmerlich ungeeignet war, dass ist fast lachen musste. Ich will niemanden beleidigen, aber er ließ sogar seine Schuhe neu besohlen. Er hatte eine Frisur im Stil der 1970er-Jahre und trug weiße Baumwollstrümpfe zu seinen dunklen Anzügen und Hosen aus Polyester. Dazu trug er kurzärmelige Hemden und gestreifte Krawatten, wie nur ein Verkäufer für Haushaltsgeräte sie tragen

durfte. Im Büro hatte er einen schrecklichen Ruf als Aufschneider und Hitzkopf, und weil er so verspannt war, das er schier explodierte, hatte man ihm den Spitznamen »Tick Tick« verpasst. Er hatte einen Schnurrbart wie ein Pornodarsteller. Kann man sich einen richtigen Mafioso vorstellen, der seine Schuhe neu besohlen lässt oder jemanden ernst nimmt, der das tut?

Ich konnte nicht fassen, dass sie mir diesen Versager aufdrängen wollten. Ich brauchte jemanden, der glaubhaft einen Gangster darstellte, selbst wenn es ihm an Eleganz fehlte. Meine Wahl fiel auf Jimmy Gagliano, einen West-Point-Absolventen, Ranger der US-Army und Mitglied des Geiselrettungsteams, einer Eliteeinheit des FBI. Der Bursche hatte ein Tattoo neben dem anderen und einen rasierten Schädel, und er wirkte sehr hart und einschüchternd. Er kannte sich im Milieu gut aus und hatte große Erfahrung mit der organisierten Kriminalität. Jimmy arbeitete während der Ära John Gottis für die Gambino-Eliteeinheit, die Agent Bruce Mouws leitete. Er sollte mein Kraftpaket sein; mit ihm wollte ich an dem Fall arbeiten. Leider waren wir nicht lange zusammen, weil sich herausstellte, dass einige der Zielpersonen ihn von früheren Fällen her kannten. Aber solange er da war, leistete er hervorragende Arbeit.

Jimmy und ich hingen im Club ab. Er spielte meinen Cousin. Der Job war wie für ihn geschaffen, denn er wusste, wann er den Mund zu halten hatte. Manche verdeckten Ermittler reden zu viel, vielleicht, weil sie nervös sind oder weil sie glauben, sie müssten beweisen, dass sie alles wissen, um sich Respekt zu verschaffen. Nicht Jimmy. Er kapierte seine Rolle. Er wusste, wann er einfach nur dastehen und Furcht einflößend aussehen sollte. Genau das brauchte ich.

Ich traf nicht nur Gambinos. Stripclubs sind Magnete für Ganoven aus jedem Clan; darum begegnete ich auch Mafiosi der Familien Genovese, Bonanno und Colombo. Ich behaupte nicht, dass ich keine Angst hatte, denn alles, was ich über die neue Mafia, die Gangster der Nach-Gotti-Ära gelernt hatte, war offen gesagt Furcht erregend. In der alten Zeit waren Ehre und Gier die Triebkräfte der Mafia, und zwar in dieser Reihenfolge. Sie waren zuallererst der »Familie« treu. Sie hielten die Regeln ein, auch jene, die festlegten, wer wann warum und wie umgebracht werden sollte. Die alte Mafia hatte Sinn für Teamwork und eine Art Mission; sie war,

wenn man so will, stolz auf sich. Sie ähnelte der Football-Liga – es gab viele verschiedene Mannschaften, aber alle fühlten sich einer Liga zugehörig. Die Interessen der Mafia waren wichtiger als ihre persönlichen Bedürfnisse, weil sie wussten, dass von dieser Einstellung alle profitierten.

Nicht so die heutigen Gangster. Erstens nehmen viele von ihnen Drogen. Sie kiffen Kokain, was die vorige Generation nie getan hat. Diese Typen sind so high, dass man nie weiß, was sie tun werden. Sie bringen Menschen um, ohne auch nur eine Sekunde nachzudenken – sie sind viel gewalttätiger und gefährlicher als ihre Vorgänger, und das will etwas heißen. Jedes schlechte Geschäft konnte mit einer Schießerei enden. Das galt sogar für die Auszahlung des Geldes, wenn wir im Club die Abrechnung machten. Selbst das Raubein Jimmy Gagliano konnte nicht viel für mich tun, wenn die Albaner oder Mafiosi mir ans Leder wollten. Dennoch war mein Job klar. Ich musste mich am Club beteiligen, Louis Filippellis Leute treffen, meine Rolle als neuer Investor aus Florida spielen und Geld abdrücken. Das war meine Aufgabe, und ich würde sie erfüllen.

Als der Tag der Abrechnung kam, der 18. Dezember 2002, trafen sich Jimmy und ich in einem italienischen Restaurant namens Spaghetti Western in der Nähe von Naked Truth. Obwohl ich schon früh dort war, traf ich auf Jimmy. Wir warteten auf einen Anruf des Barkeepers aus dem Naked Truth. Er sollte uns informieren, sobald Louis Filippelli im Club eintraf. Denken Sie daran, Ganovenzeit und Dealerzeit ist nicht Militärzeit. Wenn ein Typ verspricht, um fünf Uhr nachmittags zu kommen, kann es durchaus sein, dass er um Mitternacht oder um drei Uhr morgens erscheint. Man muss einfach sitzen und warten.

Schließlich beschlossen wir, in den Club zu gehen und ein paar Cocktails zu trinken. Ich trank immer Bacardi und Cola, das passende Getränk für einen Mann aus Florida. Und ich achtete stets darauf, meine Marke zu verlangen.

Bald wurde unsere Geduld belohnt. Der Eigentümer des Clubs kam mit Chris Sucarato herein, einem der engsten Freunde von Louis bei den Gambinos. Zu meiner Überraschung trug Chris nicht die traditionelle Kluft des erfolgreichen Mafioso – kein Brioni-Anzug, keine Alligatorschuhe, kein Diamantring am kleinen Finger. Stattdessen sah er aus, als komme er gerade

von einer Baustelle, und er trug ein Sweatshirt, Jeans und Stiefel. Er war sehr freundlich, ein netter Kerl, der aussah wie sieben- oder achtunddreißig.

Chris gehörte zu Alphonse »Funzi« Siscas Gambino-Gang und war ein enger Freund des Gambino-Soldaten Filippelli. Sisca wiederum war ein Vertrauter von Arnold Squitieri, dem Boss des Gambino-Clans. Da Squitieri nach einer Verurteilung wegen Drogenhandels unter Bewährung stand, musste er äußerst vorsichtig sein und durfte sich nicht mit anderen Kriminellen blicken lassen. Andernfalls wäre er sofort wieder im Knast gelandet. Deshalb leitete er den Clan hauptsächlich durch das Triumvirat von Funzi Sisca, Louis Filippelli und Chris Sucarato. Sie waren seine Augen und Ohren auf der Straße und ermöglichten es ihm, im Schatten zu bleiben.

Filippelli war vor seiner Ermordung nie verhaftet worden. In den Augen einiger Clan-Mitglieder, so erfuhren wir später, hatte er die Feuertaufe eines Gangsters nicht bestanden: eine Festnahme, einen Strafprozess, den Versuch des Staatsanwalts, ihn umzudrehen, und eine Gefängnisstrafe. Darum hielten ihn einige für einen unsicheren Kantonisten, und andere beneideten ihn wahrscheinlich, weil er dem Boss so nahestand.

Jerry Spogliari, der Clubbesitzer, mein Kollege Jimmy, Chris und ich tauschten Höflichkeiten aus; dann gingen Chris und ich ins Nebenzimmer, um zu reden. Wir saßen einander gegenüber – auf Sofas im VIP-Raum, der normalerweise spendablen Kunden vorbehalten war, die einen Lap Dance wünschten.

»Ihr habt das Problem mit den Albanern gelöst«, sagte ich zu ihm, als wir allein waren. »Wir wissen das wirklich zu schätzen. Mit diesem Geld möchten wir uns bei dir und Louis bedanken.«

Ich reichte ihm einen Umschlag mit Bargeld. Er öffnete ihn und sah mich verwirrt und unzufrieden an, weil der Umschlag nicht die 15 000 Dollar enthielt, die er erwartet hatte, sondern nur 5000.

Ich zuckte mit den Schultern. »Schau dich um«, sagte ich gestikulierend. »Seit die Albaner hier waren, haben wir eine Flaute. Niemand will zu uns kommen. Weder unsere normalen Gäste noch die Manager auf dem Heimweg nach Greenwich. Wir kriegen kaum noch Tänzerinnen. Alle haben Angst, umgebracht zu werden, wenn die Albaner zurückkommen. Wir gehen pleite. Ich schätze, du siehst es selbst.«

»Ich verstehe«, sagte Chris und nickte.

»Dieses Geld ist nur der Anfang«, versprach ich. »Wenn ihr uns die Albaner endgültig vom Hals schafft, erholt sich der Club bestimmt – sobald die Leute merken, dass hier alles in Ordnung ist. Und dann ist auch für dich und deine Jungs viel mehr drin.«

Ich beobachtete Chris genau. Würde er mir die Geschichte abkaufen? War ich für ihn als Ganove glaubwürdig? Oder würde er seine Kanone ziehen und mich umlegen?

Chris befangerte das Geld, das ich ihm gegeben hatte. Dann nickte er.

»Das ist okay«, sagte er. »Ich verspreche euch, dass ihr mit den Albanern keinen Ärger mehr bekommt.«

Ich spürte eine Woge der Erleichterung, die ich natürlich nicht an die Oberfläche lassen durfte. Stattdessen grinste ich, und wir schüttelten uns die Hände. Beide hofften wir auf eine gute – und einträgliche – Freundschaft. Eines muss ich Chris lassen: Die Albaner kamen nie wieder. Das bewies entweder, dass die Mafia stark genug war, um sie in die Schranken zu weisen, oder dass beide zusammenarbeiteten und einen neuen Fisch am Haken hatten, nämlich uns. Ich glaube, so ist es wirklich gelaufen. Was kann der Besitzer eines Stripclubs oder eines anderen profitablen Geschäftes schon tun? Die Cops rufen? Sie können das Lokal nicht rund um die Uhr bewachen! Wer Schutz braucht, muss dafür zahlen, und das heißt, er muss Kontakt mit organisierten Kriminellen aufnehmen – genauer gesagt, er braucht nur auf sie zu warten.

Jetzt hatte ich genug Beweise, um Chris festzunehmen, wenn ich gewollt hätte – es ist illegal, Schutzgeld anzunehmen. Das ist Erpressung. Aber uns ging es nicht um Chris. Wir wollten uns im Club einnisten und schauen, wer uns sonst noch über den Weg lief. Das Lustige war, dass die FBI-Zentrale darauf beharrte, dass Chris, Louis Filippelli und Alphonse »Funzi« Sisca keine Mitglieder des Gambino-Clans seien. Schließlich standen sie nicht auf der offiziellen Liste der Mafiosi, und was nicht auf der Liste steht, kann nicht sein.

Ich konnte es nicht glauben. Diese Leute schworen, ihre Liste sei auf dem neuesten Stand und die einzige zuverlässige Informationsquelle über die Gambino-Familie. Anscheinend glaubten sie ihren eigenen Schlagzei-

len, seitdem sie Gotti verhaftet hatten. Das Problem war, dass sie eine Menge Informationen von Gefängnisinsassen erhielten. Eine Liste ist nur so gut wie der Spitzel auf der Straße. Aber die Mafia ändert sich jeden Tag. Ihre Mitglieder lernen aus ihren Fehlern. Knastbrüder wissen nicht immer, was auf der Straße vor sich geht. Gangster sind Chamäleons, die sich andauernd ihrer Umgebung anpassen. Wer nicht auf der Liste steht, kann dennoch in der Mafia aktiv sein. Ich wollte neue, präzise Informationen aus erster Hand von der Straße liefern, damit wir beim FBI wirklich verstanden, mit wem und womit wir es zu tun hatten.

In diesem Zusammenhang ist interessant, dass John Gotti die Mafia ganz allein vernichtete, weil er darauf bestand, dass alle einmal in der Woche im Ravenite Social Club erschienen und ihn küssten. Er machte publik, was privat war, und daher konnte das Gambino-Einsatzkommando des FBI Diagramme zeichnen, welche die Machtverhältnisse und die Identität der Clan-Mitglieder genau widerspiegeln. Aber das war damals, und heute ist heute. Jetzt mischten Ganoven mit, die nicht einmal auf diesem Schaubild standen, und ich hatte einen Platz in der ersten Reihe.

Schritt für Schritt erwarb ich mir einen Ruf als Big Jack, der freundliche Typ aus Florida, dem ein Teil des Clubs gehörte und mit dem man jederzeit Spaß haben konnte.

Ich genoss die Gesellschaft der Ganoven, und bald hatte ich keine Angst mehr, mit ihnen auszugehen. Bei der Mafia dreht sich alles ums Essen. Manche dieser Männer begingen drei oder fünf Mal am Tag eine Straftat, andere nicht; aber alle speisten drei bis fünf Mal am Tag in einem guten Restaurant. Jeden Abend erwähnten sie ein anderes italienisches Lokal irgendwo in der 3-Staaten-Region, das sie ausprobieren wollten. Vielleicht sagte dann einer von ihnen: »Los, wir fahren nach Port Chester. Ich kenne dort einen neuen Schuppen, der Joey Potsandpans gehört, und Vinnie Baga-donuts ist der Chefkoch.« Ihr Motto hätte lauten können: »Immer hungrig, immer auf Achse.«

Ich schloss mich den Mafiosi an, aß mit ihnen, lebte auf großem Fuß, schloss Freundschaften. Geschäfte machte ich keine. Das wäre etwas zu früh gewesen. Unsere Ziele waren immer noch Louis, Chris und Funzi. Ich hing mit ihren Freunden herum und hoffte, dass die Neuigkeiten über

mich zu ihnen durchsickern würden – dass ich ein zuverlässiger Kerl mit Beziehungen in Florida war.

Bald akzeptierten sie mich. Ich war nicht mehr der Neue. Man hielt mich für einen coolen Typen, der zu ihnen gehörte und ihre Sprache sprach. Niemand hielt mich je für einen Agenten. Stattdessen hieß es: »He, Jackie, komm schon, wir gehen aus!« Und sie stellten mich ihren Freunden vor. Mein Bekanntenkreis im Gangstermilieu wurde immer größer.

Wir feierten sieben Tage in der Woche – die Party hörte nie auf und dauerte bis spät in die Nacht. Es war echt anstrengend, diese Rolle unter diesen Leuten zu spielen. Wir dürfen keine Minute lang vergessen, womit Gangster ihr Geld verdienen. Sie waren Berufskriminelle und Mörder, und wenn sie mich als Spitzel verdächtigt hätten, wäre das Ende schnell gekommen, und es wäre nicht angenehm gewesen. Darum war es seelisch und emotional sehr belastend, mit diesen Leuten auszugehen. Gleichzeitig musste ich mich jeden Tag im Büro melden und meine Vorgesetzten über meine Aktivitäten informieren. Außerdem hatte ich eine Frau und eine Tochter, die mich immer seltener sahen, als der Fall Gambino Fortschritte machte.

Anfangs fuhr ich täglich ins Büro, erledigte den Papierkram, fuhr nach Hause, machte ein Nickerchen und ging dann zur Arbeit in den Club, um mich auf eine Nacht in der Stadt mit den Ganoven vorzubereiten. Nach einiger Zeit wies man mich an, nicht mehr ins Büro zu kommen. Die gemeinsame Anti-Drogen-Sondereinheit des FBI und der New Yorker Polizei und das Gambino-Team teilten sich praktisch einen Flur. Und der Vernehmungsraum befand sich genau neben unserer Truppe. Es konnte jederzeit passieren, dass mich ein Mafioso erkannte, der in der Nacht zuvor festgenommen worden war.

Aber es gab noch einen anderen Grund für mich, nicht mehr ins Büro zu gehen. Der hatte etwas mit der Antipathie einiger FBI-Agenten gegen verdeckte Ermittler zu tun. Außer Joe Pistone und mir gab es beim FBI keine »Undercover-Agenten«. Manche Kollegen arbeiten gelegentlich undercover, aber im Großen und Ganzen gibt es beim FBI keine Agenten, die ständig verdeckt arbeiten. Deshalb rümpfen die Kollegen über die verdeckten Ermittler die Nase. Sie gelten als Schnorrer, die auf großem Fuß leben,

tolle Autos fahren und gut essen, während die »echten Agenten« zu McDonald's und Burger King gehen. Diesen Kollegen ist einfach nicht klar, dass verdeckte Ermittler an vorderster Front gegen das Verbrechen kämpfen und jeden Tag ebenso gefährlich leben wie sie.

Egal. Meine Welt sollte sich bald verändern, weil ein gewisses Mitglied des Gambino-Clans aus dem Gefängnis entlassen wurde.

Sein Name war Greg DePalma.

ZWISCHENSPIEL 1

»Royal Charm« – Königlicher Charme

Während ich im Naked Truth am Mafia-Fall arbeitete, war ich auch an vier anderen großen Fällen und mehreren kleinen Einsätzen für das Drogendezernat beteiligt. Dabei täuschten wir vor, Drogen von einem Verdächtigen kaufen zu wollen, und nahmen ihn auf frischer Tat fest. Dies ist die Geschichte des ersten der anderen großen Fälle, an denen ich beteiligt war, während die Gambino-Ermittlungen sich entfalteten.

Das FBI erfuhr, dass eine Gruppe von Schmugglern gefälschte Zigaretten, Handtaschen und alle möglichen anderen Waren aus Asien einschleuste. Obendrein hatte sie den FBI-Agenten, die undercover arbeiteten, auch Waffen versprochen. Dabei sollte ihnen ein Verwandter helfen, der mit Armeewaffen handelte. Den Schmuggel mit gefälschten Waren zu unterbinden war wichtig. Den Waffenhandel zu unterbinden war von höchster Dringlichkeit. Wenn dieser Verwandte bereit war, Waffen an Mafiosi zu liefern, an wen verkaufte er sie sonst noch?

Also jagten wir sie.

Wir gaben vor, Waffen für kolumbianische Freiheitskämpfer zu kaufen, die uns Kokain zu einem wirklich guten Preis gaben. Deshalb halfen wir ihnen beim illegalen Import von gefälschten Zigaretten in die Vereinigten Staaten – um die Beziehungen zu pflegen, die schließlich zu den Waffengeschäften führten.

Beteiligt waren auch zwei verdeckte Ermittler des FBI aus Newark. Der eine war Lou Calverese, der andere Tom Zyckowski, auch Z-Mann genannt.

Sie traten als Mafiosi auf, die im Seehafen von Elizabeth in New Jersey einen Zollbeamten bestochen hatten. Lou und Z-Mann sagten unseren neuen asiatischen Freunden, dieser Beamte könne Container so markieren, dass niemand sie durchsuchen oder die dazugehörigen Papiere prüfen würde. Natürlich verlange er ein saftiges Schmiergeld, aber dafür würden unsere Jungs den Container in ein geheimes Lager in South Jersey bringen und den Inhalt ausliefern.

Kaum hatten wir alles in Gang gebracht, wurde Z-Mann versetzt – eine rein bürokratische Entscheidung. Bevor er ging, stellte er mich den Hauptverdächtigen in diesem Fall vor, einer zierlichen Asiatin in den Fünfzigern, die ich Mei-Lin nennen möchte, und ihrem Mann Chris. Mei-Lin und ich verstanden uns von Anfang an gut. Nachdem Z-Mann sich verabschiedet hatte, übernahm Lou Calverese die Leitung des Falles, und ich wurde sein Vertreter.

Und so spielte sich der Handel ab: Mei-Lin und ihr Mann importierten Zwölf-Meter-Container, die fast tausend Versandkartons mit gefälschten Zigaretten enthielten. In jedem dieser Kartons waren 50 Stangen Zigaretten. Ein Container war demnach Hunderttausende von Dollar wert.

Die Zigaretten kamen, und FBI-Agenten, die sich als Mafiosi ausgaben, brachten die Schmuggelware in ein Lagerhaus. Dort holten Mei-Lins Leute das Zeug ab. Manchmal fuhren wir nach Jersey City oder Philadelphia, um die Zigaretten abzuliefern; doch das Szenario war immer das Gleiche. Wir halfen ihr, die Zigaretten zu holen, und sie bezahlte uns. Aber jedes Mal, wenn wir nach den Waffen fragten, hatte sie eine andere Ausrede. Der Zeitpunkt sei ungünstig. Sie könne sich jetzt noch nicht damit befassen; aber das werde sich bald ändern. Es war nervtötend.

Etwa um diese Zeit starb Case Agent Jodi Petracci, die den Fall zuerst bearbeitet hatte, an Krebs. Der ganze Fall war ihre Idee gewesen; wir folgten nur der Spur, die sie gelegt hatte. Wir brachten die Zigaretten weg und ermutigten Mei-Lin, mehr über die Waffen zu reden, die für uns im Mittelpunkt des Falles standen.

Aber auch der Schmuggel war keine Kleinigkeit. Ich erfuhr, dass in China eine Fabrik Polohemden für eine amerikanische Firma herstellte und nebenan eine andere Fabrik eben diese Hemden fälschte. Lieferanten

brachten die Rohstoffe – das Tuch, den Faden und so weiter – in die eine Fabrik und noch mehr Material in die andere. In China werden oft Markenartikel gefälscht und Mei-Lin erklärte uns, sie könne uns Fälschungen aller erdenklichen Produkte besorgen. Selbst aufmerksame Leute könnten sie nicht vom Original unterscheiden. Ein Witz behauptete sogar: »Wenn du lange genug vor einer dieser Fälscherwerkstätten stehst, machen die Chinesen fünf Kopien von dir!«

Mei-Lin suchte auch Kontakte an der Westküste, um Zigaretten zu importieren. Wir stellten ihr einen verdeckten Ermittler des FBI vor, der im Hafen von Long Beach arbeitete. Unsere Operation hieß Royal Charm (Königlicher Charme); den Fall in Los Angeles nannten wir Smoking Dragon (Rauchender Drache). Für das FBI waren das recht passende Namen. Jetzt brachten wir Zigaretten an beide Küsten; doch was wir wirklich haben wollten, waren die Waffen. Vielleicht dachten die Fälscher: Wir verdienen eine Menge Geld mit falschen Zigaretten – warum sollten wir die Geschäfte mit Waffen komplizieren?

Wir wollten immer noch den Waffenhändler treffen. Er sollte in die Vereinigten Staaten kommen, um mit uns zu reden. Keine Chance. Er fürchtete sich vor der Reise in die USA. Also baten wir um ein Gespräch mit Mei-Lin und Chris.

»Wir haben genug von Zigaretten«, sagten wir. »Wenn ihr uns nicht mit den Waffen helft, schmuggeln wir die Zigaretten nicht mehr für euch rein.«

Das kapierten sie.

Nun endlich stellte Chris uns einen seiner Kumpels vor, der uns nützlich sein konnte. Nennen wir diesen Typen Ken. Nachdem wir für ihn einige Zigarettencontainer geschmuggelt hatten, schnitten wir das Thema Waffen an.

»Was kannst du für uns tun?«, fragten wir. »Mei-Lins Mann sagt, du kannst Waffen besorgen.«

»Ich kann Waffen besorgen«, antwortete Ken, »und ich kann Viagra fälschen. Ich kann alles. Ich kann euch auch dem Waffenhändler vorstellen, damit ihr in das Geschäft einsteigen könnt. Aber ihr müsst nach Thailand fliegen. Er kann nicht in die Staaten kommen.«

»Kein Problem«, sagte Lou.

Treffpunkt sollte der Urlaubsort Phuket sein, den der Tsunami an Weihnachten 2004 so schwer getroffen hatte.

Lou, der die Ermittlungen leitete, sagte zu mir: »Jack, pack deinen Koffer. Wir fliegen nach Thailand, um einen Waffenhändler zu treffen.«

Ich machte große Augen. »Wir?«, fragte ich. »Hast du 'ne Meise? Ich fliege nicht nach Thailand! 20 Stunden im Flugzeug? Niemals!«

»Warum denn nicht?«, wollte Lou wissen. Meine heftige Reaktion überraschte ihn.

»So lange halte ich es nicht im Flugzeug aus!«, rief ich. »Schau mich an! Wo soll ich zur Toilette gehen? Du brauchst einen Schneidbrenner, um mich aus einem Flugzeug-WC rauszuholen!«

»Du musst mitkommen!«, bat er.

»Ich fliege nicht!«, erwiderte ich unbeugsam.

So ging das eine Weile hin und her. Dann hatte ich Lou davon überzeugt, dass ich ihn nicht begleiten würde. Aber er musste jemanden zu seinem Schutz mitnehmen, darin waren wir uns einig. Wir entschieden uns für Melissa Shields, die ebenfalls undercover auftreten sollte. Wir hielten es für eine gute Idee, eine Frau zu wählen. Man könnte Thailand als Sexhauptstadt der Welt bezeichnen. Wenn ein verdeckter Ermittler oder gar zwei dort ohne weibliche Begleitung auftauchten, würden die Zielpersonen ihnen fast mit Sicherheit zwei oder womöglich sechs Mädchen ins Zimmer schicken und versuchen, sie mit einer Prostituierten zu filmen. Das wäre eine Katastrophe. Um dem vorzubeugen, sollten Lou und Melissa als Liebespaar einen romantischen Urlaub an der thailändischen Küste verbringen.

Sie flogen hin und leisteten großartige Arbeit. Lou traf Ken und seinen Verbindungsmann, den wir Johnny nennen wollen, während Melissa »Sehenswürdigkeiten besichtigte«. Sie kamen ganz aufgeregt zurück – wir würden nicht nur Waffen bekommen, sondern auch Crystal Meth, eine Droge, die damals immer beliebter wurde. Wir erklärten, die Drogen seien interessant, aber nicht das, was wir wirklich wollten. Drogen sind ein Problem, denn wir dürfen sie natürlich nicht auf die Straße lassen. Ja, Drogen waren für uns interessant, aber viel wichtiger war uns, einen kriminellen Waffenhändler mit einem korrupten asiatischen Hintermann festzunehmen.

Dann nahm der Fall eine noch überraschendere Wendung.

Als wir Ken fragten, welche anderen gefälschten Waren er uns besorgen könne, erkundigten wir uns beiläufig auch nach Falschgeld.

»Klar können wir Falschgeld liefern«, sagte er und deutete an, die Blüten kämen aus Nordkorea.

Falschgeld aus Nordkorea? Jetzt hatte der Ganove unsere volle Aufmerksamkeit.

Nach der Rückkehr von Lou und Melissa verabredeten wir uns in Atlantic City, und Ken gab uns eine 100-Dollar-Banknote. Nun, ich habe während meiner Jahrzehnte beim FBI eine Menge Blüten gesehen, aber nichts, was derart echt aussah.

»Mann, die ist doch echt!«, rief ich.

»Nein, nein, sie ist falsch!«, versicherte uns Ken.

»Sie ist sehr gut!« Ich war begeistert. »Was wollt ihr für diese Blüten haben?«

Nach einigem Feilschen einigten wir uns auf 30 Cent für einen Dollar. Die einzige Frage war, wie groß die erste Lieferung sein sollte.

Bevor wir uns entschlossen, das Falschgeld zu kaufen, wollten wir die Probe ins Büro bringen und Experten zeigen. Anschließend schickten wir dem Geheimdienst einige Scheine und trafen damit voll ins Schwarze. Es handelte sich offenbar um die berühmten Superbanknoten, die in Nordkorea mit dem gleichen Papier und den gleichen Farbstoffen gedruckt wurden, wie unser Finanzministerium sie verwendete. In den Augen des Geheimdienstes waren sie so gut wie echtes Geld.

Wir machten unsere eigenen Tests, um den Befund des Geheimdienstes zu überprüfen. Wir gaben die Banknoten einigen Angestellten in Kasinos und Banken in Atlantic City, die unserer Meinung nach am besten geschult waren, wenn es darum ging, Falschgeld zu entdecken. Diese Blüten erkannten sie nicht.

Falschgeld ist eine größere Gefahr für die nationale Sicherheit als fast jede andere Schmuggelware. Wenn Nordkorea die Vereinigten Staaten mit diesen falschen Banknoten überschwemmte, würde möglicherweise die ganze Volkswirtschaft zusammenbrechen. So gut waren diese Scheine. Also erteilten wir einen Auftrag und zahlten 30 000 Dollar, um Superbanknoten im Wert von 100 000 Dollar zu bekommen.

Die Operation Royal Charm finanzierte sich selbst – jedes Mal, wenn wir für Mei-Lin und ihren Mann eine Ladung gefälschter Zigaretten einschmuggelten, verlangten wir 50 000 Dollar von ihnen, um sicherzustellen, dass der Zoll die Container nicht untersuchte. Die 30 000 für die Superbanknoten stammten also nicht vom Steuerzahler, sondern von dem Geld, das wir »verdienten«, indem wir Mei-Lin halfen, die Zigaretten ins Land zu bringen.

Das Geld befand sich in einem der Container, in denen sie die Zigaretten transportierten. Die Scheine waren fortlaufend nummeriert. Wir konnten gar nicht glauben, wie gut sie waren! Ken informierte uns darüber, dass Johnny, der asiatische Waffenhändler, den Lou in Thailand getroffen hatte, in die Vereinigten Staaten kommen und uns treffen wolle. Er habe ein paar Fragen, und es gebe einige Schwierigkeiten, weil wir jetzt Falschgeld in größeren Mengen kauften. Ich war entzückt. Wenn Johnny noch Zweifel an einer Zusammenarbeit mit uns hatte, würde er sich beruhigen, sobald er mich sah – weil ich einfach nicht wie ein FBI-Agent aussehe.

Johnny kam, und wir gingen mit ihm in ein hübsches Hotelkasino in Atlantic City. Asiatische Gangster spielen gerne. Wir mussten sie fast aus den Kasinos zerren, um unsere Besprechungen abzuhalten. Endlich setzten wir uns. Johnnys Englisch war nicht perfekt, aber er sprach auf jeden Fall besser englisch, als wir chinesisch sprachen.

»Wir sind an den Superbanknoten interessiert«, sagten wir zu ihm. »Aber wir wollen die einzigen Verteiler sein. Wir wollen nicht, dass Typen an der Ostküste oder an der Westküste und überall sonst bei der Sache mitmachen. Wir wollen das Exklusivrecht haben.«

»Kein Problem«, sagte er. »Das lässt sich arrangieren.«

Wir verhandelten eine Weile und bestellten eine Million Dollar in falschen Hundertern. Johnny erklärte, er sei bereit, etwas mehr zu liefern. Als der Container kam, lagen nicht nur eine Million Dollar in Superbanknoten bei, sondern fast drei Millionen. Wir waren bereit, die 300 000 Dollar zu zahlen, denn jetzt hatten wir die Chance, den Zustrom der Blüten ins Land zu unterbinden. Doch zuerst wandten wir uns wieder den Waffen zu.

»Ja, wir können Waffen besorgen«, versprach Johnny.

»Wir wollen Boden-Luft-Raketen«, sagten wir.

»Das lässt sich machen«, sagte Johnny. »Wir können alles machen, was ihr wollt.«

Er deutete an, die Waffen kämen aus China oder Nordkorea.

Als er merkte, dass wir gute Kunden und an fast allem interessiert waren, fragte er: »Wie wär's mit Heroin, Ecstasy, Kokain und Crystal Meth? Was immer ihr wollt, ich kann es liefern.«

Uns wurde klar, dass es ein Netzwerk für chinesisches Heroin geben musste, das wir nach Abschluss des Falles zerstören konnten. Falsche Zigaretten waren schlimm genug; aber verbotene Drogen durften wir nicht auf die Straße lassen. Wenn wir Heroin in die Vereinigten Staaten einführen, mussten wir die Ermittlungen hier und jetzt beenden. Aber das wollten wir erst tun, wenn wir die Quelle der Superbanknoten und der Waffen aufgespürt hatten.

»Wir können die Drogen nach Italien bringen«, sagte Johnny, »und von dort nach ganz Europa.«

»Wie macht ihr das?«, fragte ich vorsichtig.

»Wir haben viele Freunde in ausländischen Botschaften, die uns ihr Diplomatengepäck zur Verfügung stellen«, sagte er, als wolle er Stahl, Kupferrohre oder Flachbildfernseher importieren. Es war unglaublich.

»Woher weiß ich, welche Waffen ihr habt?«, fragte ich. »Habt ihr einen Katalog?«

»Klar, wir schicken euch einen.«

Wir beendeten das Meeting und versprachen, uns wieder zu melden, sobald wir uns überlegt hatten, was wir kaufen wollten.

Wir hielten es für unmöglich, dass wir je einen Katalog sehen würden – aber ein paar Wochen später erhielten wir tatsächlich per E-Mail ein Buch mit allen Waffen, die Mei-Lins Leute besorgen konnten! Im Katalog wurden Boden-Luft-Raketen, Hubschrauber, Panzerfäuste, AK-47 Schnellfeuergewehre und M60 Maschinengewehre angeboten.

Wir beschlossen, die Superbanknoten zu kaufen, um an die Waffen heranzukommen. Also bestellten wir einige Waffen; aber die Lieferung verzögerte sich Tag um Tag. Sie behaupteten, die Sicherheitsvorkehrungen seien nach einem Terroranschlag in London weltweit verstärkt worden,

und es sei zu befürchten, dass die Waffen nicht durchkämen. Nach einiger Zeit waren wir davon überzeugt, dass wir sie nie bekommen würden. Außerdem hatte Johnny als Zeichen des guten Willens Supernoten im Wert von über drei Millionen Dollar und etwas Meth geschickt, alles auf Kredit. Aber jetzt drängte er, uns zu zahlen. Deshalb beschloss der Case Agent, den Fall zu beenden.

Aber wie konnten wir alle Ganoven gleichzeitig und am gleichen Ort erwischen? Melissa schlug vor, alle Verdächtigen in den Staaten und in Asien, die wir verhaften wollten, zu einer Hochzeit einzuladen. Sie alle kannten Lou und Melissa, die verdeckten Ermittler, als Liebespärchen. Die Heirat war einfach der nächste Schritt. Also druckten wir wunderschöne Hochzeitseinladungen mit der Ankündigung, dass Lou Calverese seine Melissa heiraten werde. Ich war der Trauzeuge. Wir luden alle diese Typen nach Atlantic City ein – die Zigarettenschmuggler, Rauschgifthändler, Geldfälscher und sogar die Leute, die am Waffenhandel beteiligt waren, auch wenn er leider nie zustande kam.

Es sollte keine bescheidene kleine Feier werden. Wir hatten das ganze Wochenende verplant und in Morton's Steakhouse in Atlantic City geprobt. Sogar Z-Mann war beim großen Finale dabei. Es war wirklich eine schöne Party. Wir saßen alle in schicker Kleidung im Saal, aßen Steaks und tranken den besten Wein – und bezahlten das Ganze mit unseren Einnahmen aus dem Zigarettenschmuggel.

Alle amüsierten sich königlich. Lou und Melissa waren das glückliche Paar, und ich als Trauzeuge brachte den Toast aus. Die Ganoven schenkten dem Paar zwei goldene Rolex; aber ich glaube heute noch, dass sie gefälscht waren. Mir gaben sie »kubanische« Zigarren. Nun, ich weiß alles über kubanische Zigarren, und diese waren garantiert nicht echt! Sie waren mittelpfächtig, eindeutig keine Kubaner. Lou, Z-Mann und ich pafften unsere eigenen Zigarren und betrachteten die schweren Jungs, die wir am nächsten Tag festnehmen würden. Sie hatten nicht die geringste Ahnung, dass dies ihre letzte Nacht in Freiheit war, vielleicht jahre- oder gar jahrzehntelang. Ich genoss die fingierte Hochzeitsparty für Lou und Melissa. Keiner unserer Verdächtigen schöpfte Verdacht. Es waren Hollywood-Momente.

Am nächsten Tag ließen wir die Gäste in Limousinen abholen, um sie zum Hochzeitsempfang an Bord einer Jacht im Hafen von Atlantic City zu bringen. Wir nannten das Schiff, das gar nicht existierte, Royal Charm, was natürlich die offizielle Bezeichnung des FBI für den ganzen Fall war. Die Limousinen brachten unsere Gäste jedoch nicht zum Hafen, sondern zum FBI-Büro, wo sie alle in ihren Smokings und Abendkleidern verhaftet wurden. Ich werde diesen Anblick nie vergessen – sie standen entsetzt da, hielten immer noch ihre Hochzeitsgeschenke in der Hand und fragten: »Aber was ist mit Lou und Melissa? Werden sie trotzdem heiraten?«

Am nächsten Tag lauteten die Schlagzeilen der Zeitungen von Atlantic City: »Liebe, Ehre und Arrest«. Wir beschlagnahmten gefälschte Zigaretten im Wert von über 30 Millionen Dollar und Falschgeld im Wert von über fünf Millionen Dollar. Alles in allem hatte das FBI gute Arbeit geleistet.

TEIL ZWEI

Der Fall entwickelt sich

KAPITEL 10

Treffen mit Großvater Munster

Am 28. Februar 2003 wurde der ehemalige Gambino-Capo Greg DePalma aus dem Gefängnis entlassen. Zuerst war diese Nachricht für uns nicht mehr als eine Randnotiz. Später wurde aus Greg mein Hauptziel und mein Entree in die Welt des organisierten Verbrechens; aber das hätte damals keiner von uns vorhersagen können. Soweit wir wussten, war DePalma längst abgehalftert. Klar, einst hatte er Paul Castellano und dann John Gotti nahegestanden, den legendären Bossen des Gambino-Clans in den 1970er- und 80er-Jahren. Zudem gründete und leitete er damals das Westchester-Premier-Theater, das dem Westbury Music Fair auf Long Island nachempfunden war und der Mafia zig Millionen Dollar einbrachte, weil sie es finanzierte, baute und betrieb. Auf dem berühmten Foto von Frank Sinatra, Carlo Gambino, Castellano und anderen Mafiagrößen steht DePalma vorne in der Mitte.

Das Foto kam zustande, als Sinatra im Theater sang und zahlreiche führende Mitglieder der Cosa Nostra in New York waren, um »familiäre Probleme« im ganzen Land zu lösen. Anwesend waren unter anderem Jimmy »das Wiesel« Fratianno aus San Francisco, Mike Rizzitello aus Los Angeles, Tony Spilotro aus Las Vegas, Russell Bufalino aus Scranton und mehrere Partner von Angelo Bruno, dem Boss aus Philadelphia. Außerdem wollten sie Aniello »Neil« Dellacroce und Carmine Galante »huldigen«, die das Magazin *Time* 1977 als »Favoriten im Kampf um die Nachfolge des Mafia-Oberhauptes Carlo Gambino« bezeichnete.

Im Westchester-Premier-Theater waren die Betrügereien ebenso erfinderisch wie lukrativ. Die Abendkasse verkaufte beispielsweise ganze Sitzreihen gegen Barzahlung. Es waren Plätze, die in keinem bekannten Saalplan des Theaters eingezeichnet waren. Diese Einnahmen waren reiner Profit für die Mafia und tauchten in den Büchern des Theaters nie auf. Bevor das Theater bankrottging, verdienten die New Yorker Mitglieder des organisierten Verbrechens daran über neun Millionen Dollar. DePalma allein schöpfte Hunderttausende von Dollar ab.

Bevor DePalma beim Theater mitmischte, führte er mehrere kriminelle Unternehmen. Er war Hehler, hatte ein Büro in der Canal Street und spezialisierte sich auf den Verkauf gestohlener Juwelen. Als Kredithai gab er verzweifelten Geschäftsleuten und heruntergekommenen Spielern Darlehen zu Wucherzinsen. Zudem besaß er eine stille Beteiligung an einer trendigen Diskothek namens Fudgie. Er brachte viele Stars in die Clubs, um ihnen Glanz und Publicity zu verschaffen. Gregs »stille Beteiligung« bedeutete in Wirklichkeit, dass er den wahren Eigentümer erpresste, wie es bei der Mafia Tradition war.

Nach der Pleite des Theaters war der Nachtclub Scores in Manhattan DePalmas nächstes einträgliches Opfer. Er und sein Sohn Craig verdienten damit Millionen Dollar. Dann wanderten Greg DePalma, Craig DePalma und John Gotti jun. wegen gemeinschaftlicher Erpressung in den Knast.

Als DePalma das Gefängnis verließ, gab es wenig Grund zu der Annahme, dass er wieder beim organisierten Verbrechen mitmischen würde. Immerhin war er über 70 Jahre alt; sein Sohn Craig lag im Koma und musste rund um die Uhr betreut werden; seine Bosse und Förderer im Clan waren längst tot – und zu allem Überfluss war da noch die Sache mit Nicky LaSorsa.

LaSorsa war ein Mafioso, den Greg zunächst zur Aufnahme in den Gambino-Clan vorgeschlagen hatte, ehe er beschloss, ihn zu beseitigen. Darum hatte er nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis allen Grund, um sein Leben zu fürchten; denn einige Gambinos wollten den eigenmächtigen Mordversuch an LaSorsa rächen.

Aber Greg DePalma hatte keine Lust, sich zur Ruhe zu setzen. Stattdessen hatte er die Lage sofort im Griff. Er besuchte Jerry Spogliari im Naked

Truth und sagte: »Das war mein Club, und ich will ihn zurückhaben. Wenn du Schutzgeld zahlst, dann zahlst du künftig an mich.«

Greg verlangte von Spogliari einen Briefumschlag mit Bargeld. Das FBI erfuhr von Informanten, dass er versuchte, seine Machtbasis in der Bronx und im Westchester County, das im Norden an die Stadt grenzt, wiederherzustellen. Wir nahmen an, dass jemand ihn umbringen würde – LaSorsa, die Gambinos der neuen Generation, die den Club übernommen hatten, die Albaner oder jemand anders. Doch der zähe DePalma war plötzlich in seinem alten Revier allgegenwärtig, um seine Autorität wiederherzustellen. Andere Informanten berichteten, er strebe nach einem Bündnis mit Anthony Megale, dem neuen stellvertretenden Gambino-Boss, den man »das Genie« und »Mac« (kurz für Machiavelli) nannte. Wir erfuhren, dass Greg sich bemühte, seine Probleme mit der Führung der Gambinos beizulegen. Aber auf ihn wartete immer noch ein Auftragskiller.

Wenn die Justizbehörden glaubhafte Hinweise auf eine Todesdrohung erhalten, müssen sie den Betroffenen warnen, selbst wenn er ein Krimineller ist. Also ging Nat Parisi zu DePalma. Das war nicht schwierig, weil DePalma unter Bewährung stand. Parisi brauchte also nur seinen Bewährungshelfer einzuschalten.

»Wir haben erfahren, dass einige Gambino-Mitglieder Sie ermorden wollen«, sagte Parisi. »Es geht um Nicky LaSorsa.«

DePalma, inzwischen 71 und ein eiskalter Mafioso, schüttelte den Kopf. »Davon weiß ich nichts«, sagte er. »Danke für die Information. Ich wünsche Ihnen einen schönen Tag.« Er empfahl Parisi, beim Hinausgehen nicht gegen die Tür zu stoßen.

Wir hätten DePalma gerne sagen hören: »Es stimmt. Ich habe ein großes Problem. Die Gambinos wollen mich umlegen. Wenn Sie mich ins Zeugenschutzprogramm aufnehmen, kann ich Ihnen eine Menge Informationen liefern.« Aber ich muss zugeben, dass ich großen Respekt vor Gregs Standhaftigkeit hatte – er war ein harter Kerl, ein echter Mafioso. Wenn er Schwierigkeiten hatte, wollte er sie selbst lösen, ohne »Hilfe von außen«. Ich fand sein Verhalten vorbildlich, gemessen am Ehrenkodex der Mafia.

Während seiner gesamten Laufbahn war Greg 20 oder 30 Mal verhaftet worden. Er stellte sich fast immer dem Gericht, verpiff nie seine Kompl-

zen und saß seine Strafe immer ab – ein wahrer Gangster. Er respektierte die Mafia, lebte für sie und drückte immer Geld an seine Bosse ab. In der Welt der Kriminellen war er ein echter Samurai. Bald wurde uns klar, dass DePalma wieder an die Macht kommen würde, so hartnäckig war er. Meine Case Agents und ich entschieden, dass ich DePalma treffen und mir selbst einen Eindruck von seiner Zukunft in der Mafia verschaffen sollte.

An seiner Stelle hätte ich aller Welt zugerufen: »Ich hab genug. Ich bin 71 Jahre alt. Ich möchte nie wieder ins Gefängnis gehen, sondern mich nur noch um meinen Sohn kümmern. Wenn Sie mir mit ein paar Dollar helfen wollen, großartig. Aber meine kriminelle Zeit liegt hinter mir.« Doch das war nicht DePalmas Art. Er wollte zurück ins Leben, und es schien, als werde es ihm bald gelingen.

Jeder hätte Greg jederzeit ermorden können: die Gambinos, die Albaner, LaSorsa und all jene, die ihn aus einem Grund hassten, den andere längst vergessen hatten. Aber es war klar, dass DePalma demnächst im Gambino-Clan wieder eine beachtliche Rolle spielen würde. Ich musste ihn treffen. Die Frage war nur, wann und wo.

Am 4. März 2003, sechs Tage nach Greg DePalmas Entlassung aus dem Gefängnis, erhielten wir einen Tipp: Er wollte im Spaghetti Western essen, zusammen mit einigen Gangstern aus verschiedenen MafiACLANS, von denen ich einige kannte. Das Mahl sollte am späten Abend stattfinden, nachdem die anderen Gäste das Restaurant verlassen hatten. Wir beschlossen, dass ich an diesem Essen teilnehmen sollte.

»Ich trage eine Wanze, oder?«, fragte ich.

Nat schüttelte den Kopf.

»Warum nicht?«, wollte ich wissen.

»DePalma hat zu Protokoll gegeben, dass er keine neuen Bekanntschaften schließen will. Er will nicht mehr in den Knast.«

»Aber ich habe immer eine Wanze bei mir«, beharrte ich.

Nat war ebenso stur. »Nein.«

»Aber ich könnte wichtige Beweise verpassen!«

»Egal«, sagte Nat. »Auf keinen Fall.«

Also trug ich keine Wanze. Ich werde den Augenblick nie vergessen, als ich das Restaurant betrat, um schnell etwas zu trinken. Am anderen Ende

des ansonsten leeren Speisesaals sah ich zehn Mafiosi an einem Tisch essen und trinken. Am oberen Ende saß Greg DePalma. Ich hatte Fotos von ihm gesehen und erkannte ihn sofort. Aber ich war nicht auf seine neue, bizarre Frisur vorbereitet, mit der er aussah wie der Großvater aus der Comedyserie *The Munsters*. Er hatte das schütterere Haar von hinten nach vorne gekämmt.

Ich dachte daran, was DePalma Gerüchten zufolge mit Leuten anstellte, die ihn seiner Meinung nach bestohlen hatten. Spogliari erzählte mir, DePalma habe einmal einen Schlagbohrer an den Kopf eines Typen gehalten, der ihm im Naked Truth angeblich etwas gestohlen hatte. Einen anderen habe er mit einer Viehpeitsche in den Unterleib geschlagen. Greg selbst erzählte mir, er habe auf das Auto eines armen Kerls geschossen, nur um ihn zu ärgern. Der Betroffene – der damals im Auto gegessen hatte – bestätigte mir diesen Vorfall.

Gleich als ich Greg sah, dachte ich daran, dass er nach unseren glaubhaften Informationen jederzeit ermordet werden konnte, und dieses Restaurant war dafür ebenso geeignet wie jeder andere Ort. Obendrein wussten wir von unseren Informanten, dass er das FBI leidenschaftlich hasste, weil es ihn angeklagt und dann alles beschlagnahmt hatte – sein Haus, seine Autos, sein Geld, seine Kunstsammlung, alles. Sollte er je den Verdacht haben, ich sei FBI-Agent, würde er mich womöglich auf der Stelle umbringen, ohne Rücksicht auf die »Regel« der Mafia, keine Justizbeamten zu ermorden. Wer zum Teufel bin ich? Wie kann ich es wagen, mich mit ihm an den Tisch zu setzen, obwohl er kein Risiko mehr eingehen darf?

Ich stand am Eingang und betrachtete die Szene. Zugegeben, ich war ganz schön aufgeregt, aber es machte auch Spaß. Ich liebte den Nervenkitzel, den diese gefährliche Situation auslöste. Dann trat ich zuversichtlich ein, weil ich wusste, dass ich jeder Situation gewachsen war. Und falls diese Kerle mich filzten, würden sie nichts finden. Vielleicht hatte Net recht. Das alles stärkte mein Selbstvertrauen, als ich zum Tisch ging.

Gregs laute Whiskystimme hallte durch das leere Lokal. Er erklärte lang und breit, wie er Geld verdienen wolle und wie hart sein Leben sei. Ich kannte die Hälfte der Leute am Tisch von meinen Nächten in der Stadt.

Auch Jerry Spogliari, der Eigentümer von Naked Truth, war da. Ich küsste die Männer, die ich kannte, auf die Wange, und sie küssten mich. Jetzt zahlte es sich aus, dass ich so viele Beziehungen geknüpft hatte. Greg beobachtete ich nicht und sah ihn nicht an. Aber ich spürte – ich wusste –, dass er mich ansah und sich fragte: »Wer zum Teufel ist der Kerl?«

Ich begann mich laut mit meinen Bekannten zu unterhalten, die einen Stuhl von einem anderen Tisch wegzogen und mich in ihre Mitte quetschten. Aus den Augenwinkeln warf ich DePalma einen Blick zu. Er rauchte Camel-Zigaretten ohne Filter, als würde er am nächsten Morgen den elektrischen Stuhl besteigen. Er war Diabetiker und war an Rachenkrebs erkrankt, und ich wusste, dass er nur noch etwa eine halbe Lunge besaß. Trotz dieser und anderer gesundheitlicher Probleme hielt er Hof. Er sah sogar besser, stärker und selbstsicherer aus als ich!

Jetzt redete er von seinem Hass auf das FBI.

»Die FBI-Agenten sind Scheißkerle«, sagte er mit rauer Stimme. »Sie haben meine Juwelen und meine Kunstwerke mitgenommen, alles. Hundesöhne. Schwanzlutscher.«

Ich saß ihm gegenüber und unterhielt mich mit den Lucchese- und Genovese-Jungs, die ich kannte, und mit Spogliari. Andere kamen an den Tisch und reichten DePalma Briefumschläge. Wenn ein Mafiamitglied aus dem Gefängnis kommt, sind alle in seinem Clan verpflichtet, ihm etwas Geld zu geben, damit er wieder auf die Füße kommt. DePalma redete ohne Unterlass davon, wie dringend er das Geld brauchte. Er musste zum Zahnarzt gehen, ein Auto kaufen und wieder ein Geschäft gründen. Ich saß bei meinen Kumpels und sprach DePalma nicht an. Übereifer hätte mich verraten können.

DePalma zündete eine neue Zigarette an. Einer der Anwesenden sagte sehr emotional: »Greg, warum rauchst du schon wieder? Das Zeug kann dich umbringen!«

»Zum Teufel damit!«, krächzte DePalma. »Wenn ich rauchen will, dann rauche ich.«

Dann begann er mit einer Schimpftirade gegen die hohen Zigarettenpreise. Wegen der hohen Steuern kostete eine Packung damals acht Dollar. Für DePalma war dies die größte Sünde der Regierung. Sie hatte ihm nicht

nur alles genommen, sondern verdiente nun auch noch an seinem Lieblingslaster.

DePalmas rechte Hand und Fahrer, ein wieselartiger Kerl Anfang 40, der Joe Moray hieß, ging um den Tisch herum, um mich in Gregs Auftrag zu beäugen.

Das war meine Chance.

»Ich kann euch gefälschte Zigaretten besorgen«, sagte ich.

»Tatsächlich?«, fragte er und starrte mich misstrauisch an.

Ich nickte. »Es ist nicht mein Job, aber ich kann Zigaretten für acht Dollar pro Stange beschaffen.«

Moray blinzelte rasch.

»Acht Dollar pro Stange?«, fragte er ungläubig. »Wir zahlen acht Dollar für eine Packung!«

Ich nickte. »Ich habe ein paar im Auto«, sagte ich lässig. »Soll ich sie holen?«

Moray dachte einen Augenblick nach und warf DePalma einen Blick zu. Der sah mich an. Es schien, als wären alle am Tisch verstummt.

»Mach schon«, sagte Moray leise.

Ich erhob mich, und DePalma schaute zu, wie ich mich zu meiner vollen Größe aufrichtete. Während ich das Restaurant verließ, hoffte ich, dass ich den Bogen nicht überspannt hatte. Ich wusste, dass sie jetzt über mich redeten.

Zufällig hatte ich wirklich gefälschte Zigaretten im Auto, weil ich am Fall Royal Charm in Atlantic City arbeitete. Ich holte jeweils eine Packung Marlboro Light und Marlboro Red aus dem Kofferraum und ging zurück ins Lokal. Kein Mensch konnte meine gefälschten Zigaretten aus China von echten unterscheiden. Vielleicht merkte es jemand am Geschmack, aber nicht am Aussehen. Meine Stangen trugen die staatlichen Konzessionsstempel und waren ansonsten absolut nicht von der Ware zu unterscheiden, die es im Supermarkt gibt.

Ich warf die beiden Packungen Moray zu, der jetzt wieder neben Greg saß. Wir hatten immer noch kein Wort miteinander gesprochen, und dies war unser erster Blickkontakt. Er musterte mich, nahm eine Packung in die Hand, öffnete sie, schüttelte eine Zigarette heraus, brach den Filter ab

und steckte den Rest in den Mund. Er schmeckte den Tabak, als wäre er ein Kenner aus Virginia. Dann zündete er die Zigarette an und inhalierte.

»Nicht schlecht«, sagte er zu mir, während der ganze Tisch auf sein Urteil wartete. »Kannst du mir Camels besorgen?«

»Ich frage mal nach«, sagte ich ganz locker, aber innerlich war ich alles andere als ruhig. Ich hatte DePalma auf völlig unverdächtige Weise geködert. Und von der Beziehung, die sich daraus entwickelte, profitierte ich während der nächsten zweieinhalb Jahre.

Schließlich war das Essen zu Ende, und wir standen alle auf. Greg verabschiedete sich nicht von mir. Warum sollte er?

Ich hatte den Abend überstanden, ohne dass jemand mich verdächtigt hatte, ein FBI-Agent zu sein. Das war ein gutes Ergebnis für einen Tag. Jetzt hatte ich einen Auftrag: Camels für DePalma zu besorgen.

So wurde eine Freundschaft geboren.

KAPITEL 11

Greg zündet sich eine an

Am nächsten Tag hing ich wie gewöhnlich im Naked Truth herum, als ein Typ, den ich am vorigen Abend beim Essen gesehen hatte, auf mich zukam und sagte: »Moray will dich sehen.«

Moray und DePalma waren unzertrennlich, und das blieben sie, bis ein Streit zwischen ihnen zu einem Zerwürfnis führte. Sehr wahrscheinlich ging es um Geld. Soweit das FBI wusste, sprachen sie nie wieder miteinander.

Ich war aufgeregt – meine improvisierte List mit den Zigaretten hatte ein Gespräch in Gang gesetzt. Genau das hatte ich gewollt. Da ich aber nicht nervös erscheinen wollte, sagte ich dem Mann, ich sei auf dem Weg zum Essen.

»Wo ist Moray«, fragte ich.

»Er ist unterwegs. In einer halben Stunde wird er hier sein.«

»Das hoffe ich«, sagte ich gelassen. »Andernfalls bin ich weg.«

Der Typ ging telefonieren und kam nervös zurück.

»Moray ist in fünf Minuten hier«, sagte er.

»Dann warte ich.«

Moray erschien prompt und fragte, ob wir reden könnten. Wir gingen in den VIP-Raum.

»Der Alte ist an Zigaretten interessiert«, berichtete Moray.

»Freut mich«, sagte ich. »Ich werde euch einen Gefallen tun. Eigentlich ist es nicht mein Job. Aber ich kann die Kartons für 400 Dollar pro Stück bekommen. Das sind 50 Stangen pro Karton und zehn Packungen pro Stange. Aber es sind Fälschungen aus China.«

Moray versuchte, mich herunterzuhandeln.

»Der Alte ist wirklich knapp bei Kasse«, sagte er. »Übrigens, sag nie Greg DePalma – nicht auf der Straße, nicht am Telefon, nirgends. Ich möchte, dass du den Codenamen ›der Alte‹ benutzt. Klar?«

»Kein Problem«, versicherte ich. Was für Schlaumeier, dachte ich. Was für ein dämlicher und durchschaubarer Spitzname.

Wir feilschten eine Weile. Ich wollte mit ihnen ins Geschäft kommen – und ich wollte ihnen klarmachen, dass es für sie ein sehr gutes Geschäft war. Dank meiner Ausbildung in der Drogenszene war ich gut im Feilschen.

»Ich verdiene nichts daran«, sagte ich. »Ich könnte euch einen Karton für 390 Dollar geben. Rechne nach – jeder Versandkarton enthält 50 Stangen. Die könnt ihr für 20 Dollar je Stange verkaufen, während sie im Einzelhandel 40 Dollar kosten. 20 mal 50 sind tausend Dollar! Damit verdient ihr gutes Geld, 610 Dollar pro Karton! Eine einfache Rechnung.«

Ich merkte, dass er im Rechnen etwas schwach war; aber er war eindeutig interessiert.

»Kannst du mehr davon besorgen?«, fragte er.

»Klar«, sagte ich. »Aber ich möchte das nicht regelmäßig machen. Ich mache es ab und zu, wenn sich eine Gelegenheit bietet. Hier, nimm diese Stangen.«

Ich gab ihm eine Stange Marlboro Light und eine Stange Marlboro Red. Obwohl die Packungen keine Stempel hatten, war klar, dass sie leicht verkäuflich waren. Er konnte sie mühelos in Bars und Weinschenken loswerden. Moray versprach, sich wieder zu melden, und verabschiedete sich.

Inzwischen berichteten unsere Informanten immer häufiger, dass DePalma sich erfolgreich beim Gambino-Clan einschmeichelte. Er beschäftigte sich jetzt mit Bauvorhaben und kriminellen Aktivitäten aller Art. Greg war überall. Wo immer wir hinschauten, er war da, ständig auf Achse. Am 18. März geschah zweierlei. Zuerst kam die Anordnung von der Führung des Gambino-Clans: »Greg ist wieder das, was er war.« Auf diese Weise wurde der Welt kundgetan, dass DePalma seine Streifen, seinen Rang als Capo oder hochrangiger Captain in der Familie zurückbekommen hatte. Eines musste man ihm lassen: Aus einem unerwünschten, abgehalfterten Typen war in weniger als drei Wochen ein Mann geworden, mit dem man rechnen musste.

Das zweite wichtige Ereignis an diesem Tag war eine Nachricht von Moray: DePalma wollte mich in zwei Tagen sehen.

Jetzt saßen meine Case Agents und ich in der Zwickmühle. Sollten wir weiter an dem Trio Louis, Chris und Funzi festhalten oder uns mit DePalma zusammentun? DePalma wollte ein Stück vom Naked Truth haben, um die Macht wiederherzustellen, die er nach seiner Verurteilung im Fall Scores verloren hatte. Zusammen mit seinem Sohn Craig war er Miteigentümer von Naked Truth gewesen. Darum fühlte er sich berechtigt, seinen Anteil am Stripclub einzufordern, einerlei, wem er jetzt gehörte, und egal, wie viel Geld andere während seiner Abwesenheit in das Lokal investiert hatten. Wir mussten uns entscheiden: Wer sollte das Schutzgeld bekommen: Filippelli und seine Leute oder DePalma? Der Alte war nicht ausgemustert worden, er hatte sich gewaltsam zurück ins Spiel gebracht, und jetzt mussten wir überlegen, welche Folgen das für uns hatte. Vielleicht konnte ein Gespräch mit DePalma unser Dilemma auflösen.

Am folgenden Donnerstag fuhr ich wieder ins Spaghetti Western, um DePalma zu treffen. Ich hatte von einem der Jungs im Naked Truth erfahren, dass Moray und DePalma im Restaurant sein würden. Aber als wir dort ankamen, war noch niemand da. Also setzte ich mich an die Bar und unterhielt mich mit den Eigentümern, während ich wartete.

Ich ging mit einer Idee ins Restaurant. Anstatt einen Handel mit DePalma anzustreben, beschloss ich, ihm zehn Versandkartons Zigaretten zu schenken. Das sollte mein Willkommensgeschenk nach seiner Entlassung aus dem Knast sein. Ich berichtete Nat Parisi, meinem Case Agent, dass DePalma unsere Zigaretten mochte. Das sei eine Chance für einen taktischen Schachzug. Alle überreichten dem Alten Briefumschläge, und ich würde ihm Zigaretten geben. Vor diesem Treffen mit Greg sprach ich auch mit Jerry Spogliari. Er war damit einverstanden, dass diese Zigaretten DePalmas Willkommensgeschenk vom Club sein sollten.

Das Restaurant füllte sich langsam mit einigen Jungs aus dem Club. Wir beschlossen, einen großen Tisch hinten im Saal zu belegen. Bald trafen Moray und DePalma ein. Ich zog Moray zur Seite.

»Ich möchte dem Alten ein Willkommensgeschenk machen«, erklärte ich leise. »Die zehn Versandkartons mit Zigaretten sind für mich viertau-

send Dollar wert. Ich könnte sie für das Zehnfache verkaufen; aber ich bin nicht in diesem Geschäft. Stattdessen möchte ich sie Greg als Zeichen meines Respekts schenken.«

Moray starrte mich an. Meinte ich es ernst? Wer zum Teufel war ich eigentlich?

Ich hatte gehört, dass DePalma unbedingt ein Auto kaufen wollte, einen Chrysler PT Cruiser. Das wunderte mich. Er hatte sein Leben lang Mercedes und Jaguar gefahren – was in aller Welt wollte er mit einem Chrysler PT Cruiser? Aber er hatte sich dieses Auto in den Kopf gesetzt, und das genügte.

Joe Moray dachte über mein Angebot nach und reichte mir dankbar die Hand.

»Das wäre wunderbar«, sagte er. Dann flüsterte er Greg etwas ins Ohr.

Greg sah mich an. »Ich schätze deine Großzügigkeit«, sagte er mit ernstem Gesichtsausdruck.

»Gern geschehen«, sagte ich. »Ich werde die Lieferung mit Moray absprechen.«

Dann wurde Greg plötzlich jovial und begann mit den Genovese-Jungs am Tisch zu plaudern. Aus einer angespannten Runde wurde eine Art Klassentreffen. Allerdings waren diese Burschen zuletzt nicht in der Schule, sondern im Gefängnis gewesen. Sie unterhielten sich über ihre Zeit in Lewisburg, Fort Dix, Allentown und anderen Strafanstalten. Sie tauschten Erinnerungen an ihre Knastkumpels aus: »Ja, ich war mit Joey Potsandpans in Fort Dix! Wie geht es ihm?«

Ich fand das erstaunlich. Das Gefängnis war ihre Mafiaschule! Wie bereits erwähnt, gab ich nicht vor, eine Strafake zu haben, aus dem einfachen Grund, weil es ihnen allzu leicht fallen würde, sie zu überprüfen. Also hielt ich den Mund und hörte ehrfürchtig zu, wie Greg erzählte, er habe von korrupten Gefängniswächtern im Austausch gegen Schmuggelware kostenlose Eintrittskarten für den Broadway und Essen erhalten.

Dann hielt er einen langen Monolog und schwärmte davon, welche Ehre es für ihn gewesen sei, sich um John Gotti zu kümmern, während dieser im Gefängnis saß und langsam an Krebs starb. Jeden Abend bereitete er ihm spezielle italienische Gerichte zu – alles, was Gotti wollte. Es

gelang ihm, zusammen mit Gotti im Gefängnis Krankenhaus unterzukommen, wo es besseres Essen, Mikrowellenöfen und Küchengeräte gab. Er versorgte Gotti und badete ihn sogar. Hätte Gotti Nudeln aus Engelshaar gewollt, DePalma hätte sie ihm besorgt. Hätte er Huhn mit Ziegenmilch-mozzarella gewünscht, hätte Greg es für ihn zubereitet. Die Pflege Gottis bedeutete ihm alles, weil Gotti sein Boss und in seinen Augen ein waschechter Mafioso war. Ich fand das faszinierend.

Ein weiteres erfolgreiches Abendessen ging zu Ende, und ich spürte, dass DePalma mich mochte. Ich war ihm zwar völlig fremd, und er wusste nichts über meine kriminelle Vergangenheit; aber nun sprach ich die Sprache, die ihm am besten gefiel: Geld. Geld bedeutete ihm alles, und die Tatsache, dass ich ihm Geld gab, machte mich in seinen Augen zu einem echten Ganoven, zu einem Kumpel, der wusste, wie wichtig es war, seinem Boss zu huldigen.

Der Abend war ein überwältigender Erfolg.

Einige Tage später meldete Joe Moray, seinem Mann falle es schwer, die Zigaretten auszuladen, weil der Geruch zu streng sei. Davon verstand ich nichts. Also verzichteten wir auf den Zigarettendeal, und ich überreichte DePalma stattdessen bei unserer dritten Begegnung einen dicken Umschlag mit 50-Dollar-Scheinen.

»Wir haben die Zigaretten für Sie verkauft«, sagte ich. »Viel habe ich nicht bekommen; aber hier sind drei Riesen drin.«

DePalma sah mich dankbar an. Jetzt hatte er den Beweis, dass ich in kriminelle Aktivitäten verwickelt war. Ich zeigte ihm gleich am Anfang, dass ich kein Möchtegernganove, Groupie oder Aufschneider war.

»Sie haben auch für mich gegessen«, sagte ich respektvoll. »Sie waren 30 Jahre Ihres Lebens im Knast. Ich habe eine Menge angestellt, wurde aber nie geschnappt. Also haben Sie auch für mich gegessen! Das bedeutet, ich stehe in Ihrer Schuld. Andere wären längst zusammengeklappt.«

DePalmas Augen füllten sich mit Tränen, als ich ihm diese allerhöchste Mafia-Laudatio hielt.

Ich hatte begonnen, Greg DePalma zu verführen.

KAPITEL 12

Greg DePalmas Verführung

Ein Mann will eine Frau kennenlernen. Er ist nett zu ihr und kauft ihr Blumen. Er taucht »zufällig absichtlich« dort auf, wo sie ist. Genau so behandelte ich Greg DePalma. Ich wollte, dass er mich gernhatte.

Ich wusste, dass er sich nicht mit neuen Leuten einlassen wollte. Er hielt sich zurück – er stand unter Bewährung und konnte jederzeit festgenommen werden, wenn man ihn mit bekannten Gaunern erwischte. Für ihn war es gefährlich, neue Leute zu treffen. Er wusste, dass das FBI ihn im Visier hatte, und er hatte allen Grund anzunehmen, dass man ihn immer noch beobachtete, sogar in seinem achten Lebensjahrzehnt. Also hatte ich die Aufgabe, sein Interesse zu wecken, ohne dass seine Alarmglocken schrillten.

Es war eine Gratwanderung. Ich durfte nicht als großes Tier in der Ganovenszene auftreten. Das hätte seinen Verdacht erregt. Er hätte sich gefragt: »Warum habe ich von diesem Jack Falcone nie etwas gehört oder gesehen?« Das andere Extrem wäre gewesen, mich wie ein Typ aufzuführen, der ihm nichts zu bieten hatte. Wenn ich für ihn keine Geldquelle erschließen konnte oder wenn ich als erfolgreicher Ganove nicht überzeugte, würde er mich ansehen und sagen: »Wer ist diese Niete? Er ist ein kaputter Koffer, eine Mülltonne, ein Aufschneider. Er taugt nichts! Er hat mir nichts zu bieten!«

Die Mafia interessiert sich nur für Leute, die ihr ein lukratives Angebot machen. Die Schlüsselfrage für DePalma lautete: Kann ich mit diesem Bur-

schen Geld verdienen? Die Mafia saugt jeden aus, den sie einmal in den Krallen hat. Sie gründet mit ihm ein Geschäft, ruiniert es und behält alles für sich. Gangster denken nur an sich und an den Clan, dem sie angehören. Es geht nicht darum, Menschen zu erschießen. Es geht ums Geld. Zu Morden kommt es nur, wenn jemand nicht zahlt oder für den Clan nicht das Richtige tut.

Für mich war es eine Herausforderung, mich in eine völlig neue Rolle einzuleben. Es war anstrengend, einen etwas unterwürfigen Gauner zu spielen. Normalerweise war ich der Steuermann, der Häuptling, der Leitwolf. Wenn ich mit Drogen handelte, war ich entweder ein großer Kurier, der eine Menge Stoff transportierte, oder ich war der Dealer, der viele Kilos kaufte oder verkaufte. Hier musste ich von Anfang an viel zurückhaltender sein. Es gab eine Hackordnung, und ich durfte nicht übermütig werden. Das wäre gefährlich gewesen. Bescheidenheit war Pflicht.

Die Zigarettenofferte und die 300 000 Dollar als Willkommensgruß machten mich zum Mitglied der Gang. Wir legten alle zusammen, um Greg ein Auto zu kaufen. Danach war er mir noch dankbarer.

Aber das Liebeswerben musste wechselseitig sein. Ich wollte mich ansprechend verpacken – ich spielte und lebte die Rolle und wurde von den anderen Ganoven und ihren Kumpels akzeptiert. Aber ich musste erreichen, dass ich nicht mehr der Jäger war, sondern der Gejagte. Er sollte mir nachlaufen; das war das Ziel meiner Verführung. Wenn er mich nur für eine Beute hielt, würde er mich ausnutzen, und das wollte ich nicht. Nein, ich wollte, dass er sich fragte, wer ich war und wie er unsere Beziehung vertiefen konnte.

Dank unserer Überwachung wussten wir fast genau, wo er den Tag verbrachte und wen er traf. Und die Jungs im Club erzählten mir immer öfter, dass DePalma Erkundigungen über mich einzog. Andere hörten sich in seinem Auftrag um: »Wer ist dieser Typ aus Florida? Was macht er?« Das gefiel mir. Ich sah, dass er überlegte, wie viel er aus mir herausholen konnte – dass er die entscheidenden Ganovenfragen stellte: »Wer ist dieser Neue, und wie kann ich ihn ausnehmen?«

Ein typischer Tag während dieser Werbungsphase begann mit einem Anruf im Büro. Ich fragte meinen Case Agent: »Nat, wo ist DePalma jetzt?«

So erfuhr ich, dass er in diesem oder jenem Restaurant saß, ein Treffen in Manhattan hatte oder was auch immer. Also zog ich mich an und spielte den legeren Ganoven aus Miami, denn dafür sollte Greg mich halten. »Zufällig« tauchte ich in dem Restaurant auf, das er an diesem Tag besuchte. Das tat ich natürlich nicht jeden Tag, aber so oft, dass sein Interesse an mir nicht erlosch. Er sollte ständig an mich denken.

Wenn es nicht angezeigt war, DePalma zu treffen, rief ich einfach die Jungs an, die ich im Club kennengelernt hatte, und fragte sie, wann sie wohin gehen wollten, in welches Restaurant. Dann kreuzte ich dort auf und bestellte etwas zu essen. Es ist eine Beleidigung, in ein Restaurant zu gehen und nichts zu bestellen. Wenn ich reinkam, sagten die Jungs: »Bestell eine Kleinigkeit. Iss ein bisschen Suppe! Die Pasta e Fagioli ist hier fantastisch! Blamier mich nicht – bestell etwas!«

Dagegen hatte ich nichts einzuwenden, denn man muss mich nicht zweimal zu Tisch bitten. Und mit diesen Leuten ging ich zum Frühstück, zum Mittagessen und zum Abendessen, dann in den Club, und gegen zwei Uhr morgens sagte jemand: »Kommt, wir fahren in dieses Lokal in City Island. Ich verhungere fast. Gehen wir etwas essen!« Also nahmen wir um zwei Uhr morgens eine üppige Mahlzeit ein, und am nächsten Tag fing das Ganze von vorne an.

Während ich daran arbeitete, Greg zu ködern, erfuhren wir von Informanten, dass er versuchte, Ballast abzuwerfen. Er verbrachte eine Menge Zeit mit Anthony »dem Genie« Megale, dem stellvertretenden Boss des Gambino-Clans, um ein Problem aus der Welt zu schaffen: seinen Mordversuch an LaSorsa.

Der Ärger zwischen LaSorsa und DePalma begann, als Greg wegen der Scores-Erpressung im Gefängnis saß. Greg hatte empfohlen, Nick in den Clan aufzunehmen. Aber jetzt, da er hinter Gittern saß, verlangte Nick von einem Geschäftsmann, den er bisher in DePalmas Auftrag erpresst hatte, 2500 Dollar an ihn und nur an ihn zu zahlen.

Greg DePalmas schlimmster Feind war ... Greg DePalma. Über ein Gefängnistelefon stieß er Drohungen aus, die natürlich aufgezeichnet und an die Polizei weitergeleitet wurden. Als er hörte, dass ein anderer Mafioso dabei war, sein einträgliches Geschäft zu übernehmen, drehte er offenbar

durch. Er sagte: »Dem werde ich das Handwerk legen. Ich hoffe, es ist nicht Nicky.« Er beschrieb in allen grässlichen Einzelheiten, was er mit LaSorsas Genitalien anstellen werde. Dann schmiedete DePalma einen wirklich bizarren Plan, um LaSorsa zu ermorden. Später behauptete er, John Gotti habe dem Vorhaben zugestimmt; aber das war vermutlich frei erfunden und der Versuch, sich selbst zu rechtfertigen.

DePalma, dem es gesundheitlich nicht gut ging – auch er war jetzt ein kranker, an den Rollstuhl gefesselter Mafioso hinter Gittern –, erteilte den Befehl, LaSorsa zu töten. Das Problem war nur, dass ein initiiertes Mitglied ein anderes nur mit Erlaubnis der Bosse ermorden durfte, es sei denn, er ist dreist genug, eigenmächtig zu handeln. Zur Vergeltung setzte LaSorsa seinerseits einen Auftragskiller auf DePalma an. LaSorsa, ein Autohändler und Mafioso, hatte von DePalmas komischen Racheplänen wenig zu fürchten. Für den Alten war der wütende LaSorsa hingegen eine viel größere Gefahr. Übrigens gestand DePalma seine Beteiligung an dem geplanten Mord ein und ließ sich als standhafter Mafioso den Prozess machen. Niemand war überraschter als er, das Urteil »nicht schuldig« zu hören!

Nun aber war DePalma wieder zurück und als Capo anerkannt. Deshalb hielten die Gambino-Bosse eine Sitzung nach der anderen ab, um das Problem mit dem eigenmächtigen Mordversuch zu lösen. Joe Moray schied aus Gregs »Diensten« aus, und ich brachte Greg zu seinen Besprechungen. Von Nat erfuhr ich, dass unsere Informanten von weiteren Sitzungen berichteten, bei denen immer der Anschlag auf LaSorsa das Hauptthema war. Auch dieser war inzwischen zu einem Capo des Gambino-Clans aufgestiegen.

Während er sich um die Lösung des Problems LaSorsa bemühte, festigte Greg seine Macht und half dem Clan, John Gottis Fehler auszubügeln. Greg war schlau. So sehr er Gotti geliebt hatte, erkannte er doch, dass dessen Vorliebe für das Rampenlicht dem Clan schwer geschadet hatte: Die Einnahmen waren gesunken, und die Privatsphäre, die das organisierte Verbrechen für seine schmutzigen Geschäfte brauchte, war nicht mehr gewährleistet.

Also teilte Greg seine Soldaten in einzelne Zellen ein, fast wie kleine, individuelle Terrorzellen. Eine Gruppe wusste nie, was die anderen taten,

und kannte nicht einmal deren Mitglieder. Nur Greg wusste alles und behielt alles im Auge. Auf diese Weise behielt er seinen Wert für die Bosse – es war eine Art Lebensversicherung. Greg DePalma hatte etwas geschafft, was in der Mafia unvorstellbar war: Er hatte seine Verbannung selbst aufgehoben. Er hatte die Macht. Aber eines wusste ich damals noch nicht – dass ich Teil der Pläne war, die seine Zukunft in der Mafia betrafen.

KAPITEL 13

Auf der Liste

Inzwischen sagten die Leute: »Big Jack, der Neue im Viertel, der ist in Ordnung. Er gehört zu Greg DePalmas Gang.« Obwohl Greg mich nicht offiziell aufgenommen hatte, brachte mich die kriminelle Szene immer häufiger mit ihm in Verbindung. Ich wusste, dass ich ihn am Haken hatte. Ich hatte ihm Geld gegeben – angeblich mit Zigaretten verdient – und dadurch seine Einstellung verändert. Ich war vom Jäger zum Gejagten geworden. Das wusste und spürte ich. Es war nur eine Frage der Zeit. Ich hatte ihn neugierig gemacht.

Ende April 2003 aßen wir im Spaghetti Western zu Mittag. Plötzlich fragte Greg: »He, Jackieboy, brauchst du eine Krankenversicherung? Oder hast du schon eine?«

Das ist ein wichtiges Thema unter Mafiosi. Da sehr wenige von ihnen einem ehrlichen Beruf nachgehen, ist eine erstklassige, preiswerte Krankenversicherung für sie und ihre Familien unerlässlich. Greg sagte, er könne mich einem Gewerkschafter vorstellen, der mich versichern würde.

»Ich bin interessiert«, bestätigte ich. »Weißt du, wie ich das hinkriege?«

»Keine Sorge«, sagte er. »Ich regle das bald für dich.«

Die nächsten paar Wochen verbrachte ich damit, mich bei den Ganoven beliebt zu machen, sowohl im Naked Truth als auch in den Restaurants in ganz New York, je nachdem, wo gerade etwas los war. Außerdem fuhr ich unter anderem nach Atlantic City und Miami, um an den Fällen zu arbei-

ten, die ich in anderen Kapiteln beschrieben habe. Ein paar Drogendelikte und andere kleinere Fälle kamen hinzu.

Ich erzählte einigen Leuten, denen Greg vertraute, von gestohlenen Uhren, die ich zu einem guten Preis verscherbeln musste. Klar, dass er anbiss. Am 17. Mai rief er mich an. Wir sprachen nicht offen über Juwelen, aber ich sagte Greg, ich sei nicht nur mit Sonnenbräune aus Miami zurückgekehrt.

Wir trafen uns zwei Tage später in einem Restaurant namens La Villetta im Westchester County. Ich zeigte Greg die Uhren und einen Diamantring. Wenn er interessiert sei, könne er sie vielleicht versilbern und damit etwas Geld verdienen. Er war ganz offensichtlich interessiert. Insgesamt legte ich ihm sieben Stücke vor: sechs Uhren und einen Diamantring, angeblich Diebesgut aus Florida. Die Uhren waren Rolex Presidents, Corums und Piagets, alle aus reinem Gold und wunderschön. Es handelte sich um fast neue Stücke, die das FBI bei anderen Ermittlungen beschlagnahmt hatte. Greg fragte mich, was ich für die Sachen haben wolle, und ich verlangte 25 000 Dollar. Natürlich musste Greg mich herunterhandeln.

»Marron!«, rief er und betrachtete die Juwelen. »Das ist eine Menge Geld. Es sind alte Stücke!«

»Machst du Witze?«, fragte ich empört. Ich musste beweisen, dass ich wusste, wovon ich redete. Andernfalls hätte er mich als leichte Beute betrachtet.

»Sie sind aus purem Gold!«, protestierte ich. »Schön und fast neu!«

»Das glaube ich nicht«, meinte er abschätzig.

»Schau mal«, erklärte ich, »ich habe einen potenziellen Käufer für die Dinger; aber ich wollte wissen, ob du sie für einen höheren Preis verhökern und dabei ein paar Kröten verdienen kannst. Wenn du willst, frag herum und erkundige dich, welchen Preis du dafür bekommst.«

Ich wollte ihn ein wenig reizen und herausfinden, ob er den Köder schluckte.

Am nächsten Tag rief er mich an.

»Jackieboy«, begann er aufgeregt, »ich hab für dich einen Termin bei diesem Gewerkschafter vereinbart, wegen der Krankenversicherung.«

»Im Ernst?«, erwiderte ich erfreut. Ja, er hatte den Köder geschluckt.

»Aber vorher möchte ich diese ›Sachen‹ noch einmal sehen.«

»Was immer du willst, Greg«, sagte ich.

Er bestellte mich in eine Schneiderei in Westchester. Anscheinend war dieser Schneider einst sehr gefragt, denn er hatte sein Büro mit Fotos von Joe DiMaggio und anderen Größen der alten Zeit verziert, und alle trugen seine Anzüge. Ein Besuch in seinem Geschäft war wie eine Reise in die Vergangenheit. Er machte Anzüge in hellen Farben und in einem altmodischen Stil. Nichts für mich. Aber er hatte auch eine Ecke mit guten und modernen Anzügen. Früher hatte Greg 20 Anzüge bei ihm gekauft, und nun wollte er einen für mich kaufen.

Ich wollte aus mehreren Gründen keinen Anzug. Erstens trug ich eine Wanze und wollte daher nicht befummelt werden. Zudem wollte ich nicht, dass Greg für mich einen Anzug bestellte, weil ich wusste, dass er den Schneider übers Ohr hauen würde, und das gefiel mir nicht.

Greg war hartnäckig. »Komm schon, lass ihn Maß nehmen«, sagte er. »Ich tu dir gerne einen Gefallen.«

»Nimm es nicht persönlich«, sagte ich. »Aber ich habe genug Anzüge, und ich mag seinen Stil nicht. Vielleicht war er vor ein paar Jahren ein großartiger Schneider; aber die Zeit ist ein wenig über ihn hinweggegangen. Ich hab jemanden an der Hand, der für mich Anzüge macht. Trotzdem vielen Dank, Greg.«

In Wahrheit wollte ich Greg klarmachen, dass ich nichts von ihm haben und ihm in keiner Weise verpflichtet sein wollte. Wäre er stur geblieben, hätte ich natürlich nachgegeben. Aber als Jack Falcone, der Unterweltler aus Miami, konnte ich mir eigene Anzüge leisten. Greg sagte, er wolle mich am nächsten Tag wegen meiner Krankenversicherung treffen.

Wir trafen uns mit einem Typen, den ich Teddy nennen möchte. Er war der Vorsitzende einer Gewerkschaft, die von der Mafia gesteuert wurde. Teddy reichte mir ein Formular, auf dem ich meinen Namen, meine Sozialversicherungsnummer und mein Geburtsdatum eintragen sollte. Dann bekäme ich eine Versicherung, die ärztliche und zahnärztliche Dienste, Brillen und Medikamente bezahlte und sogar eine Rente anbot. Ironischerweise fand die Besprechung in einem Restaurant mit Imbissstube gleich

neben dem Gewerkschaftsbüro statt. In diesem Lokal hatte ich als Schüler eine Weile gearbeitet. Hier hatte mein bester Freund geheiratet. Und jetzt war ich hier, ein Ganove, den ein korrupter Gewerkschafter mit einer Krankenversicherung versorgte.

Ich trug Jack Falcone als Namen ein, dazu meine Sozialversicherungsnummer, mein Geburtsdatum und alle Daten meines zweiten Ichs. Dann gab ich ihm einen Scheck – und schon war ich versichert! Wer behauptet, die Mafia habe keine Privilegien? Einmal drehte ich mich zu Greg um und fragte, ob die Sache legal sei.

»Mach dir darüber keine Gedanken, Jackieboy!« Er lachte. »Natürlich ist sie legal. Obendrein ist die Versicherung echt gut. Du wirst zufrieden sein!«

Ich glaube kaum, dass es Greg kümmerte, ob ich mir eine neue Brille oder eine ärztliche Untersuchung leisten konnte. Er brauchte eine glaubhafte Begründung dafür, mir meine Sozialversicherungsnummer, mein Geburtsdatum und andere persönliche Daten zu entlocken, damit er meine Identität genauer ausforschen konnte. Das war ziemlich raffiniert von ihm. Ich war mir fast sicher, dass er mich überprüfen ließ. Da wir aber im Büro eine Menge Zeit geopfert hatten, um mir einen lückenlosen Lebenslauf zu verschaffen, wusste ich, dass ich jeden Test bravourös bestehen würde.

Zwei Tage später begegnete ich Greg »zufällig« im Raceway Diner in Yonkers. Aus seiner Sicht war es einfach Dusel, dass er mich zur rechten Zeit am rechten Ort traf. Er sah sehr enttäuscht aus.

»Was ist denn los?«, fragte ich. Ich nahm Platz und griff nach der Speisekarte.

»Moray ist nicht da«, nörgelte er. »Und ich muss in die City.«

»Kein Problem, Greg«, sagte ich. »Ich fahr dich gerne hin.«

Genau deshalb war ich in dem Lokal aufgekreuzt. Greg dirigierte mich zu einem Bürogebäude in der Madison Avenue. Er ging rein, und ich blieb wie verloren im Auto sitzen. Sonst spielte ich immer den großen Boss, wenn ich undercover arbeitete. Darum musste ich mich erst daran gewöhnen, wie ein Chauffeur behandelt zu werden. Später, beim FBI, überprüften wir die Anschrift und stellten fest, dass er einen Anwalt der Mafia konsultiert hatte.

Eine Stunde später tauchte Greg wieder auf. Wie verließen die Innenstadt, und ich sagte kein Wort. Es wäre für einen Rangniedrigen unklug – und unangemessen – gewesen, einen Capo zu fragen, worum es bei seinem Termin gegangen sei. Aber für einen gesprächigen Typen wie Greg war Schweigen eine Last, die er nicht tragen konnte. Also plauderte er während der Rückfahrt ein wenig.

»Sie haben mich herbestellt, um die Sache mit Nicky zu lösen«, erklärte er. »Es wird ein paar neue Regeln in der Familie geben. Es ist eine Angelegenheit der Gambino-Familie.«

»Verstehe«, sagte ich, ohne den Blick von der Straße abzuwenden.

Es wäre nicht klug gewesen, Fragen zu stellen. Damit hielt ich mich sehr zurück, denn echte Ganoven stellen keine Fragen.

Am 3. Juni trafen wir uns erneut, um essen zu gehen. Sein Vertrauen zu mir war jetzt viel größer. Er wusste bestimmt schon, dass meine Sozialversicherungsnummer in Ordnung war. Er erzählte mir ganz offen, er habe schon wieder mit »der Nummer zwei und der Nummer drei« – dem Stellvertreter Anthony Megale und dem Consigliere Joseph »JoJo« Corozzo – über die Angelegenheit LaSorsa gesprochen.

»Die Sache ist aus dem Ruder geraten«, sagte er und erklärte mir ausführlich, was für ein Bastard LaSorsa sei.

Ich aß, hörte zu und dachte: LaSorsa hat immer noch einen Killer auf ihn angesetzt – darum versuchen die Bosse, das Problem zu lösen. LaSorsa konnte jederzeit die Erlaubnis bekommen, DePalma umzulegen, und dann würde er mich ebenfalls umlegen. Es gibt ein berühmtes Foto von Carmine Galante, einem Mafiaboss, der im Hof eines italienischen Restaurants erschossen wurde und immer noch seine Zigarre zwischen den Zähnen hatte. Den Leuten, die mit ihm speisten, erging es nicht besser. Ich wollte kein Statist auf einem Polizeifoto sein, wenn DePalma ermordet wurde; aber solche Risiken hatte ich in Kauf genommen. Positiv war aus meiner Sicht, dass seine Chance, begnadigt zu werden, mit jedem Besuch bei den Bossen stieg.

Unsere Beziehung wurde immer enger. Ich sprach fünf- bis zehnmal am Tag mit Nat Parisi, meinem Case Agent beim FBI. Wir waren uns darüber einig, dass ich etwas tun musste, was meine Glaubwürdigkeit als

Ganove erhöhte, und gleichzeitig musste ich Greg zu Geld verhelfen. Wir beschlossen, dass ich Greg immer mehr geschmuggelten und gefälschten Schmuck bringen und als Beute meiner Coups ausgeben würde. Wir hatten unsere »Ware« schätzen lassen, sodass ich genau wusste, was für Diamanten wir hatten und was jedes Stück wert war. Immer, wenn ich Greg neue Stücke brachte, zog er seine Juwelierslupe aus der Tasche – genau für solche Zwecke hatte er immer eine bei sich – und erzählte mir von seinem früheren Schmuckgeschäft in der Canal Street.

»Du kannst dir nicht vorstellen, wie viel Kohle ich damit gemacht habe«, prahlte er.

Einerlei, wie gut meine Diamanten waren, er behauptete immer, sie seien fehlerhaft, schrecklich, verhunzt – er wollte immer schnorren. Oder ich brachte ihm eine Rolex President und verlangte von ihm nur 4500 Dollar, wohl wissend, dass er sie für 6000 verscherbeln konnte. Ein Mafioso will jeden Tag Geld verdienen; das liegt ihm im Blut. Für DePalma und die anderen spielte es keine Rolle, ob sie Geld mit Schmuck, Brot, Käsechips, DVDs, Raubüberfällen oder Kreditbetrug verdienten – sie machten alles, wenn sie Geld witterten.

»Woher hast du das Zeug?«, fragte Greg. Er legte die Lupe auf den Tisch und sah mich an.

»Meine Leute in Miami zocken Drogenhändler und Geschäftsleute in Miami ab«, erklärte ich. »Ich habe einen Hehler dort; aber manche Sachen sind so heiß, dass er lieber die Finger davon lässt. Wenn du willst, kannst du sie haben und hier in New York für mich verkaufen.«

Greg nickte. Die Erklärung überzeugte ihn. Er stellte keine weiteren Fragen.

Mit den Juwelen trafen wir bei Greg voll ins Schwarze. Er war geradezu gierig nach Schmuck und Uhren, die er verkaufen konnte. Jetzt verdienten wir zusammen Geld und ich hatte eine Krankenversicherung.

Ein paar Tage später sagte DePalma die ominösesten Worte, die ein Ganove zu einem anderen sagen kann: »Hör mal, wir machen 'ne kleine Fahrt.«

Eine kleine Fahrt? Ich wurde ein wenig nervös. Was zum Teufel meinte er damit? War etwas schiefgegangen? Hatten sie herausgefunden, wer ich

war oder womit ich wirklich meinen Unterhalt verdiente? Oder wollten sie mich auf die Probe stellen? Ich hatte keine Ahnung. Aber was blieb mir anderes übrig? Ich stieg ins Auto.

Sie wollten, dass ich vorne saß, aber ich bin zu korpulent für den Vordersitz eines PT Cruiser. Also fuhr Joe Moray, Greg setzte sich neben ihn, und ich quetschte mich auf den Rücksitz. Ich war nicht begeistert von alledem, weil ich die Lage nicht im Griff hatte. Egal, wohin wir fuhren, wir konnten jemandem begegnen, den ich verhaftet hatte, oder sogar jemandem, der mit mir in der Highschool gewesen war. Ich konnte jederzeit auffliegen. Vielleicht brachten sie mich auch an einen einsamen Ort, um mich umzulegen. Ich hatte keine Ahnung. Eine Waffe hatte ich nicht bei mir, wohl aber ein Aufzeichnungsgerät. Wenn sie das fanden, würde alles noch schlimmer werden. Würden sie mich umbringen, weil sie mich für einen Spitzel anstatt für einen verdeckten Ermittler hielten? Ich war total verwirrt.

Wir verließen Bronxville und fuhren plaudernd weiter. Wie sich herausstellte, war unser Ziel ein Juwelier in Westchester. DePalma stieg aus dem Wagen, ging rein und kam mit einem großen, pompösen, mit Diamanten besetzten Ring für den kleinen Finger zurück.

Er war für mich.

»Du hast nie zu einer unserer Familien gehört, stimmt's?«, fragte er.

»Nein, nur zu einer kubanischen Organisation«, bestätigte ich.

Ich hatte keinen blassen Schimmer, worauf er hinauswollte.

»Dann beanspruche ich dich für mich und meine Familie«, sagte er.

Ich war freudig erregt, bemühte mich aber, es nicht zu zeigen. Das bedeutete, dass ich alle Tests bestanden hatte. Greg wollte mich für sich haben. Ich arbeitete für ihn, und kein anderer Mafiosi hatte ein Recht auf meine Zeit, mein Einkommen oder meine Loyalität. Ich war Gregs Mann.

»Okay«, sagte ich vorsichtig, um meine Gefühlsaufwallung zu verbergen.

»Du weißt, was das heißt, oder?«, fragte er.

»Klar«, erwiderte ich in einem Ton, der ihm verriet, dass ich es nicht wusste, aber zu stolz war, es einzugestehen. Ich wollte, dass er es mir sagte, und ich wollte die Worte auf Band haben.

Greg erklärte es mir. »Niemand darf dich belästigen, niemand darf dir zu nahe treten. Keiner von uns und kein anderer. Es ist mir egal, ob es der Boss, sein Stellvertreter oder eine andere Gang ist. Vorige Woche habe ich noch nicht einmal deinen Nachnamen gekannt! Falcone, stimmt's?«

»Es ist mir eine Ehre«, sagte ich, tief bewegt von dem Vertrauen, das er mir schenkte.

»Selbstverständlich!«, sagte Greg lächelnd. »Das will ich schwer hoffen! Jetzt bist du einer von uns.« Er zeigte mir den Ring.

»Das ist ein Zeichen meiner Freundschaft. Ich habe dich in meine Crew aufgenommen. Kein anderer Capo hat dir etwas zu sagen. Niemand darf sich mit dir anlegen.« Jetzt war ich Gregs Gefolgsmann und mit der Gambino-Familie verbunden. Ich war ein offizieller *associate* (Anwärter oder Verbündeter) der Cosa Nostra.

ZWISCHENSPIEL 2

Atlantic City – einflussreiche Freunde

Während ich für die FBI-Außenstelle in Atlantic City am Fall Royal Charm arbeitete, traf ich auch die Agenten Jim Eckel und Ed Corrigan, die ich seit vielen Jahren kenne. FBI-Büros werden in Dezernate eingeteilt, je nachdem, welche Delikte in einem bestimmten Gebiet am häufigsten vorkommen. Ich arbeitete im Dezernat für das organisierte Verbrechen; ihre Dienststelle war das Dezernat für Korruption im öffentlichen Dienst.

»Was machst du denn hier?«, fragte Jim überrascht.

»Ich arbeite am Royal Charm«, antwortete ich.

»Ich hatte eben eine Idee«, rief er aufgeregt. »Hast du eine Minute Zeit? Dann gehen wir ins Besprechungszimmer.«

»Wie sieht dein Terminkalender aus, mein Großer?«, fragte er.

»Voll bis zum Rand«, erwiderte ich, denn ich merkte, woher der Wind wehte.

»Das wissen wir«, sagte Jim. »Aber vielleicht kannst du uns ein paar Minuten zuhören.«

»Für eine gute Story habe ich immer Zeit.« Und ihre Geschichte war tatsächlich gut.

»Wir haben da einen Typen im Baugewerbe, einen tollen kooperierenden Zeugen«, begann Jim, »eine sehr, sehr gute Quelle. Ein Schwarzer. Er kennt einen anderen Baulöwen hier in Atlantic City – diesen Gauner, der das eine oder andere Ding dreht. Wir wissen, dass er Mitglieder des Stadtrates und Politiker schmiert. Erst wollten wir einen schwarzen verdeckten

Ermittler einsetzen; aber dann dachten wir immer öfter an dich. Möchtest du einen kubanischen Drogenhändler aus Miami und New York spielen, der sein Geld waschen will?«

»Wie soll das gehen?«, fragte ich.

»Du freundest dich mit ihm an, und nach einiger Zeit machst du ein Geschäft mit ihm, und vielleicht zieht er dich ins Vertrauen«, erklärte Jim. »Dann schmiert ihr gemeinsam Politiker, um Bauaufträge in Atlantic City zu ergattern. Er hat eben seine Minoritätenlizenz als Bauunternehmer bekommen; darum wissen wir, dass er bald loslegen wird.«

Die Bundesstaaten und die Bundesregierung haben Programme aufgelegt, die Angehörige von Minoritäten bei der Vergabe öffentlicher Aufträge begünstigen. Um die dafür notwendige Lizenz zu erhalten, müssen die Firmeninhaber nachweisen, dass sie einer Minderheit angehören. Unser Mann hatte diese Lizenz eben erst bekommen.

Es ist mir immer schwergefallen, Nein zu sagen.

»Hör zu«, sagte ich. »Ich mach's für dich, Jim. Aber ich kann nicht sofort voll einsteigen. Heute Abend habe ich eine Besprechung wegen des Royal Charm.«

»Wie wär's mit morgen?«, fragten sie.

»Okay«, sagte ich, und plötzlich hatte ich einen neuen Fall am Hals, zusätzlich zu all den anderen.

Am nächsten Morgen traf ich den kooperierenden Zeugen, einen wirklich netten Kerl, der mich sofort sympathisch fand. Wir vereinbarten, am folgenden Tag miteinander zu frühstücken. Dann würde er mich dem Ganoven vorstellen, den wir Speed nennen wollen. Ich sollte Manny spielen, einen ehemaligen kubanischen Drogenhändler mit viel Geld zum Waschen. In dem Szenario, das wir uns ausdachten, hatte ich keine Verbindung zur Mafia, sondern verkaufte eine Menge Drogen in Florida und New York. Da ich mich aber aus dem Geschäft zurückgezogen hatte, suchte ich nach günstigen Geldanlagen und wollte vielleicht eine legale Firma in Atlantic City gründen.

Am nächsten Morgen trafen wir uns zu dritt bei Denny. Speed war ein großer, muskulöser Schwarzer – etwa so groß wie ich. Sein Gehabe verriet mir, dass er ein Gauner und Ehrgeizling war. Gleichzeitig war er schlau

und vorsichtig. Er war umgänglich und bei den Afroamerikanern von Atlantic City beliebt. Später, als wir zusammen herumfuhren, winkten ihm die Leute zu, als wäre er eine lokale Berühmtheit. »He, Speed, was läuft?«, riefen sie.

Bei diesem Frühstück nahmen wir einander unter die Lupe. Meinen Lebenslauf legte ich ihm nicht vor.

»Dieser Kumpel bürgt für mich«, sagte ich und deutete auf unseren Informanten. »Und er bürgt auch für dich.«

»Was hast du für Pläne?«, erkundigte sich Speed.

»Ehrlich gesagt, möchte ich mich endlich zur Ruhe setzen«, erklärte ich. »Legal Geld investieren. Mein Problem ist, dass ich sauberes Geld brauche.«

»Wie soll es laufen?«, fragte er.

»Ich brauche Bargeld«, sagte ich. »Es muss auf ein spezielles Konto überwiesen werden, das ich in Los Angeles und New York eingerichtet habe. Niemand darf Verdacht schöpfen. Außerdem möchte ich Bargeld in bestätigte Schecks umtauschen.«

Speeds Gesicht hellte sich auf. »Das lässt sich machen!«

Wir wussten, dass er an solchen Geschäften beteiligt war. Also verhandelten wir.

»Wie hoch wäre deine Provision?«, fragte ich.

»Fünf Punkte«, antwortete er. Das hieß, dass er fünf von hundert gewaschenen Dollar für sich haben wollte. Das war fair. »Okay«, sagte ich, »damit bin ich einverstanden.«

»Um welche Summe geht es?«, wollte er wissen.

Wie bereits erwähnt, sollte man im Umgang mit solchen Leuten nie voreilig sein.

»Ich kenne dich nicht, und du kennst mich nicht«, sagte ich. »Also fangen wir klein an. Ich habe jemanden an der Hand, der Geld wäscht; aber es ist mir lieber, wenn ich Alternativen habe. Wenn ich mit meinen kolumbianischen Freunden Geschäfte mache, wende ich mich an einen bestimmten Geldwäscher. Aber wenn ich ihnen noch jemanden bringe, dem sie trauen können, sind sie glücklich, und ich stehe gut da. Die Sache lohnt sich für mich, weil ich dem Mann der Kolumbianer acht Punkte zahle und du nur fünf verlangst.«

Alles, was ich sagte, gefiel Speed. Ich erklärte ihm, dass ich kürzlich mehrere Kilo Kokain an einen zuverlässigen Abnehmer verkauft hätte. Jetzt müsse ich meine kolumbianischen Lieferanten bezahlen. Jim hatte ein Bankkonto eröffnet, damit wir Speed veranlassen konnten, Geld darauf einzuzahlen. Wir starteten unser Geschäft mit 50 000 Dollar.

»Ich gebe dir das Geld«, sagte ich zu Speed. Dann zeigte ich auf unseren Informanten. »Dieser Bursche bürgt für dich. Ich war ein paar Mal hier in der Gegend, und ich will nicht, dass meinem Geld etwas passiert. Verstehen wir uns?«

»Hör mal«, versicherte er mir, »ich bin hier eine feste Größe. Ich bin in der Geschäftswelt bekannt.«

»Wie lange brauchst du dafür?«

»Höchstens eine Woche«, sagte er. »Ich mache das scheinchenweise.«

Ich fand das großartig. Er wollte Geld waschen, das aus illegalen Geschäften stammte. Damit hatten wir ihn.

Am nächsten Morgen gab ich ihm auf dem Parkplatz vor Denny's einen Koffer voller Bargeld. Ich hatte ihm gesagt, dass ich nicht auf ihn warten würde, wenn er unpünktlich sei – dann würde ich verschwinden und nie zurückkommen. Ich übte von Anfang an meine Autorität aus, meine Dominanz, wenn Sie so wollen.

Alles klappte hervorragend. Das Geld, das ich ihm gegeben hatte, floss zurück auf das Konto, abzüglich fünf Prozent. Und ein Teil des Geldes kam in Form eines Schecks, dessen Aussteller wir nicht kannten. Natürlich wollten wir wissen, wer es war. Ich erklärte Speed bei einem weiteren Treffen, es gefalle mir nicht besonders, dass eine dritte Partei bei unserem Geschäft mitmische – ich wolle diesen Typen sehen. Er stellte sich als angehender Mafioso heraus, der mit einem Clan in Philadelphia zusammenarbeitete. Wir trafen ihn, und kurze Zeit später gab ich Speed 100 000 Dollar zum Waschen.

Es ging uns nicht darum, Speed als Geldwäscher zu verhaften. Unser Auftrag lautete, die Amtsträger zu überführen, die, wie wir erfahren hatten, von Speed bestochen wurden. Speed wurde sehr pflegeaufwendig. Er rief mich fast Tag und Nacht an und wollte mehr Geld waschen. Meist saß ich mit Greg im Auto, und das Telefon klingelte. Wenn es Speed war, legte ich auf.

»Wer war das?«, fragte Greg dann.

»Irgend so ein Blödmann«, antwortete ich. »Ich habe ihm schon oft gesagt, er soll mich nie wieder anrufen.«

Das sagte ich Greg übrigens auch, wenn mich ein Kollege anrief.

Speed brauchte kein Geld mehr für uns zu waschen – wir hatten ihn ja schon der Geldwäsche überführt. Jetzt wollten wir endlich an die korrupten Beamten herankommen. Deshalb hatten Speed und ich unterschiedliche Ziele: Ich wollte mit ihm ein Bauunternehmen gründen, damit wir uns an Ausschreibungen beteiligen und Stadträte oder wen auch immer bestechen konnten. Er wollte unbedingt Geld für mich waschen.

Dann hatte er eine neue Idee – er wollte eine Spedition gründen und Drogen in speziellen verschlossenen Fächern in seinen Autos und LKW transportieren (in den Badlands nannten wir diese Verstecke *caletas* und *clavos*).

Speed wusste, dass ich mich zwar aus dem Drogenhandel zurückziehen wollte, aber immer noch Drogen verkaufte, und er wollte der Kurier sein und anschließend mein Geld waschen. Auf diese Weise hätte er doppelt absahnen können. Ich versuchte, ihm klarzumachen, dass es nichts Schlimmeres gebe als Drogenhandel. Ich hätte fast schon aufgehört, erklärte ich ihm, und keine Lust, wieder damit anzufangen.

Den wahren Grund konnte ich ihm nicht nennen: Wenn er Drogen transportierte, würde er ein paar Kilos als Lohn abzweigen. Wir hätten ihm zwar gefälschte Drogenpäckchen unterjubeln und ihn mit Geld anstatt mit Kilos bezahlen können; aber dadurch wären wir unserem eigentlichen Ziel – korrupte Politiker zu überführen – nicht näher gekommen. Er löcherte mich andauernd wegen der Geldwäsche, und ich konnte ihn einfach nicht dazu überreden, mit mir ein Bauunternehmen zu gründen. Und jetzt hatte er auch noch diese brillante Idee mit dem Drogentransport.

Speed war unglaublich stur. Eines Tages kam er zu mir und erzählte mir, was ich gar nicht hören wollte: Er werde nach Florida fahren, um eine Testfahrt mit Drogen zu machen. Er wollte eine kleine Menge, nur ein paar Kilo, in einem speziell ausgerüsteten LKW von Florida nach Atlantic City bringen. Ich dachte: Will er etwa, dass ich mich für ihn freue? Er war nahe daran, unsere gesamten Ermittlungen zu torpedieren. Aber ich konnte nichts dagegen tun.

»Speed, das solltest du lieber nicht tun«, sagte ich so ernst wie möglich.
»Vertrau mir. Lass dich nicht darauf ein.«

Ein angeblicher Drogenhändler versuchte, einen Ganoven vor dem Drogenhandel zu warnen! Immer wenn Drogen ins Spiel kamen, ging nämlich etwas schief. Ich sage es noch einmal: Drogen dürfen nicht auf die Straße gelangen!

Er fuhr mit seinem frisch umgebauten LKW nach Florida und versteckte ein wenig Stoff darin. Es schien, als löse sich die ganze harte Arbeit des FBI in Rauch auf.

Nun ja, er war stur wie immer und rief mich alle paar Stunden an, um mir mitzuteilen, wo er sich befand.

»Ich bin jetzt in North Carolina – alles klappt hervorragend!«

Meine Kollegen und ich hielten Kriegsrat. »Wenn er mit dem verdammten Stoff eintrudelt«, beschlossen wir, »lassen wir ihn hochgehen.« Also bereiteten wir uns darauf vor.

Ein paar Stunden später klingelte das Telefon erneut.

»Ich bin in Virginia!«

Er kam immer näher, und unsere Hoffnung, den Fall zu retten, begann zu schwinden ... doch stattdessen verschwand Speed.

Wir starrten einander im Büro an und dachten: Wo zum Teufel ist Speed?

Ich hatte ihn gebeten, mich anzurufen, sobald er New Jersey erreichte, damit ich wusste, dass alles in Ordnung war. Irgendwann hielten wir es nicht mehr aus und schickten Kollegen zu seinem Haus. Zu unserer Überraschung entdeckten wir, dass Speed festgenommen worden war – von der Polizei des Staates New Jersey und der Drug Enforcement Administration (DEA)! Sie hatten ihn von Anfang an überwacht.

Verdammter Mist. Das hätte unsere Verhaftung und unsere Beschlagnahme sein sollen! Dann hätten wir den Korruptionsfall Atlantic City weiterverfolgen können. Was sollten wir jetzt tun?

Also ging Agent Jim Eckel zur Polizei von New Jersey und zur DEA. »Jungs«, sagte er, »wir haben diesen Fall bearbeitet. Könnt ihr die Strafverfolgung aufschieben? Können wir uns irgendwie einigen? Wir versuchen, korrupte Politiker zu schnappen, und er kann uns dabei helfen.«

So erfuhren wir auch, wie die DEA herausgefunden hatte, dass Speed Drogen befördern wollte. Sie hatte einen Spitzel, der von den Verstecken in Speeds LKW wusste und auch darüber informiert war, dass Speed einem Typen namens Manny eine große Menge Drogen, etwa 500 Kilo, bringen wollte. Allerdings befand sich Speed auf seiner Testfahrt, als man ihn erwischte, und hatte nur fünf Kilo Stoff bei sich! Die DEA überließ den Fall uns, weil sie von dem kleinen Fang enttäuscht war. Sollte doch das FBI diesen Kerl anklagen!

Also ging Jim ins Gefängnis und schlug Speed vor, mit dem FBI zusammenzuarbeiten. Er war sofort einverstanden.

»Ich schäme mich«, sagte er. »Das hätte ich nicht tun sollen. Ich mache mit, aber unter einer Bedingung: Ihr müsst mich vor Manny schützen! Er ist ein großer Drogenboss, Kubaner. Wenn er herausfindet, was passiert ist, legt er mich um! Ich gebe euch alles, was ihr wollt; aber bitte schützt mich vor Manny!«

Jim lachte. »Wissen Sie, für wen Manny arbeitet?«, fragte er.

»Für ein kolumbianisches Drogenkartell?«

Jim schüttelte den Kopf. »Für das Team America!«, sagte er. »Er ist ein verdeckter Ermittler des FBI!«

»Oh, Scheiße!«, rief Speed aus. »Das gibt's doch nicht!«

Offenbar war er erleichtert. Er hatte keine Angst vor dem Gefängnis, der Staatspolizei, der DEA oder dem FBI. Er hatte Angst vor mir! Jetzt hatten wir ihn da, wo wir ihn haben wollten. Um sich selbst zu helfen, musste er uns helfen. Das ist ausgleichende Gerechtigkeit. Ich hätte einen Oscar für meine Schauspielkunst verdient gehabt, so sehr hatte er mich bestürzt, ihm mehr Geld zum Waschen zu geben. Ich erfand eine Ausrede nach der anderen – ich fahre nach Florida, meine Katze ist gestorben, mein Kind ist krank, meine Tante Maria braucht ein künstliches Hüftgelenk und so weiter. Aber jetzt war er zum Team America übergelaufen, und wir änderten das gesamte Drehbuch.

Darum ist es so wichtig, dass mich niemand für einen Angeber hält, wenn ich als verdeckter Ermittler arbeite. Man musste mich fürchten und respektieren ... und mögen. Wenn die Ganoven mich mögen, kommt die Furcht von selbst. Man fängt harmlos an und zieht die Schraube bei Bedarf

an. Man kann nicht anfangs hart sein und dann weich werden. Ich sagte immer zu Dealern: »Verwechselt meine Freundlichkeit bloß nicht mit Schwäche!«

Jetzt wurde Speed als kooperierender Zeuge Jim Eckel zugeteilt. Er stellte mich den Politikern von Atlantic City als Manny vor, einen großen Drogenhändler mit viel Geld zum Investieren. Ich schlug vor, noch einen Agenten am Fall zu beteiligen: Michael Grimm alias Mikey Suits, der meinen Geldwäscher und engen Mitarbeiter darstellen sollte. Mikey spielte einen Wall-Street-Investor, der Verbindungen zu der Mafia und Gangstern wie mir hatte. Prompt begann Speed, Treffen mit Stadträten in den Casinos von Atlantic City zu vermitteln.

Zuerst führten wir den Ratsvorsitzenden aus und zogen eine prächtige Schau ab. Wir gingen ins Restaurant Old Homestead im Hotel Borgata, amüsierten und entspannten uns, hingen einfach herum und plauderten über Finanzen, Politik, Frauen, Sport und vieles andere. Bei der nächsten Begegnung zog Mikey Suits die Stadträte beiseite. »Ich habe viele wählerische Klienten«, sagte er, »darunter Big Manny hier.«

Ich nickte nur. Mike ist mein Lieblingspartner, weil er das Reden selbst übernimmt.

»Wir wollen in Bader Field investieren«, erklärte Mikey, und sie nickten verständnisvoll.

Bader Field ist eine alte Landepiste in Atlantic City, ein sehr begehrtes Gelände, das demnächst neu erschlossen werden soll.

»Mein Problem ist, dass Manny niemanden in dieser Stadt kennt«, erklärte Mikey. »Er möchte mitmischen und braucht Freunde im Rathaus, die dafür sorgen, dass seine Gebote immer beachtet werden. Das ist unsere Wunschliste.«

Alle kapierten, was Mikey meinte. Ich verschwand für eine Weile, und Mikey Suits regelte das Finanzielle. Craig Callaway, Stadtrat in Atlantic City und Beamter in Camden, New Jersey, sowie Ramón Rosario, Stadtrat in Camden, bekamen Geld. Ich entschuldigte mich immer, wenn Mikey jemanden schmierte; danach gingen wir alle gemeinsam essen. Ramón und ich verstanden uns gut – er war Dominikaner, ich spielte einen Kubaner.

Bald informierten wir Craig darüber, dass wir FBI-Agenten waren, und er willigte ein, mit uns zusammenzuarbeiten und bei Besprechungen eine Wanze zu tragen. Auf diese Weise konnten Mikey Suits und ich noch tiefer in den Stadtrat eindringen und ein paar weitere Räte überführen, die das Gesetz brachen.

Callaway stellte sich als sehr schwieriger Mitarbeiter heraus. Einmal nahm er ohne unser Wissen ein Sexvideo auf. Um einen Kollegen im Stadtrat zu verführen, machte er sich die Mühe, ein Motelzimmer zu mieten, eine versteckte Kamera aufzustellen und eine junge Frau anzuheuern, die den Kollegen ins Motel lockte, wo sie mit ihm Oralsex hatte – genau vor der versteckten Kamera. Der Anwalt des Betroffenen behauptete später, Callaway habe mit dem Video und der Drohung, es zu veröffentlichen, den Rücktritt seines Mandanten erzwingen wollen.

Als wir diesen hübschen Fall richtig im Griff hatten, kam der Schock: Der Generalstaatsanwalt setzte das FBI unter Druck und verlangte, die Ermittlungen einzustellen. Soweit ich es mitbekam, sagte er: »Es ist genug. Ihr habt das Ende der Fahnenstange erreicht.«

Wir waren dagegen. Anstatt den Fall abzuschließen, wollten wir noch mehr Leute umdrehen und weitere korrupte Beamte schnappen.

Jim Eckel war ein hervorragender Agent. Er konnte Verdächtige so leicht umdrehen wie ein Koch seine Pfannkuchen. Aber der Generalstaatsanwalt gab nicht nach, aus welchen Gründen auch immer. Vielleicht wollten er und sein Stab positive Schlagzeilen mit der Verurteilung jener Leute machen, die wir bereits überführt hatten. Oder es war nichts weiter als die übliche Politik und Bürokratie. Wer weiß das schon. Auf jeden Fall mussten wir aufhören.

Alle Angeklagten erklärten sich in ihren Prozessen für schuldig und gingen ins Gefängnis. Was mich heute noch abstößt, ist nicht nur die Tatsache, dass sie sich überhaupt bestechen ließen, sondern auch, wie unfrozen sie waren. Wir trafen uns nicht bei Nacht und Nebel vor Lagerhäusern. Nein, die korrupten Politiker, mit denen Mikey Suits und ich es zu tun hatten, verabredeten sich mit uns dort, wo jeder sehen konnte, wie die Spitzenpolitiker ihrer Stadt das Brot mit Leuten brachen, die eigentlich nur Gangster sein konnten.

Wir waren nicht nur hinter ein paar bösen Politikern her. Wir wollten den Einwohnern von Atlantic City auch die kriminelle Kultur vor Augen halten, die sich in ihrer Stadt ausgebreitet hatte. Einige Ganoven wanderten damals in den Knast, und wir veränderten die politische Landschaft in Atlantic City.

KAPITEL 14

**»Wenn es Titten geregnet hätte,
dann hätte uns jemand einen Schwanz
über den Kopf gehauen«**

Dank des geschenkten Fingerrings und der Mitteilung, dass ich jetzt zur Gang des Alten gehörte, war ich plötzlich ein *connected guy*, ein Verbündeter der Mafia. Davon träumen manche Leute. Es war wie der Anfang des Films *GoodFellas*. Dort wächst Henry Hill in Brooklyn auf und beobachtet jeden Tag die gut gekleideten Mafiosi, die tolle Autos fahren und massenhaft Geld haben, obwohl sie nie etwas tun, was auch nur im Entferntesten wie Arbeit aussieht. Als Heranwachsender träumt er davon, einer von diesen Burschen zu sein – und genau das passiert. Die Filmfigur Hill ist nicht der Einzige. Zahllose Menschen, die in dieser Welt aufwachsen, träumen davon, eines Tages der Mafia anzugehören.

Im Grunde ist es wie ein Volltreffer im Lotto. Wenn man etwas vermurkst oder stiehlt, was ein anderer Mafioso haben will, wird man nicht umgelegt, nicht einmal vermöbelt. Man sagt einfach: »Ich gehöre zu Greg DePalma.« Das bedeutet, dass DePalma den Fall regelt – und solange jeder Geld verdient, lässt sich fast alles in Ordnung bringen, einerlei, was man verbockt hat.

Wäre ich ein echter Mafioso gewesen, hätte ich mich bei Straftaten sicher fühlen können. Angenommen, ich stehle einen LKW, und es stellt

sich heraus, dass er einer Spedition gehört, die unter dem »Schutz« von Vinny Bagadonuts, einem Capo des Lucchese-Clans, steht. Okay, dann hab ich's vermasselt. Dennoch werde ich weder umgebracht noch zusammengeschlagen. Stattdessen setzen sich Greg und Vinny zusammen. Das Ergebnis: Ich teile die Ladung oder den Gewinn mit Vinny oder gebe ihm alles zurück. Natürlich verlangt Greg seinen Anteil, weil er mein Capo ist. Und wenn der LKW gestohlene Waren im Wert von 100 000 Dollar geladen hat, können wir Vinny weismachen, wir hätten sie für weniger Geld verscherbelt, und den Rest selbst einstecken. Niemand hat Lust, wegen solcher Lappalien zu streiten! Sollen wir etwa vors Amtsgericht ziehen oder *Richterin Salesch* fragen?

Ich werde nie vergessen, was Greg zu mir sagte: »Wir verklagen einander nicht – wir bringen einander um!« Jeder nimmt sich, was er kriegen kann. Diebe sind Diebe, und sie bestehlen sich vor allem gegenseitig. Deshalb sind die Schlichtungsverfahren für die Mafia so wichtig – sie lösen Probleme, die man nicht der Polizei vortragen kann. Wenn jemand beispielsweise seine Schulden oder die Wucherzinsen auf seinen Kredit nicht zahlt oder seine Reviergrenzen überschreitet, setzen die Capos sich zusammen, um den Streit friedlich zu schlichten, damit alle auf ihre Kosten kommen. So etwas wie Ehre gibt es nicht unter Dieben. Wenn ein Ganove zum Beispiel behauptet: »Ich habe die Ware für 20 000 Dollar verscherbelt«, hat er sie mit Sicherheit für 50 000 Dollar verkauft. Und der andere weiß, dass es eine Lüge ist. Aber das spielt keine Rolle. Alle verdienen daran.

Für mich war es ein großer Vorteil, dass ich jetzt kein Erpressungsopfer der Mafia mehr war, sondern ein Teil der Truppe. Anstatt im Club herumzusitzen und zu warten, dass etwas passierte, erlebte ich nun aus erster Hand, was DePalma und seine Leute taten. Mein Status als verdeckter Ermittler ermöglichte es mir, viele initiierte Mitglieder der Mafia zu identifizieren, die noch nicht auf der Fahndungsliste des FBI standen. Ich konnte dem Büro berichten, wer die Capos und Soldaten waren, wer mit wem sprach und worüber sie sprachen. So sammelten wir Beweise gegen die Mafiosi, denen ich begegnete, und gegen die Leute, die sie in aufgezeichneten Gesprächen erwähnten.

Ich möchte jedoch klarstellen, dass ich mich nie an einem Verbrechen beteiligte und auch nie dabei war, wenn jemand getötet oder zerstückelt wurde. Vergessen Sie diesen Hollywood-Quatsch. Ich habe diese Grenze weder im Gambino-Fall noch in all den anderen Fällen überschritten, an denen ich für das FBI im Laufe der Jahrzehnte arbeitete.

Da ich jetzt Insider war, konnten wir Aufzeichnungsgeräte anfordern, die es uns ermöglichten, die Bewegungen der Verbrecher genauer denn je zu verfolgen. Auf diese Weise fand das FBI heraus, ob ich in Gefahr war, und das war ein enormer Vorteil. Wir verwanzten DePalmas Tisch im Pasta Per Voi, einem Restaurant in Port Chester, New York, in der Nähe der Grenze zu Connecticut. Dort traf sich Greg häufig mit Anthony Megale, dem Stellvertreter der Gambinos. Das Lokal gehörte Joe Fornino, einem altbewährten Verbündeten des Clans, den Greg möglicherweise zum Mitglied machen wollte. Man nannte ihn »Automaten-Joe«, weil er in ganz New York viele Spielautomaten in Restaurants aufstellte. Während Greg im Gefängnis war, schickte Joe ihm einzelne Speisen und sogar ganze Mahlzeiten. Greg bewirtete damit John Gotti jun. und die bestochenen Wachen, die für einsitzende Mafiosi die Regeln brachen. Jetzt speiste er in Joes Restaurant, damit »alles in der Familie« blieb und weil er nie bezahlen musste.

Unsere Aufzeichnungen im Pasta Per Voi waren sehr schlecht, weil die drei wie alle guten Mafiosi ein Radio laut aufdrehten, wenn sie etwas Wichtiges besprachen.

Aber das hielt uns nicht davon ab, eine Wanze in DePalmas Telefon zu verstecken. Ein Richter erlaubte uns aber nur, Gespräche zu belauschen, bei denen es um Straftaten ging. Private Gespräche waren tabu. Das zeigt, wie weit unsere Justiz geht, um die Rechte von Personen zu schützen, die ihr ganzes Leben lang kriminell waren und sich immer noch mit Ganoven treffen. Das Zimmer seines Sohnes im Pflegeheim hörten wir nie ab, auch wenn Zeitungen das Gegenteil behaupteten.

Manche Tage waren großartig – wir nahmen interessante Gespräche auf, deren Thema Kreditwucher, Körperverletzung und viele andere Straftaten waren. Ein andermal hörten wir gar nichts, weil Greg und sein Gefolge das Telefon im Auto ließen und sich draußen unterhielten. Das ist

FBI-Alltag: »Manchmal frisst du den Bären, und manchmal frisst er dich.« Ein Kollege pflegte zu sagen: »Heute hatten wir viel Pech. Wenn es Titten geregnet hätte, dann hätte uns jemand einen Schwanz über den Kopf gehauen.« Aber wir blieben am Ball. Wir hörten viele Anrufe ab und kannten seinen Terminplan jetzt viel besser.

Aber die Sache hatte einen kleinen Haken: Greg war ein zorniger, gewalttätiger Mann, der sein Telefon jedes Mal auf den Tisch knallte, wenn er etwas hörte, was er nicht hören wollte. Und jedes Mal, wenn das passierte, musste ich sein Handy durch ein neues, verwanztes ersetzen. Am Ende des Falles war ich mit dem Handyverkäufer per Du!

Nat und ich nutzten unsere Beziehung mit den Mafiosi kreativ. Jeder in New York weiß zum Beispiel, dass bei den Ausschreibungen für Bauvorhaben geschmiert wird. Kein Tropfen Beton wird irgendwo in der Stadt vergossen, kein Nagel wird in eine Wand geschlagen, ohne dass die Mafia mitmischte ... und mitverdient. Wir wollten ein Bauunternehmen gründen, um die Gangster der Bestechung zu überführen. Aber unsere Vorgesetzten lehnten ab. Das Haftungsrisiko sei zu hoch.

»Haftungsrisiko?«, fragte ich erstaunt. »Was meinen Sie damit?«

Dies war die Antwort, die sie mir gaben: »Stellen Sie sich vor, einer Ihrer Zementsilo-LKW stößt mit einem Schulbus zusammen, es kommt zu einer Explosion, und alle sterben. Dann wäre das FBI verantwortlich.«

»Habe ich recht gehört?«, fragte ich. »Wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, dass ein Zementsilo-LKW mit einem Schulbus zusammenstößt? Was ist, wenn ein Meteorit auf einen Schulbus stürzt? Soviel ich weiß, macht sich das FBI darüber keine Sorgen.«

»Nun ja, aber euer Zement könnte minderwertig sein. Dann gibt es Schadensersatzklagen, oder jemand könnte verletzt oder getötet werden.«

In New York nennt man Zement »italienisches Gold«. Die Mafia spart nie am Zement, denn das würde ihr nur Ärger einbringen. Wird manchmal schlechter Zement zum Bauen verwendet? Natürlich. Alles passiert irgendwann. Aber davor können wir uns mit Informanten und verdeckten Ermittlern schützen. Aber ein Rotlicht überfahren und auf einen Schulbus prallen? Minderwertiger Zement? Was soll das? Sagt doch einfach Nein, und wir wissen Bescheid!

Obwohl wir also kein Bauunternehmen gründen durften, wurde mein Leben allmählich echt kompliziert. Wie verrückt mein Leben in dieser Zeit war, illustriert das folgende Beispiel: Eines Tages aß ich mit Greg in Westchester zu Mittag. Dann fuhr ich nach Atlantic City zu mehreren Besprechungen im Fall Royal Charm. Gleichzeitig kümmerte ich mich dort um den Fall der korrupten Politiker, den ich im vorigen Kapitel beschrieben habe. Zudem erhielt ich einen Anruf aus Miami, bei dem es um einige bestechliche Polizisten in Hollywood, Florida, ging. Also buchte ich einen Flug vom Liberty-Flughafen in Newark aus, wo ich mein Auto parkte. Nach einigen Tagen in Hollywood flog ich zurück zum Kennedy-Flughafen, wo ich sicher landete. Als ich ankam, fiel mir ein, dass mein Auto in Newark stand. Also fuhr ich im Mietwagen nach Hause. Am nächsten Tag fuhr mich meine Frau nach Newark, um mein Auto zu holen, und hielt mir eine geharnischte Predigt über das Thema »Warum du diesen irren Beruf aufgeben musst«.

»Siehst du nicht, was du anrichtest?«, rief sie. »Du machst dich kaputt! Du weißt nicht mehr, wo dein Auto steht, und manchmal weißt du nicht einmal, wer du bist!«

Sie hatte recht. Ich jonglierte mit verschiedenen Identitäten für verschiedene Fälle und verbrachte nur die Hälfte meiner Zeit mit ihr und meiner Tochter. Und ich war immer in Gefahr.

Viele Kollegen arbeiten im Laufe ihres Berufslebens undercover – aber keiner war je an mehreren Fällen gleichzeitig beteiligt. Darum sage ich, dass die Agenten großartig sind; aber die wahren Helden sind die Frauen und Kinder, denn sie opfern am meisten.

Es ist eine Ironie – ich bin immer sehr vorsichtig und gut vorbereitet, ehe ich einen Fall anpacke. Ich informiere mich genau über die Kollegen, mit denen ich zusammenarbeite, über die Situation, in der ich mich befinde, über die Leute, denen ich begegne, und über meine Rolle. Nur im wahren Leben vergaß ich, mir eine gute Geschichte zurechtzulegen. Natürlich wurde ich bisweilen nach meinem Beruf gefragt.

Nun ja, wenn ich den Leuten dann erzählte, ich sei FBI-Agent, verdrehen sie die Augen und sagten: »Ja, klar!« Andererseits sollte nicht jeder wissen, dass ich beim FBI war, denn ich wusste ja nicht, wen die Leute

kannten und mit wem sie darüber sprechen würden. Darum dachte ich mir einfach Geschichten aus. Vor einem Nachbarn trat ich als Bauarbeiter auf, vor einem anderen als Immobilienmakler und vor einem dritten als Restaurantpächter. Das alles dachte ich mir spontan aus.

Meine Frau machte mir Vorhaltungen: »Als ich unsere Tochter zur Schule brachte, traf ich eine Bekannte und wusste nicht, was ich ihr sagen soll. Du hast ihr erzählt, du wärst Italiener, aber ihrem Mann hast du erzählt, du wärst Kubaner. Du brauchst eine Geschichte, die Hand und Fuß hat!«

Obendrein bat mich meine Tochter damals, mit ihr in die Schule zu gehen und ihrer Klasse zu erklären, welchen Beruf ich hatte. Das taten alle anderen Väter. Sie war sehr enttäuscht, weil ich ihren Wunsch unmöglich erfüllen konnte. Übrigens kannte sie nicht einmal meinen richtigen Namen, bevor sie sechs Jahre alt war. Wenn sie mir am Telefon zuhörte, war ich Hector, Antonio, José, Manny und so weiter – sie wusste nur, dass ich Papa war. Ja, ich investierte viel Energie in meine Rollen; aber ich hätte mich auch um eine Rolle im realen Leben bemühen sollen. Als wir in Manhattan lebten, merkten meine Nachbarn nur einmal, dass ich beim FBI war. Meine Frau und meine kleine Tochter wurden nämlich in der Nähe der UNO von einem Obdachlosen überfallen. Jetzt wohnten wir in einer Vorstadt, und ich fürchtete, meine Nachbarn würden herumerzählen, dass ich beim FBI war.

In Wirklichkeit sagten meine Nachbarn wohl: »Dieser Kerl ist der größte Schauspieler auf Erden!« Mein Aussehen, mein Verhalten und meine häufige Abwesenheit brachten sie auf die Idee, ich sei ein Fall für das Zeugenschutzprogramm. Ich war wie Steve Martin in *My Blue Heaven* – etwas stimmte einfach nicht mit mir. Heute sagen sie zu meiner Frau: »Wir hatten immer den Eindruck, dass Ihr Mann ein wenig sonderbar ist – gestern war er Italiener, heute ist er Kubaner, und morgen ist er halb Italiener, halb Kubaner.«

Daran konnte ich keinen Gedanken verschwenden; denn als DePalma mich in seine Gang aufnahm, änderte sich der Fall. Anfangs wollten wir nur herausfinden, welche Ganoven den Stripclub besuchten und was wir ihnen anhängen konnten. Aber jetzt ergaben sich völlig neue Aspekte. Als

Verbündeter DePalmas war ich Zeuge einiger, wenn auch längst nicht aller seiner Gespräche, bei denen es um die kriminellen Machenschaften des Gambino-Clans ging. Ich erhielt Informationen aller Art und hatte keine Ahnung, wohin das alles noch führen würde. Beim FBI fragten wir uns: »Wie können wir das alles noch steigern?«

Ich war kein initiiertes Mitglied der Mafia. Manche »Verbündete« werden nie aufgenommen, andere schlägt jemand zur Aufnahme vor, sofern sie loyal und lukrativ sind. Ich weiß, das ist Mafia-Einmaleins, aber ich erwähne es, weil Greg DePalma mich jetzt anderen Mafiosi als »mein Freund« vorstellen konnte. Das war ein Schritt über die Herzlichkeit hinaus, die unsere Beziehung bis dahin geprägt hatte; aber es war immer noch etwas anderes als eine Mitgliedschaft. Wäre ich initiiertes Mitglied gewesen, hätte Greg mich einen »Freund von uns« (*amico nostro*) genannt. Der Unterschied zwischen »mein Freund« und »unser Freund« war enorm, weil Mitglieder sich ganz offen unterhalten konnten. Diese Ebene hatte ich noch nicht erreicht. Im Grunde rechnete ich nie damit, als Mitglied vorgeschlagen zu werden. Ich machte mir weder Illusionen, noch erwartete ich, nach Joe Pistone der zweite Agent zu sein, dem die Cosa Nostra diese Ehre erweisen würde.

Als Teil von Gregs Gang musste ich meinen Tageslauf ändern. Er wollte seine Jungs jeden Tag sehen. Er wollte immer wissen, wo wir am Abend zuvor gewesen waren, denn er fürchtete, die Polizei werde uns festnehmen und umdrehen, was ihn und die ganze Gambino-Familie in Gefahr gebracht hätte. Wenn seine Jungs jeden Abend erreichbar waren, fühlte er sich sicher.

Meine Kontakte zu Greg wurden häufiger, und wir sprachen fast täglich miteinander. Das wurde immer anstrengender, weil Greg unbedingt Schmuck verschieben wollte. Am Telefon sprach er nur von »Trophäen«.

»Jackieboy«, pflegte er zu sagen, »ich brauche mehr Trophäen! Zum Teufel, wann bringst du mir mehr davon?«

Das machte mich fast verrückt.

Naked Truth war die perfekte Basis für meine Rolle, weil der Club/es mir die Gelegenheit verschaffte, Mafiosi aus allen fünf Familien zu treffen, nicht nur Gambinos. Das war eine hervorragende Kulisse für die anderen

Kriminalfälle, an denen das Büro arbeitete. Um meine Beziehung zu Greg voll zu nutzen, wollten meine Case Agents und ich zum Beispiel einen weiteren Kollegen in den Fall einführen: Mike Grimm alias Mikey Suits, der auch an den Ermittlungen gegen die korrupten Politiker in Atlantic City beteiligt gewesen war. In seinem Armani-Anzug und mit seinen Ferragamo-Schuhen sieht Mike wie ein Model oder wie ein Wall-Street-Broker aus. Er ist immer perfekt manikürt und rasiert. Frauen lieben diesen Burschen, der ein großartiger verdeckter Ermittler ist. Ich wusste, dass er ein Gewinn für meinen Fall war. Gleichzeitig würde sein Ansehen bei den Zielpersonen seiner eigenen Fälle steigen, wenn sie ihn in Gesellschaft von Gambinos wie Greg DePalma und Jack Falcone sahen. Damals arbeitete Mikey undercover an der Operation Wooden Nickel (Holznickel), einer umfangreichen Ermittlung gegen korrupte Devisenmakler in der Wall Street.

Also sagte ich zu DePalma: »Ich kenne da einen guten Mann, den du treffen solltest. Er hat eine Menge Freunde. Sie könnten dem Club viel Geld einbringen.«

»Na, dann bring ihn her!«, sagte DePalma.

Mikey Suits brachte 20 oder 30 Devisenmakler in Limousinen zum Club in der Bronx und befahl ihnen, einen guten Eindruck zu machen.

»Ihr werdet ein paar Leute treffen, die mit den Gambinos verbunden sind«, sagte er zu seinen Zielpersonen. »Mädchen, Alkohol – ihr kriegt alles, was ihr wollt. Aber denkt daran, ihr seid nicht in New York! Ihr seid in der Bronx, in einem Club der Mafia. Also benehmt euch respektvoll. Ihr werdet eine Menge Ganoven sehen. Wenn ihr euch nicht benehmt, könnte jemand zu Schaden kommen.«

Greg war in Hochstimmung, denn sie gaben viel Geld im Club aus. Auch die Männer waren begeistert, denn es war aufregend, mitten unter Mafiosi zu sein. Sie hatten keine Ahnung, dass sie auch mitten unter FBI-Agenten waren. Sie gaben das Geld mit vollen Händen aus, und DePalma war von mir entzückt.

»Großartige Arbeit, Jackie!«, sagte er.

Ich stellte ihm Mike vor.

»Mike«, sagte ich, »das ist Greg DePalma.«

Mike erwies ihm den gebührenden Respekt, dankte ihm für die Party und ging zu seinen Leuten zurück. Er spielte seine Rolle perfekt. Die Folge war, dass er einen guten Eindruck hinterließ. Der »Ausflug« mit seinen Wall-Street-Maklern kam seinen Ermittlungen zugute und hatte spürbar positive Auswirkungen auf meine.

Bald war ich Gregs Vertrauter. Nach seiner rätselhaften Trennung von Moray musste er eine Leere füllen: Fahrer, Geschäftspartner, bester Freund. Ich übernahm alle diese Rollen. Einige der Aufgaben waren ziemlich leicht. Zuerst wollte er den Mafiabossen einen kostenlosen Abstecher nach Las Vegas vermitteln. Außerdem schickte er mich in einen Club, den er erpressen wollte. Erst dann wurde es schwieriger. Er befahl mir, jemandem in die Kniescheiben zu schießen, weil er seine Schulden nicht rechtzeitig bezahlt hatte. Diesen Auftrag erteilte er mir eines Tages im Pflegeheim, in dem sein Sohn im Koma lag.

In meinen zweieinhalb Jahren bei den Gambinos fiel es mir besonders schwer, vor dem komatösen Craig DePalma Geschäfte abzuwickeln. Als Teenager hatte Craig zu den Tanglewood Boys gehört, einer Mafiagang auf dem Land. Sie bestand aus Söhnen von Mafiosi, die gemeinsam nördlich von New York aufgewachsen waren. Diese Jugendlichen begingen Straftaten und Selbstverstümmelungen aller Art und wurden irgendwann von der Mafia aufgenommen. Einige sagten, Craig sei nicht von Natur aus ein harter Bursche gewesen wie die anderen – nur weil die Tanglewood Boys und die Mafia hinter ihm standen, habe man ihn gefürchtet. Craig war ein Kind, das den Betrieb seines Vaters übernahm, aber nicht das richtige Händchen dafür hatte.

John Gotti schlug Craig DePalma Mitte der 1990er-Jahre zur Aufnahme vor, gleichzeitig mit Mikey »Scars« DiLeonardo und Nicky LaSorsa – sie waren im selben »Anfängerkurs«. Während der Aufnahmezeremonie für Craig geschah etwas Lustiges. Es ist Tradition, den Bewerber zu fragen: »Weißt du, warum du hier bist?« Und die Etikette verlangt, dass er mit Nein antwortet. Nun, John Gotti stellte Craig DePalma die schicksalhafte Frage, und Craig schaute ihn an und sagte: »Klar! Ich bin hier, um Mitglied zu werden!«

Greg lachte oft darüber. Es hörte sich an wie: »Ha, ha, mein Sohn – ein toller Hecht!«

Gotti und die anderen schüttelten den Kopf. Sie dachten wohl: »Was ist denn mit dem los?«

Im Jahr 1999 wurden Craig DePalma, sein Vater und John Gotti jun. wegen Erpressung und Mitgliedschaft in einer kriminellen Vereinigung zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. Drei Jahre später erklärte sich Craig bereit, mit der Staatsanwaltschaft zusammenzuarbeiten, überlegte es sich jedoch in letzter Minute anders. Sein Vater ließ ihm mitteilen, er habe furchtbare Schande über die Gambino-Familie gebracht, seinen Eid gebrochen und so weiter. Craig, der nie in der Mafia sein wollte, schämte sich so darüber, seinen Vater enttäuscht zu haben, dass er versuchte, sich in seiner Zelle zu erhängen. Er überlebte mit knapper Not, fiel aber in ein irreversibles Koma und lag von da an bewusstlos in einem Gefängnis Krankenhaus in Atlanta.

Hartnäckig wie immer bemühte sich Greg monatelang um eine Begnadigung seines Sohnes, und sechs Monate, bevor ich meine Arbeit am Fall Gambino aufnahm, hatte er Erfolg. Dann musste er sich überlegen, wo er Craig unterbringen sollte. Es gibt nicht gerade viele Einrichtungen für Dauerpflegefälle, die Mafiosi und Söhne von Mafiosi aufnehmen. Greg zog verschiedene Heime in New York und Florida in Betracht und entschied sich schließlich für das United Hebrew Geriatric Center in New Rochelle. Die Heimleitung wollte Craig nicht aufnehmen, aber Greg bestand darauf.

»Ich will nichts mit der Mafia zu tun haben!«, erklärte der Direktor.

»Wir sind nicht mehr wie früher«, versicherte Greg ihm mit einer Stimme, die Aufrichtigkeit und Reue ausdrückte. »Ich bin ein anständiger Bürger geworden, nachdem diese Sache mit meinem Sohn passierte. Ich verspreche Ihnen, dass wir niemanden stören werden.«

»Ich will nicht, dass die Mafia durch mein Haus geht!«, beharrte der Direktor. »Wir haben ältere Leute hier, und die brauchen ihre Ruhe.«

»Ich habe mit Kriminellen nichts mehr zu tun«, sagte Greg. »Die einzigen Besucher werden meine Frau und ich sein. Wir werden Ihnen nicht den geringsten Ärger machen. Sie haben mein Wort.«

Der Direktor gab nach und sollte es bald bereuen. Es dauerte nicht lange, und Greg hielt mit bis zu acht oder neun Mafiosi gleichzeitig Hof. Wir trafen uns dort und sprachen vor Craigs Körper über Geschäfte. Oder

wir trugen ihn auf einer Bahre ins Freie, damit er ein wenig frische Luft bekam. Craigs Zimmer wurde zu Gregs Büro. Squitieri, der niemanden in der Öffentlichkeit traf, kam einmal mit Baseballmütze und Baseballbrille ins Heim. Trotzdem gelang uns ein Beweisfoto. Dies war der unangenehmste Teil meines Jobs. Ich hasste es, ins Heim zu gehen, aber ich musste es fast jeden Tag tun.

Greg nahm im Pflegeheim viele Schutzgelder von Bauunternehmern und anderen Leuten in Empfang. Sie gingen direkt vor dem bewusstlosen Craig ihren Geschäften nach. Mal ordnete Greg Gewaltanwendung an, mal fragte er seinen Sohn fürsorglich: »Liegst du bequem? Soll ich dieses Video für dich einlegen? Siehst du Big Jack hier? Er wird bald einer von uns sein.«

Ich schaute mich um und dachte: Was für ein Leben ist das? Hier liegt Craig DePalma, den John Gotti persönlich initiiert hat und der zu Gottis Gang gehörte – aber kein Mafioso hat ihn jemals besucht. Sie kamen nur, um mit Greg übers Geschäft zu reden. Wo ist dieses enge Band, von dem die Mafia schwärmt? Es hält nur so lange, wie man zusammen im Restaurant sitzt, Chianti kippt und sich am Kalbfleisch labt. Danach geht jeder seinen eigenen Weg. Es war entsetzlich, ins Pflegeheim zu gehen und Greg bei seinen Geschäften zuzusehen. Die alten Leute im Heim waren krank und in kläglichem Zustand, aber das kümmerte Greg nicht.

Warum muss ein Mafioso sein Kind zu einem Leben in der organisierten Kriminalität verdammen? Greg hätte seinen Sohn aus dem Spiel lassen sollen. Stattdessen sorgte er dafür, dass Craig in die Mafia aufgenommen wurde. Die Leute mochten sagen: »Was für ein guter Vater! Er besucht seinen Sohn jeden Tag.« Aber ein wirklich guter Vater hätte es nie so weit kommen lassen.

Gregs Frau warf ihm vor, ihren Sohn in die Mafia hineingezogen zu haben. »Du hast ihm dieses Leben aufgezwungen!«, sagte sie vor mir und vielen anderen. Damit meinte sie, dass Craig nicht im Koma liegen würde, wenn Greg ihn in Ruhe gelassen hätte. Immer, wenn Greg liebevoll zu Craig war, fragte ich mich, ob er das tat, weil Craig sein Sohn war, oder weil Craig Mafioso war.

Wie dem auch sei, als ich eines Tages ins Heim kam, fiel mir auf, dass Greg vor Wut kochte. Schon im Flur hörte ich ihn wüst schimpfen.

Ich ging ins Zimmer und traf Greg mit Neil Delieto an, einem Verbündeten der Gambinos, dem eine Baufirma gehörte.

»He, Greg, ist alles in Ordnung?«, fragte ich und gab ihm wie immer einen Kuss.

»Dieser Mistkerl Joe Blow schuldet mir Geld«, sagte Greg.

Greg hatte mit »Joe« irgendein Geschäft abgeschlossen. Joe musste Neil Geld geben, und Greg sollte davon seinen Anteil bekommen. Ich kannte die Einzelheiten nicht, weil Verbündete ihren Vorgesetzten keine Fragen dieser Art stellen.

»Jack, ich will, dass du diesem Schweinehund in die Kniescheiben schießt«, fauchte Greg.

Ich wusste, dass er wütend war – immer wenn er derart tobte, wusste man, dass jemand dafür bezahlen musste.

»Greg, was hast du gesagt?«, fragte ich und versuchte, meinen Schrecken zu verbergen. Ich machte mir Sorgen, aber ich erinnere mich auch daran, wie erfreut ich war, weil er mir so sehr vertraute, dass er mir einen solchen Auftrag gab. Ich befand mich in einer Subkultur, die sich vom Rest der Welt unterschied. Wenn der Capo einen Befehl erteilt, dann hat er einen guten Grund dafür. Denken Sie an Luca Brazi in *Der Pate* – er nickte nur, ging weg und brachte jeden um, den er umbringen sollte.

Eines durfte ich in meiner Rolle als Mitglied in Gregs Truppe niemals tun: jemanden verletzen oder gar töten. Aber wenn ich zu viele dieser Aufträge abgelehnt oder zu oft nach einer Ausrede gesucht hätte, wäre es mir sehr schlecht ergangen, und ich hätte die ganzen Ermittlungen gefährdet.

»Ich will, dass du diesem verdammten Joe Blow in seine verdammten Kniescheiben schießt!«, wiederholte Greg. »Er schuldet uns Geld!«

Ich kannte Joe Blow. Ich hatte ihn schon einmal getroffen. Er war nur ein junger Geschäftsmann, ein harmloser Kerl. Ein Zivilist.

»Okay, Greg«, sagte ich, »was immer du willst.«

Ich zögerte die Sache hinaus, bis es nicht mehr anders ging. Wie sich herausstellte, schuldete Joes Firma dem Bauunternehmer namens Neil Delieto, der für Greg arbeitete, kein Geld. Greg folgte seiner Mafialogik: Da Joe seinen Mann nicht als Subunternehmer beteiligte, schuldete er Neil die 30 000 Dollar, die Neil verdient hätte. Das waren also Joes »Schulden«.

Eines Tages erfuhr ich von den Jungs im Stripclub, dass Joe in einem Restaurant in Yonkers zu Mittag aß. Ich durfte ihn nicht erschießen oder zusammenschlagen. Also musste ich einen Weg finden, den Fall ohne Gewalt zu lösen ... ohne Gregs Verdacht zu erregen.

Als Joe mich hereinkommen sah, wusste er genau, warum ich da war. Die Leute wussten, dass ich Gregs Mann war. Joe erbleichte. Stellen Sie sich vor, ich gehe auf Sie zu, um Sie zu erschießen oder Ihnen ein Bein zu brechen. Selbst einem Mafioso konnte der Appetit vergehen, wenn er mich mit tückischem Grinsen auf sich zukommen sah!

Doch anstatt ihn umzulegen oder ihm in die Knie zu schießen, sagte ich zu ihm: »Hör zu, wir haben da ein Problem. Wie können wir diese Sache mit Greg lösen? Er ist richtig sauer auf dich. Aber ich mag dich, und ich weiß, dass du nichts auf dem Kerbholz hast.«

Joe war froh, dass er immer noch atmen konnte. »Ich schulde Delieto kein Geld«, sagte er.

»Tja«, erwiderte ich, »Greg ist anderer Meinung. Wie können wir dieses Problem lösen?«

»Ich habe Delieto nicht als Subunternehmer vorgeschlagen, weil mein Partner ihn nicht leiden kann. Übrigens ist der Bruder meines Partners ein FBI-Agent.«

Das war alles, was ich hören musste. Das war für mich ein vorzüglicher Grund zum »Aussteigen«. Wer mit der Justiz zu tun hat, ist in der Welt der Mafia fast unberührbar.

»Pass auf dich auf«, warnte ich Joe. »Es ist so, wie es ist. Ich werde Greg informieren und versuchen, ihn zu beruhigen.«

Ich ging zu Greg DePalma zurück.

»Hast du mit dem Schweinehund gesprochen?«, fragte er.

Ich nickte. »Hab herausgefunden, dass sein Partner einen FBI-Agenten in der Familie hat.«

»Dieser Mistkerl!«, sagte Greg abschätzig.

»Willst du dich mit dem FBI anlegen?«, fragte ich. Natürlich tat er das bereits, weil er mit mir herumhing; aber das wusste er damals nicht!

Zu meiner großen Erleichterung sprach Greg mich nie mehr auf diese Sache an. Doch sechs Monate später erzählte er mir voller Freude, sein

Schlägertrupp habe Joe Blow auf einer Baustelle ordentlich verprügelt. »Sie haben es diesem Bastard gezeigt!«, berichtete er zufrieden.

Ein andermal befahl er mir mitzukommen und »diesem verfluchten Kerl die Fresse zu polieren, der mich wegen eines Versicherungsanspruchs beschimpft«.

Also besuchten Greg und ich den Mann bei dem Autohändler, für den er arbeitete. Das war eine heikle Sache. Greg wollte ihn zusammenschlagen, und ich hätte das verhindern müssen. Als FBI-Agent durfte ich bei einer Körperverletzung nicht einfach zusehen. Das hätte womöglich das Ende des Falles bedeutet. Zum Glück war nur der Sohn des Gesuchten anwesend – göttliche Vorsehung, dachte ich. Greg schrie den Jungen eine Weile an, aber wenigstens wollte er ihn nicht schlagen.

»Dein alter Herr muss sich bei Greg entschuldigen«, sagte ich so furchterregend wie möglich. »Vergiss nicht, es ihm zu sagen!«

Das war alles, Gott sei Dank.

Ein anderer Auftrag war, mit einem Baseballschläger zu einem Typen zu gehen, der nicht Spuren wollte.

»Jack«, sagte er, »hier steht, welches Auto er fährt, in welches Fitnesscenter er geht und wie er zur Arbeit fährt. Nimm einen Baseballschläger und kauf ihn dir!«

Irgendwie gelang es mir, auch diese Prügel abzuwenden. Wurde ich auf die Probe gestellt? Oder bekam ich einfach deshalb solche Aufträge, weil ich jetzt zum Team gehörte? Ich werde es nie wissen. In solchen Situationen behauptete ich immer, der Typ sei nicht da gewesen, er sei auf der Flucht oder ich hätte ihn verpasst. Aus irgendeinem Grund forschte Greg nie genauer nach.

Wie alle anderen bei der Mafia war Greg heuchlerisch, was Drogen anbelangte. Einmal sagte er zu mir: »Jack, du musst mir versprechen, dass du keinen Stoff verkaufst. Tu, was du willst, aber das nicht. Es verstößt gegen die Regeln. Wenn du dich mit diesem Dreck einlässt, bringst du dich und mich um, ist das klar? Handelst du mit Drogen?«

»Ich hab's mal getan, Greg, aber –«

»Ist mir scheißegal, was du getan hast«, unterbrach er mich. »Mich interessiert nur, was du jetzt tust.«

Ich versicherte ihm, dass ich solche Geschäfte schon vor langer Zeit aufgegeben und nichts mehr mit Drogen zu tun hätte. Aber wir wussten beide, dass ich log. Wie sonst hätte ich das Geld verdienen sollen, das ich anscheinend hatte? Was für eine Heuchelei.

Eines Tages stellte sich die Frage, ob die Familie Greg vom Capo zum Stellvertreter befördern würde. Kollegen in Bridgeport, Connecticut, hatten Megale wegen eines Drogendelikts verhaftet, und nun sprach Greg immer wieder davon, dass er vielleicht der neue Stellvertreter sein werde.

Greg war hin und her gerissen. Sein Leben lang war er über den Rang eines Capos nicht hinausgekommen, und jetzt war er 73 Jahre alt. Als Stellvertreter hätte er viel mehr Geld verdient, denn viel mehr Leute hätten an ihn abgedrückt: alle 26 Capos des Gambino-Clans (auf der FBI-Liste standen nur 21), alle Soldaten und alle Verbündeten. Andererseits fürchtete er, dass diese Beförderung ihn schnurstracks zurück ins Gefängnis bringen würde.

»Sie haben nicht sehr viele erfahrene Leute«, erzählte er mir und fügte hinzu, es gebe nur wenige andere Bewerber für diesen Posten. »Aber ich will ihn nicht. Er ist zu auffällig. Ich will nicht mehr in den Knast. Ich spiele nur mit dem Gedanken, weil sie so viel Blödsinn machen.«

Mit anderen Worten, Greg regte sich über die geringe Qualität der modernen Mafiosi so auf, dass er sogar erwog, das Risiko einer Verhaftung in Kauf zu nehmen, um neue und bessere Ganoven zu rekrutieren.

Dank der aufgenommenen Gespräche, deren Zeuge ich war, und der Aufzeichnungsgeräte, die wir wegen meiner Tätigkeit als verdeckter Ermittler bekommen hatten, konnten wir eine Anklage nach der anderen gegen Mitglieder des Gambino-Clans vorbereiten, von Squitieri und Megale bis hinunter zu den Capos, Soldaten und Verbündeten. Wir hatten meine aufgezeichneten Gespräche mit Greg und den anderen Mafiosi, wir hatten Wanzen an verschiedenen Orten, an denen sie sich versammelten, und wir hatten Wanzen in ihren Handys. Es war ein wahrer Schatz an belastenden Aussagen und Besprechungen. Der Fall war so groß geworden, dass Nat einen zweiten Case Agent einbrachte: Chris Munger, einen unermüdlichen Kollegen, der die Tanglewood Boys ausgeforscht hatte. Nat und Chris arbeiteten ohne Unterlass mit dem Generalstaatsanwalt zusammen, um

aus dem Rohmaterial der Aufzeichnungen Beweise gegen die Mafiosi zu schmieden.

Die Liste von denjenigen, die wir eines Tages festnehmen wollten, wurde immer länger. Dies war der beste Fall, an dem ich je gearbeitet hatte – die Zahl der Gangster, gegen die wir wasserdichte Beweise sammelten, nahm buchstäblich kein Ende. Die einzige Frage war, ob das FBI den Mut hatte, den Fall so lange durchzuhalten, dass wir optimale Ergebnisse erzielen konnten ... und ob ich meine wahre Identität so lange geheim halten konnte, dass ich unter den Mafiosi überlebte.

KAPITEL 15

»Wenn du das Loch hast, dann hast du das Gold«

Wie verdient die Mafia Geld? Lassen Sie mich ihre Methoden aufzählen.

Besonders aktiv war und ist sie im Baugewerbe. Das ist die logische Folge des ersten newtonschen Gesetzes: An allem, was in New York City gebaut oder abgerissen wird, ist die Mafia beteiligt.

Greg DePalma liebte Erde. Als Mafioso und Geschäftsmann wusste er, dass man mit Erde Geld verdienen kann. Wenn gebaut wird, muss man Erde ausheben und irgendwo anders hinbringen. Und wer beides tut, verdient doppelt. Darum waren Bauvorhaben für Greg ein Dauerthema. Er sprach ständig über große und kleine Projekte, die es ihm ermöglichten, Erde auszubuddeln, Erde zu verkaufen, Erde zu lagern, seine Leute in der Gewerkschaft unterzubringen, obwohl sie am Arbeitsplatz nie auftauchten, Material zu verkaufen oder einfach die zwei Prozent Mafiasteuer einzutreiben. Hätte uns jemand beim Mittag- oder Abendessen zugehört, hätte er uns nicht für Kriminelle, sondern für Bauunternehmer gehalten.

Gregs Erfolge im Baugeschäft führten dazu, dass er Capo wurde. John Gotti, der berühmte Gambino-Boss, beförderte Greg in den 1990er-Jahren als Belohnung dafür, dass er die DeFoe Corporation, die in New York und Umgebung viel Geld im Autobahnbau verdiente, unter den »Schirm« des Clans gebracht hatte. Greg erhielt häufig Umschläge mit Bargeld von John Amicucci, dem Präsidenten von DeFoe, den er »Daffy Duck« nannte.

DeFoe war ursprünglich mit der Familie Genovese verbunden, aber DePalma konnte die Verantwortlichen dazu überreden, ins Lager der Gambinos zu wechseln. Deswegen wurde er Capo. Angeblich bot er Amicucci sogar die Mitgliedschaft im Gambino-Clan an, was Amicucci respektvoll ablehnte. Amicucci wurde wegen illegaler Lohnzahlungen angeklagt; aber im Jahr 2006 sprachen ihn Geschworene am Bundesgericht in Manhattan nach zweitägigen Beratungen in allen Punkten frei.

Eines der größten Projekte auf Gregs mentalem Reißbrett betraf den Golfplatz Van Cortlandt in der Bronx. (Wer Mitte der neunziger Jahre dort spielte, erinnert sich vielleicht an den verlassenen Buick links neben dem siebten Fairway.) Die Stadt plante, dort eine unterirdische Wasseraufbereitungsanlage zu bauen. Dafür musste man die Erde des Golfplatzes abtragen, die Anlage bauen und die Erde zurückbringen. Besser hätte es für Greg DePalma nicht laufen können.

Aber diesmal hatte er Pech. Eine Bürgerbewegung protestierte gegen das Vorhaben. Ältere Leute klagten, sie hätten nicht fünf Jahre Zeit, um auf die Wiedereröffnung des Golfplatzes zu warten. Es kam immer wieder vor, dass beschlossene Projekte von Bürgerinitiativen gestoppt oder verzögert wurden. »Mann, ihr habt keine Ahnung, wie viel Geld wir damit verdienen werden!«, sagte Greg vergnügt, wann immer ein aufgeschobenes Projekt wieder aktuell wurde. Das Wort »wir« benutzte er immer für künftige Vorhaben, die noch in seinem Kopf spukten. Sobald das Projekt real wurde, verschwand das »wir«. Dann ging es nur noch um Greg und die Gambino-Bosse. Die Umschläge wurden immer herumgereicht, aber für die Gang blieb nichts übrig. So war es eben – die Leute am Ende der Nahrungskette bekamen nichts.

Bevor Greg wegen Erpressung ins Gefängnis kam, lebte er in seinem schönen Haus in Scarsdale wie ein König. Als er entlassen wurde, mietete er ein Apartment mit zwei Schlafzimmern und Standardgarten in Tuckahoe, New York. Er musste Rechenschaft über seine Ausgaben ablegen, wenn er sich mit seinem Bewährungshelfer traf – Miete, Telefon, Strom. Das war eine Bewährungsauflage. Er konnte sich bei diesen Treffen nicht einmal gut anziehen, weil man ihn sofort gefragt hätte: »Woher kommt das Geld für diese Klamotten?« Insofern lebte auch er undercover – gegenüber

den Cops. Manchmal nahm er diese Einstellung mit in die Welt der Mafia und klagte, er sei bankrott – sogar vor mir.

Damit zog ich ihn gerne auf. Ich neckte ihn wegen des Mineralwassers aus Norwegen, das er bevorzugte, und dafür, dass jeder Quadratzentimeter seines Hauses mit (gefälschten) Fanartikeln und (gestohlenen) Kunstwerken bepflanzt war. In seiner Küche standen etliche Kisten, gefüllt mit Wasser, Limonade und Nahrungsmitteln aller Art, mit vielen Dingen, die von irgendwelchen LKW gefallen waren. Besonders gerne trank er Voss-Wasser, ein sehr teures norwegisches Wasser aus einem artesischen Brunnen. Eine Kiste mit 24 Flaschen kostete über 43 Dollar.⁷ Warum wollte ein Kerl, der rauchte wie ein Schlot und fraß wie ein Schwein, unbedingt so reines Wasser trinken? Weil es ihn nichts kostete.

Mit den vielen Kisten sah Gregs Haus wie ein Lager aus. Einmal rief sein Bewährungshelfer seine Frau an, die ihm Gregs Handynummer gab. Greg ärgerte sich sehr darüber – offiziell konnte er sich kein Handy leisten, nicht mit dem Geld, das er angeblich verdiente. Er lebte sehr einfach für einen Mann, der als Capo des Gambino-Clans neue Energie getankt hatte und riesige Geldbeträge scheffelte.

Wie viel Geld er verdiente? Wenn ich an die vielen Umschläge denke, die ich sah, an alle seine Gaunereien – Erpressung, Glücksspiel, Kreditwucher, Gewerkschaftsaktivitäten und vieles andere –, dann schätze ich ganz vorsichtig, dass er innerhalb von sechs bis neun Monaten nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis jeden Monat 25 000 Dollar steuerfrei einnahm. Das summiert sich auf über eine Viertelmillion Dollar im Jahr und beweist, wie verbissen Greg kämpfte, um seinen Status in der Gambino-Hierarchie zurückzuerobern und Geld zu verdienen.

Als Capo fiel ihm alles zu. Jeder Bauunternehmer, der unter seinem »Schutz« stand, zahlte ihm zwei Prozent, und zwei Prozent von zahlreichen Bauprojekten in New York summieren sich schnell. Justizbehörden schätz-

⁷ Das Tafelwasser von Voss stammt aus einer Wasserschicht, die »in der unberührten Wildnis von Mittelnorwegen jahrhundertlang unter Eis und Fels geschützt lag ... Die verblüffenden zylinderförmigen Packungen von Voss haben sich schnell einen hervorragenden Ruf und einen bedeutenden Anteil am Markt für Tafelwasser erworben«, lesen wir bei www.voss.com.

ten, dass die zwei Prozent Mafiasteuer auf Bauvorhaben in New York mehr als zehn Millionen Dollar in die Kasse des Gambino-Clans spülten.

Je mehr Zeit ich mit DePalma verbrachte, desto selbstsicherer spielte ich meine Rolle. Ich war dabei, das Unvorstellbare zu erreichen; denn ich verkehrte als Verbündeter, als Mafioso-Praktikant unter echten Mafiosi. Die Folge war, dass meine wahre Persönlichkeit erst recht zum Ausdruck kam. Ich bin von Natur aus ein geselliger Mensch, der sich gerne amüsiert. Vermutlich akzeptierte mich der Alte deshalb so schnell. Ich weiß nicht, ob ich mich je vor ihm fürchtete. Auf jeden Fall respektierte ich ihn, weil er seine Pflichten als Gambino-Capo sehr ernst nahm. Doch als unsere Freundschaft enger wurde, konnte ich manches tun, was meiner Persönlichkeit wirklich entsprach. Ich umarmte ihn, alberte mit ihm herum und zog ihn ein klein wenig auf. Und ich weiß, dass er das liebte. Ich weiß, dass er mich liebte.

Ich befand mich unter seinem Schirm, in seinem Kreis; doch selbst innerhalb unserer Gruppe gab es eine Hackordnung. Wenn Greg sich mit einem Initiierten unterhielt, flüsterte der ihm direkt ins Ohr, sodass wir nicht zuhören konnten. Manchmal konnte man den Eindruck haben, als knabbere der Typ an ihm und flüstere ihm süße Worte ins Ohr! Oder sie gingen an einen anderen Tisch oder sogar hinaus. Dann fühlten wir anderen uns wie die zweite Wahl. Wir wollten so gerne dabei sein! Es war verführerisch. Wenn wir von einem Gespräch auf diese Weise ausgeschlossen wurden, dachten wir: Ich bin auch nicht anders als diese Penner! Warum sind sie Greg so nahe, und warum bin ich es nicht? Ich dachte, ich hätte einen besonderen Draht zu ihm! Aber das war nicht so wichtig. Solange ich nicht initiiert war, waren bestimmte Gespräche für mich tabu, und das musste ich akzeptieren.

Greg verstand es meisterhaft, Menschen zu manipulieren. Er konnte weinen, flüstern und den Zustand seines Sohnes, seinen Geldmangel oder die Beschlagnahme seines schönen Hauses in Scarsdale beklagen – je nachdem, was bei seinem Gesprächspartner wirkte. Doch sobald er sie unter seinem Schirm hatte, war das Spiel vorbei. Er saugte sein Opfer aus. Wenn er mit einem Unternehmer sprach, mit dem er Geschäfte machen wollte, glich er einem Fußballspieler, der mit einem weiblichen Fan ausgehen will.

Er war verführerisch, herzlich und charmant. Er war ein Mann, mit dem Männer gerne herumhängen. Ich beobachtete immer wieder, dass er allen Leuten alles aufschwätzen konnte.

Andererseits habe ich nie einen Menschen getroffen, der ein so hitziges Temperament hatte wie Greg. Er brauchte nur einen Herzschlag, um vom Schmeichler zum Finsterling zu werden. Wenn er süß wie Honig war und jemand den Namen einer Person erwähnte, die ihn geärgert oder nicht schnell genug gezahlt hatte, änderte sich seine Laune sofort. Dann ließ er eine wahre Schimpfkanonade vom Stapel: »Verflucht soll er sein! Den knöpfe ich mir bald vor!«

Allmählich lernte ich, wie ich Greg beeinflussen konnte. Ich wusste, wann er Streicheleinheiten brauchte und wann ich den Mund halten musste. Dieses Gespür verdankte ich den Rollen, die ich als verdeckter Ermittler gespielt hatte. Greg merkte, dass ich mich seinen Stimmungen anpasste, und das festigte unsere Beziehung noch mehr.

Das andere häufige Thema bei Gregs Besprechungen mit den Bossen war die mangelnde Eignung der neuen Mafiamitglieder. Greg zog jedes Mal gegen sie vom Leder – ihm gefielen weder die neuen Mitglieder noch die Kandidaten. »Ich habe eine Liste der Bewerber gesehen«, knurrte er. »Das sind doch alles Versager, Mülltonnen.« Er fand, die Männer hätten keine Erfahrung, sie seien nicht lange genug an der Front gewesen, um Vollmitglieder zu werden. Sie hätten nicht hinreichend bewiesen, dass sie tüchtige Kerle seien, die Geld herbeischaffen können. Vielleicht waren sie kurze Zeit im Knast gewesen oder hatten ein paar krumme Dinger gedreht. Wie dem auch sei, für Greg waren sie unwürdige Nachfolger der Ehrenmänner, denen er jahrzehntelang in der Mafia gedient hatte. Sie waren nur Kinder.

Im Grunde verstand ich ihn sehr gut – ich hatte das gleiche Problem mit einigen meiner unerfahrenen Vorgesetzten beim FBI! Meine Case Agents Nat Parisi und Chris Munger waren großartig; aber ich hatte andauernd Streit mit den höheren Rängen, die echte, lebendige Kriminelle kaum zu Gesicht bekamen. Im Büro wurde sogar darüber gesprochen, die gesamten Ermittlungen abubrechen. Das trieb mich zum Wahnsinn.

Greg konnte fast jede Situation zu seinen Gunsten wenden. Er hatte beispielsweise gehört, dass Louis Filippelli ein Restaurant in der Nähe des Rao

eröffnen wollte. Das Rao liegt an der Ecke Pleasant Avenue und 114. Straße in East Harlem, einem traditionell italienischen Viertel. Da dieses Lokal immer das Lieblingsrestaurant der Mafiosi gewesen war, ist es fast unmöglich, dort einen Tisch zu bekommen. Frankie »No« Pellegrino, der Eigentümer, erhielt seinen Spitznamen, weil er immer Nein sagte, wenn ihn jemand fragte, ob ein Tisch frei sei oder ob er einen reservieren könne.

Der Gedanke, nicht weit vom Rao ein weiteres italienisches Restaurant zu eröffnen, war für einen Geschäftsmann durchaus vernünftig. Greg entwickelte einen brillanten Plan. Er sprach mit einem Mann, den wir Tommy nennen wollen, einem ehemaligen Angestellten bei Scores. Greg hatte ihn kennengelernt, als er diesen Club erpresst hatte. Tommy war damals ebenfalls verhaftet worden und arbeitete jetzt bei einem Rundfunksender in New York. Greg sagte ihm, er wolle eine Menge kostenlose Werbung für das neue Restaurant haben. Das ermöglichte es ihm, zu Louis, dem Initiator des Restaurants, zu gehen und zu sagen: »Schau mal, was ich für dich getan habe! Ich habe dir all diese kostenlosen Werbeminuten besorgt!« Das war typisch Greg DePalma – sein Einsatz kostete ihn nichts, ein anderer zahlte die Rechnung, er wurde wegen seiner Großzügigkeit gelobt und obendrein fühlte er sich berechtigt, kostenlos im Restaurant zu essen, wann immer es ihm beliebte. Natürlich stieg dadurch auch sein Ansehen bei den Gambinos.

Das einzige Problem war, dass Tommy nichts mit Greg, dem Restaurant oder geschenkter Werbezeit zu tun haben wollte. Das machte Greg wütend; denn er fürchtete, vor Louis das Gesicht zu verlieren, dem er bereits unaufgefordert seine Hilfe angeboten hatte.

»Geh zu diesem Schwanzlutscher«, befahl mir Greg, »und zieh ihm mit einem Baseballschläger eins über die Rübe!«

»Alles klar, Greg«, sagte ich, und schluckte schwer. »Was immer du willst.«

Ich kannte Tommy. Er war ein netter Kerl, und er wusste, wer ich war. Da wir gemeinsame Freunde hatten, durfte ich mich vor ihm nicht blicken lassen. Der Fall wäre sofort zu Ende gewesen, wenn er jemandem erzählt hätte, dass ich verdeckter Ermittler war. Ich ging ihm aus dem Weg, obwohl ich Greg immer wieder versicherte, ich sei ihm hart auf den Fersen.

Greg hatte viele Männer, die für ihn Gewaltakte verübten, doch selbst in den 1970ern scheute er sich nicht, jemanden persönlich zu ohrfeigen. Der Eigentümer eines Bauunternehmens haute DePalma einmal übers Ohr, und Greg tobte vor Wut. Eines Abends sah er ihn bei einem Essen. Greg ging zu ihm und schlug ihm voll ins Gesicht. Der Mann schrie regelrecht: »Greg, bitte tu mir nicht mehr weh!«

An dieser Geschichte weidete Greg sich monatelang.

»Dem habe ich eine gescheuert«, grollte er. »Dieser Kerl respektierte mich nicht. Ich hab ihm gesagt: Dafür wirst du bezahlen!«

Wir kannten auch einen ehemaligen Bodybuilder, der jeden das Fürchten lehrte, wenn er ihn nur schief ansah. Greg ließ sich nicht im Geringsten von ihm beeindrucken. Der Mann wollte in einem Stripclub Ärger machen; aber Greg brachte ihn sofort zum Schweigen.

So hart Greg auch war, er respektierte sein Leben lang die Traditionen der Mafia. Eine davon verlangt, dass der Boss alles bekommt, was er haben will. Greg erzählte mir oft die Geschichte von seinem schönen Jaguar XJ12. Eines Tages waren er und John Gotti zusammen in Pennsylvania, und John sah das Auto. Gotti war damals der Boss der Gambino-Familie, Greg nur ein Capo. Der Wagen gefalle ihm sehr, sagte Gotti.

»O nein!«, pflegte Greg zu sagen, wenn er davon erzählte. »Was sollte ich tun? Ich gab ihm die Schlüssel.«

Nach Gregs Erinnerung sagte John Gotti: »Was soll das?«

»Ich schenke ihn dir«, erwiderte DePalma, der die Tränen nur mühsam unterdrückte. Sein geliebtes Auto war verloren.

»Nein, das kann ich nicht annehmen«, erklärte Gotti; aber er meinte es nicht ernst. Greg hatte recht: »Was soll man machen – dem Boss eine Rechnung schicken?«

Dennoch kannten Gregs Finanzen nur einen Weg: aufwärts. Er achtete immer darauf, an die Bosse abzudrücken, vor allem Geld, das nicht ihm gehörte. Ich war sehr oft dabei, wenn Leute Greg einen Umschlag überreichten, der prall mit Bargeld gefüllt war. Es handelte sich um Schutzgeld oder um seinen Anteil an einem Coup, einem Kreditwucher oder einem Glücksspiel. Greg nahm nie Geld heraus und sagte: »He, Jackieboy, das ist für dich.« Er steckte alles, was er bekam, selbst ein, abgesehen vom Anteil der Bosse.

Es ist ganz einfach: Je mehr Geld ein Mitglied abdrückt, desto wertvoller ist es für die Mafia. Ein lukrativer Mafioso muss nur bei schweren Verstößen gegen die Regeln der Organisation mit Strafe rechnen. Da er viel Geld einbringt, sitzt er näher am Thron. Sein Capo oder Boss arbeitet enger mit ihm zusammen und macht ihn zu seinem Vertrauten. Die beste Analogie, die mir einfällt, ist der College-Football. Die Spieler des Ohio State College haben kleine Kastaniensymbole an den Helmen. Warum? Weil ein Helm voller Aufkleber Respekt einflößt. Nun, Capos wie DePalma bemühen sich, so viel Geld wie möglich einzunehmen und an die Bosse zu zahlen; denn eines Tages sind sie vielleicht selbst ganz oben und wollen Geld verdienen. Sie wollen Macht und Respekt.

Greg DePalma zu kennen war sehr einträglich. Die meisten Leute denken dabei an Schutzgeld. Aber die Opfer bekamen auch etwas für ihr Geld. Erstens hatten sie keine Wahl. Was hätten sie tun sollen? Sie konnten die Zahlung verweigern und die Polizei einschalten; aber sie waren nicht dumm. Sie arrangierten sich lieber mit der Mafia und nutzten dann ihre neue Verbindung, um das Geschäft anzukurbeln.

»Siehst du den Typen dort drüben?«, hieß es dann, wenn das »Opfer« irgendwo auftauchte. »Der arbeitet mit den Gambinos zusammen! Am besten geben wir den Auftrag ihm – wer weiß, was sonst passiert!«

Geschäftsleute, die Greg DePalma bezahlten, profitierten im Grunde sehr von ihm. Viele Firmen waren sehr gerne bereit, zwei Prozent »Mafiasteuer« zu zahlen; denn die Mafia vermittelte ihnen als Gegenleistung Aufträge. Greg nutzte eine Koalition von Minderheiten, um seine Verhandlungsposition zu stärken. Wenn ein Unternehmer nicht spurte, drohte er ihm, vor seinem Betrieb Streikposten aufzustellen. Das hätte dem Geschäftsmann eine Menge Ärger bereitet. Darum fand Greg meist ein offenes Ohr für sein Angebot, solchen Problemen vorzubeugen.

Natürlich schuf er auch Probleme. Wenn er einen Gewerkschaftsvertrag für eine Baustelle erhielt, ließ er die Arbeit von Leuten erledigen, die nicht organisiert waren. Dennoch verlangte er Löhne für Gewerkschafter und steckte die Differenz ein. Die Mafia bekam Geld, und die Leute, die die Baustellen kontrollierten, machten keine Schwierigkeiten, weil Greg sie bestochen hatte. Wenn die Mafia an einem Bauvorhaben beteiligt war,

standen dem Unternehmen Arbeiter, die Gewerkschaft und Material zur Verfügung. Außerdem wurden Ausschreibungen manipuliert. Greg fand, zwei Prozent seien ein Schnäppchenpreis für all diese Dienste. Ich war überrascht, dass die Mafia nicht mehr verlangte.

Greg hatte noch eine andere Idee. Ich habe das jahrhundertealte italienische Restaurant namens Rao in der Pleasant Avenue in East Harlem bereits erwähnt. Ein Tisch im Rao war ebenso schwierig zu bekommen wie eine Luxusloge im Stadion. An einem Tisch mit acht Plätzen mussten acht Leute jede Woche zur gleichen Zeit zu Abend essen – und zahlen. Taten sie das nicht, verloren sie den Tisch und das damit verbundene Prestige. John Gotti hatte viele Jahre lang seinen eigenen Tisch im Rao, und als er ins Gefängnis kam, erbte Greg den Tisch und machte daraus eine Goldgrube. Eines Abends, als er ihn nicht brauchte, rief er jemanden an und sagte: »Rate mal! Du kannst John Gottis Tisch im Rao bekommen! Ich hab alles für dich arrangiert!«

Natürlich war das Opfer begeistert von dieser großartigen Chance. Es war beinahe so, als hätte Clinton das Schlafzimmer Lincolns an zahlungskräftige Spender vermietet. Nachdem Gregs Opfer zusammen mit seinen sieben engsten Freunden im Rao ein Mahl genossen hatte, das zweifellos einige Tausend Dollar kostete, tauchte Greg bei ihm auf und jammerte.

»Du, ich bin pleite. Ich hab dir neulich den Tisch im Rao besorgt. Jetzt musst du mir mit ein paar Dollar aushelfen.«

Greg DePalma machte aus allem Geld.

Greg ging gerne in Restaurants, um seine Leute zu treffen, Schutzgelder in Empfang zu nehmen und stundenlang zu essen. Aber für die Restaurants war er nicht unbedingt der beste Kunde. Wir blieben meist viele Stunden in einem Lokal. Manchmal kamen wir zum Mittagessen und blieben bis zum Abendessen. Greg rauchte auch, obwohl er damit gegen ein Gesetz des Staates New York verstieß. Das machte den Eigentümer nervös, zumal die anderen sich belästigt fühlten. Gregs Anwesenheit – seine laute, bedrohliche, grollende Stimme und die Gruppe von Mafiosi, die ihn umringte – störte die Atmosphäre im Restaurant. Aber niemand traute sich, Greg um Mäßigung zu bitten, auch nicht der Eigentümer. Der Alte war über 70, gesundheitlich ein Wrack, aber immer noch groß und äußerlich

ein harter Bursche – eine Furcht einflößende Gestalt in der Welt des Verbrechens.

Wie jedes kluge Unternehmen vergab auch die Mafia bestimmte Aufträge an freie Mitarbeiter, vor allem wenn es galt, jemanden einzuschüchtern, zu verprügeln oder mit dem Kopf nach unten an die Decke seines Geschäfts zu hängen. Die Freiberufler, an welche die Mafia sich bei solchen Gelegenheiten wandte, gehörten zu einem albanischen Gangsterclan in New York. Es waren die gleichen Leute, die den Stripclub zertrümmert und dadurch unsere Ermittlungen ausgelöst hatten. Früher hatten die Westies diese Aufgabe übernommen, eine brutale Bande von Iren, die im Vorhof zur Hölle aufgewachsen waren. Nachdem die Westies sich aufgelöst hatten, sprangen die Albaner ein.

Als Greg ins Gefängnis kam, übernahmen die Albaner auch den Tisch im Rao. Sie wurden in der Welt des New Yorker organisierten Verbrechens immer gefährlicher. Anfangs wurden sie als Auftragskiller und Schläger eingesetzt. Ich hörte Greg oft sagen: »Wenn wir ein Problem haben, sagen wir einfach den Albanern, sie sollen sich darum kümmern.« Aber bald begannen die Albaner zu denken: Warum müssen wir die Muskeln und diese Leute das Hirn sein? Und da ich die begrenzten geistigen Fähigkeiten mancher Mafiosi selbst erlebt hatte, hielt ich das sogar für eine recht gute Frage.

Die Albaner beschlossen, der sechste Verbrecherclan in New York zu werden, auf Augenhöhe mit den fünf anderen. Natürlich gefiel das den Sizilianern nicht besonders. Die Albaner gingen ins Waldorf-Astoria – das Revier der Familie Lucchese – und stellten Pokermaschinen in Lucchese-Lokalen auf. Sie schlugen Menschen zusammen. Dann drangen sie ins Revier der Cosa Nostra ein und erpressten Geschäftsleute.

Die Albaner waren furchtlos. Im Jahr 1998 gingen sie ins Restaurant Valbella in der eleganten Vorstadt Greenwich in Connecticut. Der Eigentümer dieses Lokals, das viele Stars besuchten, zahlte den Gambinos monatlich 5000 Dollar Schutzgeld, und sie durften essen, so viel sie wollten. Die Mafiosi hatten in dieser Goldmine einen reservierten Tisch. Als die Albaner das merkten, sagten sie sich: Warum bekommen wir dieses Geld nicht? Also gingen sie hinein und hängten den Eigentümer an die Decke, bis er

einwilligte, nicht mehr an die Gambinos, sondern an sie zu zahlen. Jetzt hatten sie also den Tisch im Rao und das Schutzgeld von Valbella. Und sie unternahmen weitere Vorstöße ins heilige Land der Gambinos.

Greg war im Gefängnis und konnte das Problem daher nicht selbst lösen. Stattdessen beauftragte er Nicky LaSorsa damit, den er persönlich zum Mitglied gemacht und später auf seine Abschussliste gesetzt hatte. Kaum hatte LaSorsa erfahren, dass die Albaner das Valbella erpressten, sagte er: »Zur Hölle mit diesen Mistkerlen!« Er ging in das Lokal, stellte sich als Gregs Vertreter vor und setzte durch, dass die Albaner kein Geld mehr bekamen. Dafür durften die Gambinos wieder kostenlos und nach Herzenslust essen. Als Greg im Gefängnis davon hörte, ging er an die Decke. Was nützte ihm das kostenlose Essen, solange er im Knast saß? Was war mit dem Geld? Nach seiner Entlassung sorgte er dafür, dass das Schutzgeld an ihn floss und dass er für sein Essen nicht bezahlen musste.

Die Albaner waren hart und böse und taten, was immer sie wollten. Eben deshalb hatte die Mafia sie für Gewalttaten engagiert. Sie ermordeten Menschen und hackten sie in Stücke. Greg erzählte mir von einigen Mafiosi, die sich in der Bronx mit den Albanern getroffen hatten. Man warf sie spliternackt auf die Straße, und die Mafia unternahm nichts. Greg hielt das für eine Schande.

Er beschloss, selbst ins Café Dion zu gehen, wo die Albaner meist herumhingen, um einiges klarzustellen.

»Brauchst du Hilfe?«, fragte ich, beeindruckt von seiner Furchtlosigkeit. »Ich halte dir den Rücken frei.«

»Nein, nicht nötig«, sagte Greg abschätzig. Er konnte seine Geschäfte auch ohne mich erledigen. Ich muss zugeben, dass er Mumm hatte. Er hielt sich an die Regeln und erwartete, dass diese Typen kuschen würden. Angst hatte er nicht. Greg ging ins Café Dion und löste das Problem mit dem Tisch im Rao und die meisten anderen Streitfälle zwischen den Albanern und der Mafia. Eines muss ich ihm lassen – er hatte den Mut, ins Lager des Feindes zu gehen und die Dinge auf die altmodische Art und Weise zu klären.

Allerdings konnte er nicht alle Probleme ausräumen, und die Beziehungen zwischen den beiden Lagern verschlechterten sich. Ende September 2005 war die Lage so unerträglich geworden, dass die Gambinos sich zu

einer entscheidenden Machtprobe mit den Albanern entschlossen. Arnold Squitieri, der Boss, nahm selbst daran teil. Die Gambinos waren der Meinung, dass man die Albaner zurechtstutzen musste – und zwar kräftig.

Greg erzählte mir, die Konfrontation sei an der Tankstelle einer Autobahnraststätte in New Jersey ausgetragen worden. Vielleicht hört es sich wie eine Filmszene an; aber es geschah wirklich. Squitieri nahm eine Menge Feuerkraft mit: 20 bewaffnete Männer. In der Zwischenzeit zapften brave Bürger mit Familie bleifreies Benzin ab und fragten sich, was zum Teufel dort vorging. Die Albaner waren ähnlich ausgerüstet. Das Gespräch begann feindselig und eskalierte rasch.

»Was ihr gestohlen habt, könnt ihr behalten«, erklärte Squitieri. »Aber jetzt ist Schluss. Andernfalls bekommt ihr Ärger. Habt ihr das verstanden?«

Die Albaner antworteten auf diese Drohung draufgängerisch wie James Cagney. Ihr Anführer wandte sich an einen seiner Männer und sagte: »Wenn sie auf uns schießen, zielst du auf die Zapfsäulen; dann laufen wir alle weg.«

Es war wie in Hollywood. Im Grunde sagten die Albaner: »Wir sind auch harte Jungs. Ihr wollt euch mit uns anlegen? Dann legen wir uns mit euch an!«

Die Konfrontation hätte so oder so ausgehen können. Aber die Gambinos hatten 20 Männer und die Albaner nur ein halbes Dutzend. Und die Albaner hatten lange genug mit den Gambinos gearbeitet, um vor der Cosa Nostra Respekt zu haben. Darum blinzelten die Albaner an der Tankstelle zuerst. Irgendwie, erzählte mir Greg, kamen die Albaner zur Vernunft... oder sie nahmen Squitieris Drohung ernst. An der Tankstelle waren sie in der Minderheit, und offenbar hatten sie endlich kapiert, dass der Gambino-Clan zu mächtig war, als dass man ihm in die Quere kommen durfte.

Greg berichtete, die Albaner seien in ihre Schranken verwiesen worden und hätten sich nie zum sechsten Verbrecher-Clan in New York entwickelt.

Natürlich verbrachte Greg nicht seine ganze Zeit damit, Albanern zu drohen. Einer der Ärzte, die er kannte, leitete eine Stiftung, die jedes Jahr ein Golfturnier veranstaltete, um Geld für herzkrankte Kinder zu sammeln. Diese Stiftung nahm viel Geld ein, und ich weiß nicht, wie der Alte ins Spiel

kam. Jedenfalls brachte er eine Menge Artikel für Sportfans mit, die während des Turniers versteigert wurden.

Aber Greg brachte nicht nur die Fanartikel mit, sondern auch einen ganzen Tisch voller Mafiosi und mit ihm verbündeter Geschäftsleute, von denen jeder 500 Dollar zahlte. Er nahm mich ein paar Mal mit, und ich muss zugeben, dass dies eine der am besten organisierten und einträglichsten Veranstaltungen war, die ich je gesehen habe.

Sie fand in einem schönen Country-Club im Westchester County statt und begann mit einem fantastischen Frühstück. Dann folgte ein Schießwettbewerb (sehr passend für Mafiosi). Jedes Loch hatte seinen eigenen Sponsor. Wer an einem Par-3-Loch nur einen Schlag brauchte, gewann ein Auto von einem Händler in der Nähe und so weiter. Da ich kein Golfspieler bin, fuhr ich mit meiner Vierergruppe lieber im Golfkarren herum. Danach gab es ein Essen mit Stars, Sportlern und führenden New Yorker Geschäftsleuten, eine stille Auktion für Fanartikel und eine Modenschau, auf der man Pelzmäntel kaufen konnte. Sie hatten einen umwerfenden Komiker, und das Essen war fantastisch. Alles war perfekt ... abgesehen von meiner Gesellschaft.

Der Alte hatte sich zum Essen in Schale geworfen. Ich saß neben ihm an unserem Tisch. Den ganzen Abend kamen Gratulanten vorbei – Geschäftsleute, Politiker und viele andere –, um Gregs Ring zu küssen oder ein paar Worte mit ihm zu wechseln. Sie behandelten ihn nicht wie einen Mann, der sein Leben lang kriminell gewesen war, sondern wie einen Star. Ich konnte es nicht glauben, dass all diese Leute sich öffentlich mit DePalma sehen lassen wollten, und es schockierte mich, dass seriöse Geschäftsleute für einen Platz an unserem Tisch bezahlt hatten. Unter ihnen waren Leute, die von Greg erpresst worden waren oder noch erpresst wurden, und solche, die er als Opfer im Auge hatte. Als Jack Falcone lernte ich, dass es keinen Mangel an Speichelleckern gibt, die gerne mit Mafiosi zusammen sind. Es ist erstaunlich. Die ganze Veranstaltung war für Greg eine »Akquisition«, weil er seine nächsten Opfer um sich versammelte und sich überaus charmant gab.

Ich hoffe, dass dies seine gute Seite war; denn eine andere habe ich nie gesehen. Aber es fällt mir schwer zu glauben, dass Greg von seiner jähr-

lichen Teilnahme an diesem Ereignis nicht auf die eine oder andere Weise finanziell profitierte. Behielt er die 500 Dollar für einen Platz am Tisch ganz oder teilweise für sich? Oder machte er nur Werbung für sich und lernte Leute kennen, die er erpressen konnte? Bekam er einen Teil des Auktionserlöses? Übrigens – wer weiß, woher er die Fanartikel hatte. Sehr wahrscheinlich bekam er sie kostenlos im Austausch für einen freien Tisch und strich dann auch noch 500 Dollar pro Kopf ein. Wie dem auch sei, wir gehörten nicht auf diese Veranstaltung, so nett sie auch war. Wir waren verdammte Mafiosi! Aber das war Greg egal. Jedes Jahr sagte er: »Jackie-boy, du musst unbedingt kommen! Wie viele Plätze willst du?«

Nach Monaten voller Besprechungen gelang es Greg endlich, sein Problem mit Nicky LaSorsa zu lösen. Jeder der beiden hatte versucht, den anderen umzubringen, aber Greg hatte Nicky in den Clan aufgenommen. Jetzt waren sie bereit, sich in einem Restaurant in der Bronx zu treffen und mit einem Kuss zu versöhnen. Und dieser Kuss ist in der Mafia wörtlich gemeint. Greg hörte auf, Nicky bei jeder Gelegenheit zu beschimpfen. Seine Lieblingsbezeichnung für Nicky war »Schwanzlutscher«; aber das bedeutete nicht viel, weil er sehr viele Leute so nannte. Jetzt erzählte er uns, was für ein toller Kerl LaSorsa sei. Das war ein Befehl von oben, um Streit zu verhindern.

So sehr Greg Geld liebte, ein bestimmtes finanzielles Angebot konnte nicht einmal er annehmen. Lenny Minuto war 64 Jahre alt und seit Jahrzehnten ein Gambino-Mitläufer. Er hatte ein Vermögen als Buchmacher und Kredithai für den Clan verdient. Und er hatte Paulie Castellano, den Gambino-Boss, den John Gotti später umbrachte, immer wieder gebeten, ihn für Geld in die Organisation aufzunehmen.

Castellano weigerte sich, die fünfzig- bis hunderttausend Dollar anzunehmen, die Minuto ihm anbot, obwohl man munkelte, dass mehrere Leute sich ihre Mitgliedschaft gekauft hatten. Alle wussten, um wen es sich handelte, und keiner respektierte sie, weil sie sich die Aufnahme nicht verdient hatten. Dennoch wurde Minuto von Castellano ebenso abgewiesen wie von Gotti und allen anderen Bossen einschließlich Arnold Squitieri. Greg meinte, Minuto sei ein »Aufschneider« und ein »Wichser«, der nicht den Mumm habe, ein echter Soldat zu sein. Als ich mich in den Fall ein-

schaltete, hatte Minuto sein Angebot auf eine Million erhöht – er war bereit, einen siebenstelligen Betrag zu zahlen, um in die Mafia aufgenommen zu werden.

Greg spielte mit der Idee, das Geld zu nehmen und Minuto dann einfach ins Gesicht zu lachen. Aber soviel ich weiß, tat er es nie. Dieses eine Mal waren seine Skrupel als Mafioso stärker als seine enorme Gier. Als der Gambino-Fall abgeschlossen war, wurden Minuto und sein Sohn verhaftet und verurteilt, weil sie auf das Auto eines Zeugen geschossen hatten. Schließlich arbeitete er mit der Staatsanwaltschaft zusammen. Wie sich herausstellte, hatte Greg recht gehabt. (Minutos Anwalt behauptete, sein Mandant habe nie versucht, sich in den Gambino-Clan einzukaufen. »Aus den Tonbändern kann ich nur den Schluss ziehen, dass es sich hier um Mafia-klatsch handelt«, erklärte der Anwalt. »Wenn Sie dieses Beweismittel bewerten wollen, müssen Sie berücksichtigen, welche Leute die Aussagen gemacht haben.«)

Greg war bei Weitem der schwierigste Mensch, dem ich in meiner jahrelangen Arbeit als verdeckter Ermittler je begegnet bin. Auch der Fall war für mich sehr schwierig. Es war anstrengend genug, nur bei ihm zu sein. Einerseits wollte ich ihm so viele Informationen wie möglich entlocken, andererseits versuchte er, möglichst viel Geld mit mir zu verdienen. Ich habe ihn nie als Mensch respektiert; aber ich muss anerkennen, dass er als Mafioso immer die Regeln einhielt.

Das gleiche Gefühl hatte Greg auch bei mir. Obwohl er mich gründlich überprüft hatte, wollte er, dass ich die Bosse traf, damit auch sie mich testen konnten.

Warum? Weil er mich zu einem Mitglied und Soldaten des Gambino-Clans machen wollte. Greg wollte mich durchchecken, damit ich ein Soldat, ein einfaches Mitglied der Mafia werden konnte, ein *amico nostro* – »ein Freund von uns«.

ZWISCHENSPIEL 3

Abstecher nach Hollywood

Im Dezember 2002, kurz bevor ich bei Nat in die Mafiaschule ging, rief mich FBI-Agent Kevin Luebke aus Miami an. Er hatte von mir gehört und wusste, dass ich dort bereits einige wichtige Fälle gelöst hatte.

»Wir könnten dich in einem Fall einsetzen, in dem es um Hehlerei geht«, erklärte er. »Ein Typ, der sich um Strafmilderung bemüht, hat uns verraten, dass ein bestimmter Juwelier Diebesgut kauft. Er schmilzt die Stücke ein und verkauft die Edelmetalle.«

»Und warum ist das ein Fall fürs FBI?«, fragte ich.

»Darauf wollte ich gerade kommen«, sagte Kevin. »Der Juwelier hat viele Polizisten bestochen. Sie handeln mit gestohlenen Juwelen und sind an allem beteiligt, vom Versicherungsbetrug bis zum Raub.«

Das hörte sich gut an. Also flog ich nach Miami und stieg in den Fall ein. Ronnie war der Kerl, der im Knast saß und uns Informationen gab, und ich sollte seinen Onkel spielen. Ronnie war oft bei diesem Juwelier gewesen, sowohl als Kunde, der gestohlenen Schmuck kaufen wollte, wie auch als Verkäufer von Diebesgut. Dabei freundete er sich mit den vielen Polizeibeamten in Hollywood an, die nach Dienstschluss den Verkaufsraum bewachten, weil sie ein wenig Geld dazuverdienen wollten. Die Cops mussten mitbekommen haben, dass der Eigentümer gestohlene Ware verkaufte.

Eines Tages wurde Ronnie vom FBI wegen Bandendiebstahls verhaftet. Die Gauner hatten sich auf den Diebstahl von Geld, Juwelen und anderen Wertsachen in Privatwohnungen spezialisiert. Jetzt beschloss er, die Seiten

zu wechseln, um ein milderes Urteil zu erwirken. Er berichtete dem FBI von den korrupten Polizisten, die im Juweliergeschäft herumhingen. Deshalb brauchte das Büro einen verdeckten Ermittler, der sich mit dem Juwelier – nennen wir ihn Freddy – anfreundete und Kontakt mit den bestochenen Cops aufnahm.

An einem heißen Sommertag schaute ich bei Freddy vorbei. Vorher zog ich mich an wie ein New Yorker Gangster, der in Miami Urlaub macht: seidene Guayabera, modische Hose, teure Schuhe, Rolex President aus reinem Gold und der unvermeidliche Diamantring am kleinen Finger. Ich fuhr sogar einen neuen Cadillac, den ich am Flughafen gemietet hatte.

Zurückhaltung ist die Basis für eine erfolgreiche verdeckte Ermittlung. Also versuchte ich nicht sofort, ein Geschäft mit Freddy abzuschließen oder ihn zu schröpfen, sondern sagte nur zu ihm: »Ich bin Big Jack, Ronnies Onkel aus New York. Ich weiß, dass Sie gewisse Geschäfte mit ihm gemacht haben, und er lobt Sie sehr. Er ist im Knast, aber es geht ihm gut. Er wollte, dass ich Sie von ihm grüße, und er sagte, Sie seien ein guter Mann.«

Ich merkte Freddy an, dass seine Alarmglocken schrillten. Aber ich redete nicht von Hehlerei oder korrupten Cops. Ich sagte nur, ich sei aus New York und hätte gehört, er sei ein zuverlässiger Mann. Ich wollte mich nur vorstellen. Das war alles. Kein Grund zur Aufregung. Bei der ersten Begrüßung wollte ich niemandem Angst einjagen.

Ein paar Wochen später besuchte ich Freddy erneut. Inzwischen war ich in den Fall Naked Truth eingestiegen und ermittelte gleichzeitig gegen die korrupten Politiker und die asiatischen Fälscher in Atlantic City. Zwischendurch nahm ich kleinere Dealer fest und bearbeitete ein paar andere Fälle. Ja, ich hatte als verdeckter Ermittler einen ziemlich vollen Terminkalender.

»Hören Sie«, sagte ich zu Freddy, »ich möchte etwas für meine Freundin kaufen. Nicht wertvoll, aber hübsch.«

Freddy hatte tatsächlich etwas für mich – ein wunderschönes Schmuckstück, das zweifellos gestohlen war. Er bot es mir für 800 Dollar an.

»Das ist entzückend«, sagte ich. »Sie haben mir aus der Klemme geholfen. Vielen Dank.«

»Keine Ursache«, sagte Freddy. »Übrigens stellen wir auch Schmuck her. Vielleicht können wir irgendwann einmal etwas Hübsches für Ihre Freundin machen.« Ich zog mein Bündel mit dem Brokkoligummiband aus der Tasche und zählte acht 100-Dollar-Scheine ab.

»Durchaus möglich«, sagte ich und ging.

Während meines nächsten Aufenthalts in Miami ging ich wieder in das Geschäft, diesmal nicht, um etwas zu kaufen, sondern nur, um Freddy besser kennenzulernen. Es war ein privater Besuch. Ich lud ihn zu einem Drink ein. Ich hofierte ihn und merkte, dass er jetzt in meiner Gegenwart entspannter war. Er deutete an, dass er mich für einen Mafioso aus New York hielt. Er sagte beispielsweise: »Sie haben bestimmt Freunde hier. Sicher kennen Sie den Soundso.« Dann nannte er den Namen eines Ganoven, den ich wirklich nicht kannte.

»Nein«, sagte ich jedes Mal, »den kenne ich nicht. Eigentlich kenne ich niemanden. Ich habe keine Freunde. Niemand mag mich. Sie sind der Einzige, den ich hier kenne! Ich bin eben ein fieser Typ!«

Das verblüffte ihn. Er konnte sich nicht vorstellen, dass ein so umgänglicher Typ wie ich in einer Gegend wie Südflorida keine Freunde haben sollte. Aber er wusste, dass Mafiosi solche Antworten geben, damit sie keine weiteren Fragen beantworten müssen.

Normalerweise trug ich in solchen Situationen ein Aufnahmegerät. Aber dies war ein Juweliergeschäft mit einem Metalldetektor. Jedes Mal, wenn ich den Laden oder die angrenzende Werkstatt betrat, musste ich durch ein Magnetometer gehen, das eine Wanze aufgespürt hätte. Bald ließ Freddy mich nicht mehr hindurchgehen – er dachte, ich sei nicht gefährlich. Aber ich freundete mich nicht nur mit ihm an, sondern versuchte, Eindruck auf sein gesamtes Personal zu machen. Ich erwies ihnen kleine Gefälligkeiten, zum Beispiel indem ich ihnen eine ganze Kiste Cannoli schenkte.

»He, schaut mal, was ich hier habe!«, rief ich jovial und zog meine ganze Show ab.

So ging es weiter, bis ich das Gefühl hatte, jederzeit vorbeikommen und mit Freddy von Freund zu Freund plaudern zu können. Eines Tages war ich mir sicher, dass ich die Grenze zwischen Freundschaft und Geschäft

überschreiten konnte. Dieser Augenblick lässt sich nicht definieren – der verdeckte Ermittler muss ihn spüren. Es ist ein Gefühl, das sich nach jahrelanger Erfahrung entwickelt. Man muss der Zielperson zuhören, mit ihr Cocktails trinken und mit ihr herumhängen. Das Wichtigste ist, dass man sympathisch wirkt.

Der richtige Moment war gekommen, und ich zog Freddy ins Vertrauen.

»Hör mal«, sagte ich, »ich habe etwas vor. Stell nicht zu viele Fragen. Ich weiß, du hast einiges mit meinem Neffen gedreht. Jetzt möchte ich wissen, ob du etwas für mich tun kannst.«

Ich sah es in seinen Augen – seine Gier kochte sofort hoch.

»Worum geht es?«, fragte er.

An diesem Punkt fragen manche Leute, ob wir uns nicht selbst einer Straftat schuldig machen. Aber es gibt einen Unterschied. Wenn der Typ nicht interessiert ist, sagt er: »Raus hier! So etwas mache ich nicht! Verschwinde!«

So reagiert ein ehrlicher Mensch. Ein Krimineller setzt das Gespräch fort und will mehr erfahren. Ich wäre Anstifter, wenn mein Gegenüber sagen würde: »Kein Interesse – hau ab!«, und ich ihn hartnäckig bedrängen würde: »Du musst mitmachen. Ich brauche dich. Bitte. Du musst mir helfen!«

Wenn ich versuche, einen Menschen zu überreden, der kein Interesse an einer Straftat hat, bin ich Anstifter. Freddy brauchte ich nicht zu drängen. Er war sofort interessiert und hörte zu.

Ich hatte einen braunen Beutel bei mir, der ein paar Juwelen enthielt, die das FBI anlässlich verschiedener Ermittlungen beschlagnahmt hatte, meist Kauttionen, die Drogenhändler hatten verfallen lassen. Darunter waren ein Ring aus reinem Gold mit der Inschrift »SEXY«, große Kruzifixe und Halsbänder mit Namen wie »Foxy« – das protzigste Zeug, das man sich denken kann. Aber es war pures Gold.

»Mann, was für ein Mist!«, rief Freddy. »Das Zeug kann ich nicht absetzen – ich muss es einschmelzen.«

»Also gut, das verstehe ich«, erwiderte ich. »Es reicht mir, wenn du mir den Schrottwert zahlst.«

Wenn Goldschmuck für einen Hehler schwer zu verkaufen ist, wiegt er ihn ab, schmilzt ihn ein und verkauft das Metall zum aktuellen Goldpreis. Genau das hatte Freddy vor. Er holte seine Juwelierswaage, und wir wogen das Gold gemeinsam.

Er bot mir einen Preis, den ich für lächerlich niedrig hielt. »Willst du mich umbringen? Ist das alles, was du mir geben kannst? Von meinem Mann in New York würde ich mehr bekommen – aber ich wollte die Ware hier in Florida verkaufen, weil sie im Norden heiß ist.«

Wir feilschten eine Weile und einigten uns schließlich auf 5000 Dollar für alles. Freddy hatte nur ein paar Tausender dabei und bat mich, am nächsten Tag noch einmal zu kommen. Dann gab er mir den Rest des Geldes in Hundertern. Das Verrückte war, dass ihm eine Kette gefiel, die in meinem Beutel gewesen war. Er legte sie um und trug sie, solange ich ihn kannte.

»Danke für den Deal«, sagte ich.

»Wenn du wieder mal so einen braunen Beutel hast, dann komm zu mir«, erwiderte er.

Natürlich hätten wir ihn auf der Stelle wegen Hehlerei festnehmen können; aber er war nicht unsere Zielperson. Wir hatten es auf die korrupten Polizisten abgesehen, die er eingestellt hatte. Es dauerte nicht lange, bis er mir von den Cops erzählte, mit denen er zusammenarbeitete. Genau das wollte ich hören. Er hatte wilde Geschichten auf Lager. Einmal ging er ins Polizeirevier, um beschlagnahmte Gegenstände zu begutachten, und die Cops stahlen vor seinen Augen Juwelen aus dem Schließfach! Jetzt hatte ich ihn da, wo ich ihn haben wollte. »Hör mal, ich könnte ab und zu Bewacher brauchen. Manchmal bringe ich einen Sattelschlepper mit heißer Ware nach Norden, und wenn der Fahrer sich mal ein paar Stunden aufs Ohr haut, möchte ich nicht, dass Cops oder Diebe etwas mitgehen lassen.«

»Ich hab ein paar Leute an der Hand«, versprach er.

»Wer ist es?«, wollte ich wissen.

»Komm morgen wieder«, sagte er. »Aber denk dran, die Jungs wollen nicht wissen, was im Laster ist, und es kümmert sie auch nicht. Sie passen nur auf. Also sag ihnen nichts, dann stellen sie keine Fragen!«

Die »Jungs« waren Beamte des Polizeireviers von Hollywood. Aber für mich kam es nicht in Frage, die Cops im Unklaren über die Ladung zu lassen – es ist schließlich nicht verboten, einen LKW zu bewachen, wenn man nicht weiß, dass er Schmuggelware enthält.

»Sie müssen wissen, was drin ist«, widersprach ich. »Ich kann nicht zulassen, dass ihnen in letzter Minute Bedenken kommen und sie mich verhaften und meine Ware beschlagnahmen!«

»Kein Problem«, versicherte mir Freddy. »Das werden sie nicht tun. Ich kenne die Jungs. Sag mir, wann sie hier sein sollen. Sie werden dich nicht nach einer Frachtliste, einem Lieferschein oder sonst was fragen.«

Also schlossen wir den Handel ab. In der folgenden Woche würde ich mit einem leeren und versiegelten Sattelschlepper ankommen. Falls jemand hineinschaute, würde ich es merken. Sollten die Polizisten ihn öffnen, würde ich sagen: »Ich hab ihnen nicht getraut, Freddy, und wollte sie erst mal auf die Probe stellen.«

In der nächsten Woche parkte ich den Sattelschlepper 24 Stunden lang hinter Freddys Geschäft. Uniformierte Polizisten des örtlichen Reviers bewachten ihn ununterbrochen. Wir hatten uns zunächst auf 30 Dollar pro Stunde geeinigt; aber die Cops wollten 38 haben. Dann konnten sie das Geld als Einkommen angeben und versteuern. Sie würden also Beihilfe bekommen, falls ihnen etwas zustoßen sollte; denn sie durften einer Nebenbeschäftigung nachgehen, wenn sie nicht im Dienst waren. Aber durften sie auch für einen Mann arbeiten, der offensichtlich kriminell war?

Als ich auf der Szene erschien, sah ich, dass die uniformierten Cops meinen LKW auf dem Parkplatz bewachten. Ich fuhr in einem schwarzen Cadillac vor und war wie ein Gangster angezogen. Zum Teufel, dachte ich, ich gehe wie ein Mafioso, ich rede wie ein Mafioso – ich muss ein Mafioso sein! Diese Polizisten waren nicht dumm. Sie wussten, wie ein Verbrecher aussah und wie er sich benahm. Und nun bewachten sie einen LKW auf einem verlassenem Parkplatz. Was für eine Heuchelei! Sie behandelten mich wie einen ehrlichen Geschäftsmann, der ihre Dienste benötigte.

Der Fahrer des Sattelschleppers war ein Kollege vom FBI in Miami. Er hatte langes Haar, und ich bat ihn, sich drei Tage lang nicht zu rasieren. Ich

brachte ihn zu den Cops und sagte: »Das ist mein Fahrer. Ich möchte, dass er sich ausschläft, weil er morgen eine lange Reise vor sich hat. Bitte bewacht inzwischen den Laster.«

Niemand fragte nach Frachtliste, Lieferschein, Führerschein oder KFZ-Schein. War dies das Polizeirevier in Hollywood? Also hing ich mit den Cops herum, kaufte ihnen Kaffee und plauderte mit ihnen. Mein sechster Sinn warnte mich davor, einen Schritt weiterzugehen – die Zeit war noch nicht reif. Ich festigte nur meinen Ruf für künftige Geschäfte.

Als die 24 Stunden vorbei waren, fuhr der Sattelschlepper »nach Norden«, und ich bezahlte die Polizisten.

Freddy wies mich immer wieder darauf hin, dass die Cops nicht wissen wollten, ob der LKW heiße Ware enthielt. Und ich erwiderte jedes Mal: »Sie müssen es wissen, weil ich ihnen nicht traue.« Dabei blieb es. Freddy war nicht beteiligt. Er hatte einen Bruder, den wir Stevie nennen wollen. Stevie war ein Spieler, aalglatt und ein Möchtegernmafioso. Kriminelle faszinierten ihn, aber er war ein Punk. Er wollte andauernd mit mir herumdiskutieren, um den Eindruck zu erwecken, er sei mir ebenbürtig und habe ebenfalls mit der Mafia zu tun. Ich hatte es ihm echt angetan, und er wollte wie ich sein; gleichzeitig wollte er mich beeindrucken. Manchmal hätte ich ihn am liebsten geohrfeigt. Eines Tages kam er mit einem blauen Auge zu mir, was mich angesichts seines Verhaltens nicht überraschte.

»Ich hab dir gesagt, dass dir jemand eine scheuern wird«, schalt ich ihn.

Jetzt arbeitete ich also mit Freddy und Stevie zusammen, und es war Zeit für den nächsten Schritt.

»Ich hab ein Problem«, sagte ich eines Tages zu Freddy. »Ein Typ schuldet mir Geld, und ich brauche jemanden, der ihm Angst einjagt. Wie wär's mit einem Uniformierten? Der Kerl ist ein Schläger, und ich muss ihm vielleicht eine Abreibung verpassen.«

»Ich kenne da jemanden«, sagte Freddy. »Einen wie dich. Er heißt Kevin Companion und ist Polizist in Hollywood.«

»Wunderbar«, sagte ich. »Er soll uns morgen Mittag im Restaurant Mamma Mia treffen.« Dies war der Plan des FBI: Ein Kollege spanischer Herkunft, der wie ein Doper aussah, sollte an der Bar aufkreuzen. Er war ein sehr guter verdeckter Ermittler. »Tu mir einen Gefallen«, sagte ich.

»Wenn du ins Restaurant kommst, geh zur Bar. Ich komme zu dir, rege mich ein wenig auf, haue auf die Theke und schreie dich ein bisschen an.«

Er kapierte.

Am nächsten Tag um Viertel vor zwölf ging ich ins Juweliergeschäft und traf dort Kevin, den Cop, mit den zwei Brüdern. Freddy, der nette Bruder, blieb im Laden, während sein Bruder Stevie, der Mafioso in spe, uns begleitete. Kevin trug die Sommeruniform der Polizei von Hollywood – ein weißes Polohemd mit der Aufschrift Police auf dem Rücken sowie sein Abzeichen und seine Pistole. Ich hatte ein schwarzes Hemd und eine schwarze Hose angezogen, die Kluft eines New Yorker Gangsters.

»Also, hör zu«, erklärte ich Kevin. »Ich weiß nicht, ob es kritisch wird; aber wenn du dabei bist, wird nichts passieren. Ich will mit diesem Kerl nur reden. Wenn er reinkommt, merken wir ja, ob er aufsässig wird.«

»Ich Sorge für Ihren Schutz«, versicherte Kevin.

Wir fuhren ins Restaurant und setzten uns an die Bar. Kevin war kein bisschen misstrauisch. Er benahm sich wie bei einer Verabredung zum Essen. Es war keine große Sache. Und ich hätte einem Mafioso nicht ähnlicher sein können.

Wir saßen an der Bar und warteten auf meinen Kollegen. Und wer kam? Der Polizeichef und vier oder fünf Kommissare! Sie gingen in das Restaurant, um Mittag zu essen. Ich kannte keinen von ihnen, weil ich aus New York war. Aber Kevin kannte sie.

»Verdammt«, zischte er. »Mein Chef ist hier!«

Ich dachte, der Plan sei geplatzt. Kevin würde schleunigst Reißaus nehmen. Er konnte sich nicht vor seinem Chef mit einem Mafioso sehen lassen. Aber was tat er? Er stellte mich seinem Chef und seinen Kollegen vor! Ich konnte es nicht glauben. Als wären wir Bekannte, die zusammen essen gehen!

Der Chef sagte sogar zu Stevie: »Vielleicht komme ich diese Woche mal vorbei. Ich muss ein Geschenk kaufen.«

Ich glaubte es nicht.

Der Chef setzte sich etwa sechs Meter von uns entfernt an einen Tisch, und ich wusste, dass es jetzt interessant wurde. Ich sagte zu Kevin: »Los komm, wir hauen ab!«

»Machen Sie sich keine Sorgen!«, erwiderte er.

»Ich soll mir keine Sorgen machen?«, fragte ich ungläubig.

»Ja, es ist alles in Ordnung«, sagte Kevin.

»Woher weißt du das?«, fragte ich. Doch bevor Kevin antworten konnte, kam mein Kollege herein.

Ich warf Kevin und Stevie einen Blick zu, damit sie wussten, dass dies der Typ war und sie am Tisch bleiben sollten. Dann schlenderte ich hinüber zu dem Kollegen und schaute zu unserem Tisch zurück. Kevin behielt mich im Auge. Ich musste zugeben, dass er seinen Auftrag ernst nahm.

Ich legte dem Agenten die Hände auf die Schultern, als sei ich wütend auf ihn. Wir hatten ein lebhaftes Gespräch – zumindest redete ich lebhaft auf ihn ein. Für Kevin und alle anderen Zuschauer musste es sich anhören wie: »Halt mich ja nicht zum Narren, Kumpel!«

Der Agent reichte mir einen Umschlag und ging. Ich kehrte zu Kevin und Stevie zurück und aß weiter.

Kevin freute sich – er hatte nicht eingreifen müssen. Alles war gut gegangen. Nun ja, er brauchte sich nicht einzumischen. Es ging uns nur darum, dass er in Uniform einen Drogenhandel bewachte. Das hatte geklappt.

Aber das Beste kommt noch. Als ich zahlen wollte, warf Kevin ein: »Passen Sie auf, dass sie Ihnen Rabatt geben. Sie geben uns immer 20 Prozent Skonto!«

»Mann, das ist ein gutes Geschäft!«, staunte ich. In der alten Zeit aßen Polizisten in jedem Restaurant kostenlos. So war es eben. Aber heute dürfen sie weder kostenloses Essen noch Rabatte annehmen.

»Ja, alle Restaurants geben uns Rabatt«, verriet mir Kevin.

Ich zahlte, und Kevin verabschiedete sich von seinen Vorgesetzten. Ich fuhr Kevin zum Juwelierladen und gab ihm die 200 Dollar, auf die wir uns geeinigt hatten. Er schaute sich vorsichtig um, als er das Geld nahm. »Das nächste Mal geben Sie das Geld Stevie. Nur für den Fall, dass das FBI Fotos macht.«

Juristisch betrachtet hatten wir Kevin bereits überführt – denn was konnte er seiner Meinung nach geschützt haben, wenn nicht einen Drogendeal? Aber das war nur der Anfang der Ermittlungen. Wir wollten so

tief wie möglich in diesen Sumpf aus Korruption graben. Wir wollten wissen, wie tief er war.

Dies war auch der Beginn meiner Freundschaft mit Kevin. Ich muss sagen, er war einer der sympathischsten und lustigsten Burschen, denen ich je begegnet war. Er konnte jemandem in die Eier treten und gleichzeitig laut lachen. Zudem war er fasziniert vom organisierten Verbrechen und unterhielt sich gerne darüber. Er konnte ganze Szenen aus *Scarface* und *Der Pate* zitieren. Aber er kannte nicht nur die Dialoge dieser Filme auswendig, sondern beherrschte auch die Akzente perfekt. Er sagte Sätze wie »Ich machte ihm ein Angebot, das er nicht ablehnen konnte.«

Ich fragte ihn oft: »Kevin, was zum Teufel machst du den ganzen Tag? Sitzt du nur rum und schaust dir diesen Mist an?«

Dann lachte er und zog jedes Mal die gleiche Show ab. Detective Companion liebte alles Italienische, so sehr, dass er an seinem Auto eine italienische Flagge anbrachte und die Stimmen von Dean Martin und Frank Sinatra als Handy-Klingeltöne benutzte. Er erzählte gerne, dass er nach Kalifornien gefahren sei, um an der Beerdigung seines Idols Frank Sinatra teilzunehmen.

Nun waren Kevin und ich also Freunde, und was die Ermittlungen in Sachen Korruption anbelangte, war nur der Himmel die Grenze.

Bis ich zurück ins Büro ging. Der damalige Direktor der FBI-Außenstelle Miami war der Meinung, dass wir in dem Fall zu langsam vorankamen.

Statt gegen korrupte Polizisten musste ich auf einmal wieder gegen Bürokraten kämpfen.

»Es geht zu langsam? Was soll das heißen?«, fragte ich ungläubig. »Alles läuft hervorragend! Die Korruption hat sich im gesamten Polizeiparapparat ausgebreitet! Wir wissen aus zahlreichen Quellen, wie korrupt diese Leute sind. Wir können sie nicht alle gleichzeitig schnappen. So ein Fall braucht Zeit!«

Mein Chef blieb stur. »Das geht zu langsam«, sagte er. »Ich schließe den Fall ab – es sei denn, Sie bringen sie dazu, eine Ladung Drogen für Sie zu befördern!«

Ich versuchte ihm zu erklären, dass man das Vertrauen eines Ganoven nur langsam erwirbt ... und das eines korrupten Cops noch langsamer! Lei-

der hatte ich keinen Erfolg. Mein Chef schloss den Fall ab. Trotzdem bekam ich anderthalb Jahre später, als ich schon mit DePalma herumhing, immer noch gelegentlich Voice-Mails und Anrufe von Freddy. Er wollte wissen, ob ich Juwelen zu verkaufen und Jobs für die Polizei hätte. Kevin habe nach mir gefragt. Es war unglaublich frustrierend. Es war ein perfekter Fall gewesen, aber die Bürokraten im FBI hatten ihn geschlossen. Das FBI beauftragt oft Leute, die wenig oder gar keine praktische Erfahrung mit der Leitung sehr wichtiger Fälle haben.

Als das Büro in Miami anderthalb Jahre später einen neuen Direktor bekam, wollte dieser unbedingt größere Fälle anpacken. Special Agent Mario Tariche, der im Fall Willy Falcon und Sal Magluta mein Case Agent gewesen war, wurde Abteilungsleiter. Mario war als Vorgesetzter ebenso gut wie als Agent. Seine erste Amtshandlung bestand darin, den Fall der korrupten Polizisten in Hollywood, Florida, wieder zu eröffnen. Mario Tariche und Kevin Luebke riefen mich an und fragten, ob ich die verdeckte Ermittlung gegen den Polizeiapparat von Hollywood wiederaufnehmen könne. Also packte ich den Koffer und fuhr nach Hollywood, wo ich mich wieder mit Freddy, dem Juwelier, und Kevin Companion, dem korrupten Cop, traf. Bald war alles so, als wäre ich nie fort gewesen. Wir unterhielten uns über gemeinsame kriminelle Aktivitäten aller Art.

Da ich gleichzeitig für das New Yorker Büro an den Fällen Gambino, Royal Charm und Steal Pier sowie an einem großen Drogenfall arbeitete, hatte ich keine Zeit, mich ganz dem Fall Hollywood zu widmen. Darum stellte ich einige verdeckte Ermittler als meine »Gang« vor. Es waren Kollegen, denen ich vertraute und vor denen ich größten Respekt hatte: meine Freunde und Partner Mikey »Suits« Grimm und die Agenten Dave und Joe. Ich sagte den Ganoven, ich sei zum Capo befördert worden und müsse daher einen Teil meiner Verantwortung auf diese anderen Mafiosi abwälzen. Bei wichtigen Besprechungen erschien ich nach wie vor, zum Beispiel wenn wir Schmiergelder auszahlten oder als wir Kevin einluden, Kollegen mitzubringen.

Wie ich erwartet hatte, akzeptierten Kevin, seine Kollegen und die Besitzer des Juweliergeschäftes diese drei verdeckten Ermittler total. Meine Jungs gaben den korrupten Polizisten »gestohlene« Diamanten, Kunst-

werke und Wertpapiere, und die Cops beförderten die Ware nach Atlantic City. Wir erklärten jedes Mal, es handle sich um Hehlerware. Das störte die Cops nie, weil sie an jeder Fahrt verdienten.

Wir unternahmen mehrere solche Fahrten und beauftragten Kevin Companion, jedes Mal einen anderen Kollegen mitzubringen. Wir wollten alle korrupten Polizisten in Hollywood überführen. Verbotene Provokation? Selbstverständlich nicht! Was muss ein Polizist sagen, wenn man ihm anbietet, gestohlene Waren in einen anderen Bundesstaat zu bringen? Er muss sagen: »Kommt nicht in Frage! Sie sind verhaftet!«

Wir haben niemanden angestiftet, sondern das Recht durchgesetzt.

Einmal sagte ich zu Kevin: »Du hast uns sehr geholfen. Kann sein, dass ich dich eines Tages bei uns unterbringen kann.«

Ich deutete also an, dass er irgendwann Mitglied in der Mafia werden könne. Wo hatte ich gelernt, wie ein Capo zu reden? Vom Meister persönlich – von Greg DePalma. Ich wiederholte nur die Worte, die ich von Greg gehört hatte.

»Man kann nie wissen«, ergänzte ich.

»Es wäre mir eine Ehre«, sagte er, und es klang fast schwärmerisch. »Ich tu alles für dich. Ich würde deine Florida-Gang von hier aus leiten oder nach New York gehen und dort für dich arbeiten.«

Er hatte keine Ahnung, dass er dabei war, sich selbst für ein Jahrzehnt ins Gefängnis zu bringen. Tommy Simcox, einer der korrupten Polizisten, die später mit dem FBI zusammenarbeiteten, berichtete, Kevin sei zutiefst davon überzeugt gewesen, dass die Mafia ihn aufnehmen werde. Kevin habe ihm und den anderen korrupten Cops gesagt, Jack werde ihn als Mitglied vorschlagen. Waren diese Polizisten geisteskrank? Offenbar zuckte keiner von ihnen mit den Wimpern, als Kevin ihnen die erstaunliche Neuigkeit über seine Zukunft im organisierten Verbrechen verkündete.

Kevin sagte oft: »Ich kenne viele Jungs, die mitmachen wollen. Aber sie wollen nicht wissen, was in den Lastwagen ist und dass es gestohlen ist.«

Dann erwiderte ich: »So geht das nicht. Ich will nicht, dass sie plötzlich Gewissensbisse kriegen. Wenn sie dabei sind, dann sind sie ganz dabei.«

Immer wieder fragte Kevin, warum er nicht mehr Geld für seine Dienste und die seiner Kollegen bekam.

»Wenn du mehr Geld verdienen willst«, erklärte ich ihm, »musst du Gift anfassen.« Das bedeutete: Du musst uns helfen, Heroin von Florida nach New York zu bringen.

Er schüttelte den Kopf. »Gift möchte ich lieber nicht anfassen oder im Auto haben«, sagte er. »Wenn man uns stoppt und den Stoff bei uns findet, können uns nicht einmal unsere Abzeichen retten.«

»Wer sagt, dass ihr es in euren Autos befördern sollt?«, erwiderte ich »Ihr braucht die Fracht nur zu begleiten.«

Sein Gesicht hellte sich auf. »Begleiten? Kein Problem! Das können wir machen!«

Sie machten es tatsächlich.

Die korrupten Cops schauten zu, wie der verdeckte Ermittler Joe mehrere Koffer mit jeweils zehn Kilo Heroin in das Auto eines anderen FBI-Agenten lud, der die Rolle eines kolumbianischen Lieferanten spielte. Dann stiegen Joe, Dave und ich in meinen gemieteten Hummer H2 und beobachteten die Cops, die in vier Mietwagen von Nordmiami nach Hollywood Bockspringen spielten. Wir fuhren zum hinteren Ladedock einer Lagerhalle. Während der ganzen Fahrt blieben wir mit ihnen in Kontakt und zeichneten alle ihre Funksprüche auf.

Da ich 20 Jahre lang in der Drogenszene ermittelt habe, kann ich beurteilen, dass die Cops, taktisch gesehen, optimal arbeiteten. Einer von ihnen fuhr auf der Autobahn ganz rechts, um sich zu vergewissern, dass niemand folgte. Sie verhielten sich wie erfahrene Drogenkurier. Wenn ich an Drogenfällen arbeitete, trat ich meist bei der Übergabe der Ware in Erscheinung, nicht beim Transport. Diese Fahrt war in meinen Augen skurril. Die Polizisten spielten die Rolle der Ganoven perfekt, und die FBI-Agenten schlüpfen in die gleiche Rolle.

Als die Cops in ein Hotel in Hollywood gingen, um sich mit uns zu treffen und ihr Geld abzuholen, führten die Agenten Dave und Joe sie einzeln in mein Zimmer. Dort saß ich mit einem Stapel 100-Dollar-Scheinen und zahlte jeden der Beamten aus – vor einer versteckten Videokamera, die alles festhielt. Alle glaubten, sie hätten zehn Kilo Heroin eskortiert. Gemäß

den Wünschen des stellvertretenden Generalstaatsanwalts, der für den Fall zuständig war, sagten wir ihnen genau, was sie schützten, vor und nach dem Transport. Kein Einziger murmelte einen Protest.

Noch überraschter war ich, als ich zu Kevin Companion im Hotelzimmer sagte: »Diesem Cop zahlen wir 8000 Dollar«, und er antwortete: »Nein, gib ihm nur 6000. Zur Hölle mit ihm.«

Wieder nahmen wir alles auf Video auf und sammelten solide Beweise. Trotzdem war es ein deprimierender Tag für die Justiz. Immerhin handelte es sich um Polizeibeamte, die sich bedenkenlos von »Mafiosi« für die Eskorte eines Herointransports bezahlen ließen! Heroin tötet Menschen. Ja, wir hatten klare Beweise ... aber es war keine angenehme Erfahrung.

Während der gesamten Ermittlungen redete Kevin immer wieder davon, Mitglied der Mafia zu werden und für mich eine Gang aus korrupten Cops zu führen. Wie gesagt, es besteht nie ein Mangel an Speichelleckern, Möchtegernganoven und Groupies – wie immer man sie nennen mag –, die Mafiosi faszinierend finden. Aber das waren Polizisten! Das waren die Vorbilder kleiner Jungs!

Und so lautete die Anklage gegen vier Polizisten aus Hollywood: Hehleerei und Transport gestohlener Waren von einem Bundesstaat in den anderen, Duldung eines illegalen Spielsalons, der hohe Einsätze verlangte, Frachtgutdiebstahl, Transport von Heroin sowie Schutz und Transport gestohlener Inhaberschuldverschreibungen. Kevin Companion war seit 20 Jahren Polizist, als er verurteilt wurde. Die drei anderen Beamten waren 15, 24 und acht Jahre bei der Polizei gewesen. Insgesamt hatten sie knapp 100 000 Dollar Schmiergelder erhalten (Kevin Companion: 42 000, Jeffry Courtney: 22 000, Thomas Simcox: 16 000, Stephen Harrison: 12 000 Dollar). Für diese relativ geringen Beträge sah jeder der vier Männer einem Leben im Gefängnis entgegen.

Ein Nachspiel zu diesem Fall diskreditierte die Polizei von Hollywood noch mehr (sofern das überhaupt möglich war). Das FBI hatte den Polizeichef – selbstverständlich vertraulich – über seine Ermittlungen informiert. Bevor wir Simcox festnahmen, wollten wir uns mit Kevin treffen, um die Begleitung unseres nächsten Transports von Diebesgut zu besprechen.

Aber er antwortete nicht auf unsere Anrufe. Nach einigen Tagen fanden wir heraus, dass Kevin Companion und Jeffry Courtney ein Rücktrittsgesuch eingereicht hatten, um ihre Pension zu retten. Ganz offensichtlich hatte ihnen jemand verraten, dass wir vom FBI waren. Es gab eine undichte Stelle im Polizeikommissariat von Hollywood.

Zum Glück waren diese Cops keine kaltblütigen Mörder. Andernfalls wären sie vielleicht zu unserem Treffen erschienen und hätten uns zwei Kugeln in den Hinterkopf geschossen, um uns als Zeugen mundtot zu machen.

Wie hatten sie von dem Fall Wind bekommen? Später erfuhren wir, dass der Polizeichef nicht weniger als acht Personen – unter anderem dem Bürgermeister, dem Oberstadtdirektor und einigen Mitarbeitern, darunter ein Polizeimajor – von den Ermittlungen des FBI erzählt hatte. Der Polizeimajor informierte einen Polizeileutnant, dieser einen einfachen Polizisten... und der gab Courtney einen Tipp. Companion wurde von Courtney eingeweiht. Simcox arbeitete bereits mit uns zusammen. Companion und Courtney ließen also Stephen Harrison, das vierte Mitglied ihres Teams, im Regen stehen. Die Zuträger wurden degradiert und für 30 Tage vom Dienst suspendiert. Man hätte sie auch wegen Behinderung der Justiz anklagen können. Der Leutnant wurde verhaftet, weil er FBI-Agenten über seine Beteiligung am Verrat belogen hatte. Er bekannte sich schuldig.

KAPITEL 16

Ich könnte als Jack Falcone sterben!

Nach all diesen Frühstückten, Mittagessen und Abendessen überschritt mein Gewicht die 200-Kilo-Marke. Ich wusste, dass ich mein Herz stark belastete. Beim FBI mussten wir uns jedes Jahr medizinisch untersuchen lassen. Man schickte uns in ein exklusives Zentrum in Manhattan, wo uns eine ganze Serie von Tests erwartete. Es war eine erstklassige Einrichtung. Das einzige Problem war, dass ich gegen Ende des Fiskaljahres Geburtstag hatte. Deshalb hatte das FBI meine Untersuchung sechs oder sieben Jahre lang gestrichen, weil kein Geld mehr im Budget war. Für mich war das ein Vorteil; denn wenn man mich getestet hätte, wäre ich erneut wegen meines Gewichts belästigt worden. Meine Einstellung war: Ich arbeite hier auf den Straßen – was geht es sie an, wie viel ich wiege oder wie ich aussehe?

Eines Tages erwähnte ich gegenüber Greg, dass ich mich ärztlich untersuchen lassen wollte. Das war bei einem Essen Mitte Dezember 2003.

»Ich überlege, ob ich einen Kardiologen konsultieren soll«, sagte ich.

»Du bist über die Gewerkschaft versichert«, erinnerte er mich. »He, ich kenne einen sehr guten Kardiologen. Gehen wir doch alle zu ihm!«

Also marschierte die ganze Truppe in die Praxis des Kardiologen, den wir Dr. Medavoy nennen wollen. Wir wollten unser Herz untersuchen lassen.

»Wir gehen alle hin!«, hatte Greg jovial verkündet. »Jackieboy, ich möchte dich noch lange bei mir haben!«

Also ging ich zum Test, den die Krankenkasse meiner Gewerkschaft freundlicherweise bezahlte. Dr. Medavoy war ein netter Mann und sehr gründlich. Ich ging rein, er untersuchte mich, und siehe da – er stellte ein Vorhofflimmern fest! Das ist eine Herzstörung, die man mit Medikamenten behandeln muss. Er gab mir drei verschiedene Arzneien, die ich regelmäßig einnahm. Aber sie hatten Nebenwirkungen. Also ging ich wieder zum Arzt, und er riet mir zu einem Kontrastechokardiogramm, einem Belastungstest. Allerdings konnte sein Gerät nur Patienten verkraften, die höchstens 136 Kilo wogen. Deshalb vereinbarten wir einen Termin im New York Hospital in Manhattan.

Ich ging hin, immer noch als Jack Falcone und mit meiner Versicherungskarte von der Gewerkschaft. Sie rasierten mir die Brust, schlossen das EKG an und starteten den Test. Auf einmal liefen alle Ärzte ins Zimmer und redeten durcheinander.

»Entschuldigen Sie, Mr. Falcone«, sagte einer von ihnen. »Wissen Sie, dass Sie Vorhofflimmern haben?«

Ich nickte.

»Wir dürfen diesen Test nicht machen! Ihr Ruhepuls ist 220! Der Normalwert bei Männern Ihres Alters ist 80! Sie gehen sofort in die Notaufnahme!«

»Machen Sie Witze?«, rief ich.

»Merken Sie denn nichts?«, fragte der Arzt. »Wir schicken Sie in die Notaufnahme! Wir haben Dr. Medavoy angerufen, und er ist der gleichen Meinung.«

Ich war entsetzt. Sie brachten mich in die Notaufnahme. Es war eine typische Notaufnahme in New York City: Ich sah blutende Schwerverletzte und andere schreckliche Dinge. Plötzlich lag ich auf einer Trage mit Infusionsnadeln im Arm, und dabei umringten mich so viele Schwestern und Ärzte, die mich alle knufften und anstupsten, dass ich dachte: Was geht hier vor? Überall Monitore und Nadeln – ich bin ein Wrack!

Meine Frau wusste nicht einmal, wo ich war, und ich konnte sie nicht anrufen. Ich durfte kein Telefon benutzen, weil ich an all diese medizinischen Geräte angeschlossen war. Wenn man in einem Krankenhaus ein Handy benutzt, flippen alle aus. Ich war sicher, dass Dr. Medavoy Greg

DePalma anrufen würde und dass Greg und die anderen Mitglieder der Gang mich besuchen würden. Also rief ich heimlich bei Dr. Medavoy an und erzählte ihm, mein Herzschlag habe sich normalisiert und ich würde das Krankenhaus verlassen. Er wollte mich gleich am nächsten Morgen sehen. Ich hatte nichts dagegen. Ich wollte nur nicht, dass er Greg informierte, weil ich befürchtete, er werde vorschlagen, meine Frau und mein Kind zu mir zu bringen.

Auf einmal dämmerte es mir: Ich lag mit erhöhter Herzfrequenz in der Notaufnahme, niemand wusste, wo ich war – weder meine Frau noch das FBI. Was wäre, wenn ich als Jack Falcone sterben würde? Ich schätzte, dass ich etwa eine Stunde dort bleiben würde ... aber sie behielten mich acht lange, lange Stunden! Erst dann war meine Pulsfrequenz so weit gesunken, dass ich gehen durfte.

Das passierte zwei Tage vor Weihnachten. Ich hatte eine Menge Zeit zum Nachdenken, während ich auf der Trage in der Notaufnahme lag. Ich dachte an meine Tochter. Ich dachte an Weihnachten. Ich dachte: Warum zum Teufel mache ich diesen Job? Wieso habe ich es zugelassen, dass ich so fett und schlapp wurde? Habe ich den Verstand verloren? Sollte ich allein in einem Krankenhaus sterben, unfähig, meine Frau und meine Tochter anzurufen?

Endlich wurde ich entlassen; aber ich wusste, dass meine Probleme erst begonnen hatten. Sofort rief ich Nat Parisi an und berichtete ihm, was geschehen war.

»Nat«, sagte ich, »du musst mir etwas versprechen. Ich kenne unsere verdammten Chefs. Wenn sie davon erfahren, ziehen sie mich vom Fall ab.«

»Aber das ist ernst!«, sagte Nat. »Zur Hölle mit dem Fall! Ich mache mir Sorgen um dich!«

Das war typisch Nat. Er kümmerte sich immer um mich. Ein ganzer Kerl!

»Ich will, dass es dir gut geht und dass du ärztlich betreut wirst«, erklärte er.

Das versprach ich ihm.

Dann sagte er: »Mal sehen, was ich tun kann.«

Jetzt folgte der Anruf, den ich fürchtete: bei meiner Frau.

Wie ich erwartet hatte, rastete sie aus, als sie von meinem Herzproblem erfuhr.

»Das war's, jetzt ist Schluss!«, sagte sie. Sie war ohnehin wütend auf das FBI, weil man mich nie medizinisch untersuchen ließ. »Sie haben dich jahrelang ausgenutzt.«

»Ich muss diese Sache durchstehen«, sagte ich. »Es ist Gregs Arzt. Ich muss zu ihm gehen.«

Das haute meine Frau um. »Du musst was tun?«, schrie sie. »Du gehst nicht zu einem Mafia-Kardiologen!«

»Was soll ich denn tun?«, flehte ich. »Einen Kardiologen in den Gelben Seiten suchen?«

»Nun, warum eigentlich nicht?«, fragte sie.

»Er ist kein Mafia-Kardiologe«, versuchte ich zu erklären. »Er ist einer der besten Ärzte in Westchester.«

In diesem Augenblick meldete sich mein Piepser. Es war Greg. Was für ein perfektes Timing!

»Du wirst diesen Anruf nicht beantworten!«, sagte meine Frau, die bereits entsetzt darüber war, dass sie mich fast verloren hatte – nicht durch die Kugel eines Mörders, sondern wegen des Übergewichts, das ich mit mir herumschleppte.

»Ich muss antworten!«, erwiderte ich. »Sonst denkt Greg, die Cops hätten mich geschnappt.«

»Du arbeitest nicht mehr an diesem Fall!«, sagte meine Frau. »Schluss damit!«

Irgendwie überredete ich sie, über die ganze Sache noch einmal nachzudenken. Sie war einverstanden, dass ich weitermachte. Später rief ich Greg an und berichtete ihm, was passiert war. Wie erwartet war er wütend, weil ich ihn nicht von der Klinik aus angerufen hatte. Nat leistete großartige Arbeit. Er behielt meinen Aufenthalt in der Notaufnahme für sich, nachdem ich ihm ein ärztliches Attest gezeigt hatte, in dem es hieß, alles sei in Ordnung, solange ich meine Medikamente nähme. Nat sorgte dafür, dass unsere Vorgesetzten nur seine geschönte Version der Ereignisse hörten. Ich ging wieder zu Dr. Medavoy, der mir neue Medikamente und weitere

Untersuchungen verordnete. Was für ein großartiger Arzt! Seine Mitarbeiter waren so gut, dass ich sie bedauerte, weil sie Greg behandeln mussten, der aufkreuzte, wann immer es ihm passte. Greg vereinbarte keine Arzttermine – er ging einfach in die Praxis, ignorierte die Patienten im Wartezimmer und ging sofort zum Arzt. Ich war immer peinlich berührt, wenn wir an zehn Senioren vorbeigingen, die geduldig warteten, und Greg die Arzthelferin an der Anmeldung fragte: »Ist er da?« Kaum hatte sie genickt, ging er schnurstracks hinein. Ich habe nie jemanden getroffen, für den eine Vorzugsbehandlung so selbstverständlich war.

Ich fragte ihn: »Greg, machst du denn nie Termine?«

»Zum Teufel damit!«

Wenn ich zu einem vereinbarten Termin vorsprach, hofierten mich alle und wollten auch mich so behandeln, wie Greg es von ihnen erwartete. Aber ich lehnte ab und wartete, bis ich an der Reihe war.

Als FBI-Agent wurde ich nicht einmal untersucht. Aber dank der Mafia hatte ich Zugang zu den besten Fachärzten der Stadt.

Ich glaube wirklich, dass all diese Ereignisse ein Beweis für mein Engagement sind. Das soll kein Eigenlob sein – vielleicht bin ich ja ein Dummkopf. Ich vertraute dem Arzt, den ich im Laufe meiner Ermittlungen kennengelernt hatte; darum musste ich bei ihm bleiben. Der Fall bedeutete mir eben viel. Hätte das FBI mich vom Fall abberufen, hätte ich einen anderen Kardiologen suchen müssen.

Es gibt einen Nachtrag zu dieser Geschichte, einen schlimmen Vorfall, der sich ein paar Tage später ereignete. Wir aßen alle zu Mittag. Greg machte sich große Sorgen um mich. Ich sah es in seinen Augen. »Jackie, geht es dir gut?«, fragte er. »Alle hatten Angst um dich.«

»Klar, Greg. Es ist nichts Schlimmes«, versicherte ich ihm.

Dann ließ Greg eine Bombe platzen. »Wir haben eine miese Ratte unter uns.«

Plötzlich hörte das Gelächter auf, und alle schauten sich um. »Wir müssen uns unbedingt um diesen Kerl kümmern«, beharrte Greg.

»Was ist denn los? Wer ist es?«, fragte ich unschuldig. »Wer ist es?«

Greg zeigte mit einem langen Finger auf mich. »Du bist es, Jack!«, sagte er.

Ich war im New York Hospital gewesen, um meine Herzfrequenz zu senken. Aber jetzt war ich sicher, dass mein Herz 300 Mal in der Minute schlug! Plötzlich erkannte ich, was er tatsächlich gemeint hatte: das kleine Gerät, das meine Herzfrequenz 24 Stunden am Tag überwachte. Er hatte gar nicht das Aufzeichnungsgerät gemeint, das ich immer bei mir hatte, wenn ich mit ihm und den anderen zusammen war.

»Ach ja, du meinst dieses Ding hier!«, sagte ich und deutete auf den medizinischen Apparat. Alle lachten herzlich.

Ich lehnte mich zurück und dachte: Verdammt noch mal! Das war ein Klassiker!

»Du wirst wieder gesund, Junge!«, sagte der Alte und grinste mich an. Er freute sich diebisch, dass er mir Angst eingejagt hatte. Dies war ein entscheidender Augenblick für mich. Ich wusste, wenn ich diesen Moment überleben konnte, dann konnte ich während der Ermittlungen alles überleben. Jeder normale Mensch hätte sofort einen Herzanfall bekommen.

KAPITEL 17

Begegnung mit Robert Vaccaro

Während ich dem FBI neue Puzzleteile über die Gambinos lieferte, versorgte das Büro mich ebenfalls mit neuen Informationen. So erfuhr ich beispielsweise von Nat Parisi und Chris Munger, dass Greg mit einigen neuen Leuten herumhing. Unsere Informanten identifizierten einen dieser Leute als Robert Vaccaro, der seit Langem der Mafia angehörte. Am 7. Oktober 2003 kam Greg ins Restaurant La Villetta und stellte mir Robert vor. Dann sagte er zu meiner Überraschung: »Wenn mir etwas passiert, sprich mit ihm. Er ist dein Ansprechpartner.«

Als ich Robert Vaccaro zum ersten Mal traf, wusste ich sehr wenig über ihn. Obwohl er ein initiiertes Mitglied der Mafia war, blieb seine Rolle dem FBI verborgen. Er war das Gegenteil von Greg DePalma – diskret, wie man es von Mafiosi erwartete. Greg telefonierte endlos mit seinem Handy, während Vaccaro unseren Informanten zufolge nie ein Mobiltelefon benutzte. Später fanden wir heraus, dass er zwar ein Handy besaß, aber nur einen Taschenpiepser mit einem Codesystem benutzte, wie es Drogensüchtige zu tun pflegen. In der zivilisierten Welt waren alle von Rufmeldern auf Handys umgestiegen – aber nicht Vaccaro. Er war sehr vorsichtig, besonders in meiner Gegenwart, und es dauerte eine Weile, bis er mich akzeptierte.

Er war Ende 40, groß, neigte zur Glatze und hatte eine durchschnittliche Figur. Man durfte ihn auf keinen Fall unterschätzen. Seine Augen strahlten eine finstere Entschlossenheit aus, die mich frösteln ließ. Robert wohnte in einer offenen Anstalt in New York, weil er unter Bewährung

stand; aber nachts, wenn die Bewährungshelfer schliefen, fuhr er nach New Jersey und Connecticut, um sich mit den Chefs des Gambino-Clans zu treffen: Squitieri und Megale.

Die Frage blieb: Wer war dieser Robert Vaccaro, und warum war er plötzlich mit Greg zusammen? Wir stellten eine Kurzbiografie von ihm zusammen, die sich auf Gregs Bemerkungen und unsere Informanten stützte. Vaccaro hatte 15 Jahre im Gefängnis des Staates New York verbracht, weil er Heroin verkauft hatte, und war vor Kurzem entlassen worden. Er wechselte zum Gambino-Clan. Greg erzählte mir, dass die Clans ab und zu Mitglieder austauschen. »Er war ein Lucchese und ist jetzt einer von uns.«

Meine Kollegen und ich überlegten, welche Aufgabe Vaccaro haben mochte. Uns fielen zwei Möglichkeiten ein. Vielleicht sollte Greg ihn in alle seine kriminellen Aktivitäten einweihen, damit Vaccaro einspringen konnte, falls Greg sich zurückzog, starb oder zum Consigliere, Stellvertreter oder Boss aufstieg. Aber es war auch denkbar, dass die Bosse ihn beauftragt hatten, alles über Greg zu lernen – und ihn dann zu beseitigen.

Ich fragte mich, ob Robert beabsichtigte, mich in seine Gang aufzunehmen, falls er Gregs Nachfolger werden sollte, oder ob er mich umlegen würde, weil ich Gregs Freund und Vertrauter war.

Das Lustige war, dass Vaccaro den Alten darüber aufklärte, wie man sich in unserer modernen Zeit einer Verhaftung entziehen konnte. »Hör auf, das Telefon zu benutzen«, sagte er. »Schau dich um, wenn du Auto fährst, damit du siehst, ob man dich beschattet.« Vaccaro erklärte, dass die Cops den Begriff »Trockenreinigung« verwendeten, wenn ein Gangster plötzlich die Fahrtrichtung änderte oder das Auto wechselte, um Verfolger abzuschütteln.

Wenn Greg von Vaccaro etwas Neues lernte, erzählte er mir alles. Es hörte sich an, als besitze er sensationelle Tipps, um eine Festnahme zu verhindern.

»Jackieboy«, knurrte er, »sprich nie am Telefon übers Geschäft!«

Am liebsten hätte ich erwidert: »Danke Sherlock! Übrigens – wer plaudert denn andauernd am Telefon?«

Anfangs war Gregs Verhältnis zu Vaccaro zwiespältig. Er bewunderte ihn als Mafioso, doch gleichzeitig ärgerte er sich darüber, dass der Neue ständig anwesend und eine potenzielle Bedrohung war. Deshalb gab es

Spannungen zwischen Robert und Greg, die sogar auf meine Beziehung zu Greg abfärbten. Wenn ich Zeit mit Robert verbrachte, wurde Greg eifersüchtig.

»Warum hängst du die ganze Nacht mit ihm rum?«, fragte er mit rauer Stimme. »Vergiss nicht, dass du da sein musst, wenn ich dich brauche.«

Vielleicht fürchtete er, dass wir zwei uns gegen ihn verbünden würden, um ihn hinauszudrängen. Wer weiß, was ihm durch den Kopf ging? Ich wusste, dass es zu meinen Aufgaben gehörte, mehr über Robert Vaccaro herauszufinden – wer er war und was er vorhatte.

Robert stand den Gambino-Bossen sehr nahe und redete anfangs nur über Geschäfte, und zwar so vorsichtig wie möglich. Er flüsterte Greg selbst dann ins Ohr, wenn außer mir niemand anwesend war. Wenn andere Leute in der Nähe waren und er etwas zu sagen hatte, ging er mit Greg an einen entfernten Tisch. Ich bewunderte seine Nüchternheit.

Das bisschen Geld, das Robert am Anfang verdiente, sickerte nie zu Greg durch. Darüber regte er sich dauernd auf. Ehrlich gesagt verriet mir Greg nie, was er wirklich von Robert hielt. Nach einigen Monaten fühlte er sich nicht mehr bedroht und fand langsam Gefallen an Robert; aber er hielt ihn für einen Versager, ein Kreuz, das er tragen musste, weil der Typ nicht ständig Geld abdrückte. Natürlich war es ungewöhnlich, dass ein Capo ein initiiertes Mitglied in seine Gang aufnahm, das ihm nicht viel Geld einbrachte. Deshalb hatte die Beziehung zwischen den beiden immer ihre Grenzen. Zudem erinnerte Robert den Alten natürlich unablässig daran, dass man ihn jederzeit beseitigen oder abservieren konnte. Kein Wunder, dass Greg sich in Roberts Gesellschaft nie ganz wohlfühlte.

Mit Greg wusste ich umzugehen; aber es war schwieriger, an Vaccaro heranzukommen. Darum begann ich, bei ihm Wetten abzuschließen. Er unterhielt sich gerne über Sport, und wer ihn auflockern wollte, redete mit ihm über dieses Thema. Je mehr Zeit ich mit ihm verbrachte, desto klarer wurde mir, dass er ein echter, konservativer Mafioso der alten Schule war. Sein ganzes Gehabe drückte aus, dass Greg, ich und alle anderen ihn nicht die Bohne interessierten. Es war, als schreie er: »Ich wurde in diese Gang versetzt, aber ich kenne euch nicht wirklich, und ich traue niemandem. Und dabei soll es bleiben.«

Tja, genau das erwartet man von einem Mafioso.

Allmählich lernte ich Vaccaro also besser kennen, und da ich bei ihm wettete, hatten wir mehr zu reden. Und weil ich bei ihm Geld verlor, hatten wir noch mehr zu reden! Wie sich herausstellte, gehörte sein Wettbüro zu einem Glücksspielring mit Hauptsitz in Costa Rica, der Milliarden Dollar umsetzte. Kleine Buchmacher haben immer ein Problem damit, Wetten unterzubringen, vor allem wenn zu viele Kunden auf den Favoriten oder die Heimmannschaft setzen. Deshalb hatte die Mafia dieses Computerwettssystem in Costa Rica eingerichtet. Der Spieler bekam einen Codenamen und eine Codenummer. Dann rief er eine 800er-Nummer an, wurde nach Costa Rica durchgestellt und nannte seinen Namen und seine Nummer.

Ich war »der Falke« und hatte eine vierstellige Codenummer. Sobald ich mich auf diese Weise identifiziert hatte, konnte ich auf alles unter der Sonne wetten – nicht nur auf Spielergebnisse, sondern auf alles, was in Las Vegas angeboten wird: Wer gewinnt die Seitenwahl, wer erzielt den ersten Touchdown, wie steht das Spiel am Ende des ersten Viertels und vieles mehr. Jede Woche erhielt der örtliche Buchmacher einen Bericht aus Costa Rica, in dem stand, wie viel jeder Kunde gewonnen hatte oder noch schuldete und wie viel der Buchmacher selbst dem Syndikat schuldete oder was er von ihm zu bekommen hatte. Es lief wie geschmiert und war eine der kriminellen Hauptbeschäftigungen Vaccaros, soviel wir wussten.

Vaccaro hatte eine Freundin, die ihm treu geblieben war, als er wegen Drogenhandels im Gefängnis gesessen hatte. Nennen wir sie Donna. Sie sah aus wie Marisa Tomei ... und ihretwegen wurde ich fast umgebracht. Lange vor dem Gambino-Fall besuchte ich häufig ein Restaurant mit Bar in New York, wo ich eine Menge Leute kannte. Dort traf ich Donna häufig, weil sie mit dem Eigentümer befreundet war. Außerdem war sie eine Nichte oder Cousine von Gigi dem Wal, einem der beiden Typen im organisierten Verbrechen, die mit Sicherheit wussten, wer ich war.

Donna war immer in diesem Restaurant in Manhattan zu finden. Alles, was ich von ihr wusste, war, dass sie die Freundin eines Mafioso war, der im Knast saß. Robert Vaccaro kannte ich damals natürlich nicht. Ich grüßte sie, und wir führten ein kurzes, freundliches Gespräch. Sie war immer in

Gesellschaft. Ich musste annehmen, dass Gigi sie über meinen Beruf informiert hatte. Wie sich herausstellte, stimmte das.

Greg, Vaccaro und ich schlossen einen ungemütlichen Burgfrieden oder eine ungemütliche Freundschaft. Eine gewisse Spannung war immer noch da, vor allem weil Greg auf jeden eifersüchtig war, der Zeit mit mir verbrachte. Als meine Ermittlungen in Sachen Vaccaro Fortschritte machten, fanden wir heraus, dass seine Freundin eben die Donna war, die ich vor Jahren kennengelernt hatte.

Deshalb war es für mich lebenswichtig, ihr aus dem Weg zu gehen. Sie hätte mich zweifellos sofort erkannt und zwei und zwei zusammengezählt. Ich will nicht behaupten, dass ich unvergesslich bin. Aber es gibt eben nicht viele Männer mit meiner Leibesfülle. Also sagte ich oft zu den Jungs: »Ist es nicht toll, dass wir ganz unter uns sind? Wer braucht schon Weiber und all ihre Probleme? So ist es doch einfacher!« Trotzdem wusste ich, dass Donna und ich einander irgendwann über den Weg laufen würden.

Eines Tages war es so weit. Robert erwähnte, seine Freundin versuche, Pelzmäntel zu verkaufen, und wolle sich deswegen mit mir treffen. Also saßen Greg, zwei andere Jungs und ich am nächsten Tag an unserem Tisch im La Villetta. Ich saß an meinem Stammplatz – gegenüber der Tür. Ein blauer BMW fuhr auf den Parkplatz, und Robert Vaccaro und Donna stiegen aus. Ich schluckte schwer. Meine Gedanken wirbelten durcheinander. Was würde passieren?

Mein üblicher Plan – leugnen, dass ich der FBI-Agent Jack Garcia war – würde nicht funktionieren. Ich wusste, dass sie mich bloßstellen würde, sobald sie mich sah. Dann würde ich zur Tür hinausgehen, und der Fall wäre zu Ende. Ich kann gar nicht beschreiben, wie enttäuscht ich war und welche Angst ich hatte. Nicht um mein Leben. Ich wusste, sie würden einen FBI-Agenten nicht erschießen. So dumm war Greg nicht. Aber wir hatten so viel Arbeit in diesen Fall investiert, und die Chancen, die er uns bot, hatten exponentiell zugenommen, seit der Eigentümer von Naked Truth zu uns gekommen war. Im Laufe von Monaten wurde ich vom Opfer zum Bekannten und Verbündeten Greg DePalmas, eines der führenden Mitglieder des Gambino-Clans, und bald sollte ich Mitglied werden. Und nun sah es so aus, als würde alles zusammenbrechen, sobald Donna mich erblickte.

Es hätte Gigi der Wal oder Randy Pizzolo sein können. Aber es war Donna. Sie und Vaccaro kamen herein, und er stellte mich vor.

Sie erkannte mich nicht. Sie hatte überhaupt keine Ahnung, wer ich war. Die Mahlzeit verlief sehr angenehm, alle amüsierten sich. Donna erkannte mich nicht.

Langsam dämmerte es mir. Sie ließ sich nur nichts anmerken, wollte vor all den anderen keine Szene machen. Selbstverständlich würde sie Vaccaro informieren, sobald die beiden das Restaurant verließen. Dann würde Robert es Greg sagen, und alles wäre vorbei.

Dankbar dafür, dass sie mich nicht vor all diesen Männern hatte auffliegen lassen, verließ ich das Lokal. Vielleicht war ich nicht so sicher, wie ich glaubte. Vielleicht hätte einer von ihnen mich niedergeschossen, wenn Donna mit dem Finger auf mich gezeigt hätte. Darum rief ich am selben Abend Greg an, nur um ihm auf den Zahn zu fühlen, nur um zu hören, was er zu sagen hatte.

Alles war wie immer.

Bald merkte ich, dass Donna wirklich nicht wusste, wer ich war. Wenn sie in einem Winkel ihres Gedächtnisses irgendwelche Erinnerungen an mich hatte, dann stiegen sie nicht an die Oberfläche. Ich betete darum, dass es so blieb, denn wir würden uns wahrscheinlich wieder begegnen. Je länger ich darüber nachdachte, desto klarer wurde mir, dass Donna jedes Mal, wenn ich sie gesehen hatte, während Vaccaro im Knast saß, einen betrunkenen Eindruck gemacht hatte. Gott, ich danke dir für den Alkohol, dachte ich. Andernfalls wäre unser Fall im Eimer gewesen und ich vielleicht auch.

Oder hatte sie mich erkannt und glaubte, ich hätte etwas gegen sie in der Hand. Immerhin war ihr Freund anwesend, und sie hing oft in einer Bar herum. Bis heute kann ich nicht begreifen, dass sie mich nicht erkannte. Ich war ein nervöses Wrack und machte mir von da an ständig Sorgen. Früher oder später musste ihre Erinnerung doch einsetzen. Aber es geschah nie.

Ich überlebte den Schock, Donna getroffen zu haben, und meine Freundschaft zu Robert wurde sogar enger. Eines Tages wollte er ein paar Geschäfte mit mir machen. Zwei seiner Ideen waren überaus interessant.

Zum einen wollte er in Florida eine Filiale des berühmten italienischen Restaurants Patsy eröffnen. Das ist ein Pizzalokal im alten Stil mit einem Holzkohleofen aus roten Backsteinen, der seiner Pizza einen überaus typischen – und köstlichen – Geschmack verleiht. Vaccaro kannte den Eigentümer, und der war mit einer Filiale in Florida einverstanden.

Beim bloßen Gedanken daran lief mir das Wasser im Mund zusammen. Wenn das klappte, konnten wir alle Verbrecher in ganz Südflorida schnappen. Wir würden alle Ganoven dort antreffen – es wäre ein enormer Erfolg geworden.

Das andere Projekt, an dem Robert mich offenbar beteiligen wollte, war Heroin. Jetzt, da wir uns besser kannten, vertraute er mir an, dass er in den 1970er-Jahren in New York in den Fall Pizza Connection verwickelt gewesen war. Das war ein umfangreicher Kriminalfall, bei dem es um den Import von Heroin und um Geldwäsche gegangen war. Seinen Namen erhielt der Fall, weil die Drogen aus Sizilien in Pizzerias verteilt worden waren.

»Damals habe ich eine Menge Geld verdient«, erzählte er mir.

»Bist du nach Sizilien geflogen?«, fragte ich.

Er nickte. »Zehn, 20 Mal.«

»Ich würde gerne in die alte Welt reisen«, sagte ich so sehnsüchtig, wie ich konnte. »Ich möchte Europa sehen. Bin nie dort gewesen.«

»Wenn du willst, dann fliegen wir«, erwiderte er.

Ich strahlte ihn an. »Kennst du noch Leute dort?«, fragte ich.

Wieder nickte er. »Eine Menge.«

Ich wollte nach Sizilien fliegen, damit Vaccaro mich seinen dortigen Verbindungsleuten vorstellte. Aber wir mussten die Sache sehr vorsichtig anpacken, weil Drogenhandel in der Mafia tabu war. Und da ich als Mitglied vorgeschlagen werden sollte, musste ich so tun, als würde ich Drogen meiden. Alles Blödsinn – aber so lief das Spiel.

Innerhalb von sechs Monaten betrachtete Robert mich nicht mehr als Fremdling und potenzielle Bedrohung, sondern als Geschäftspartner. Und das nur, weil wir über Sport redeten, Wetten abschlossen und zusammen abgingen.

Eines Tages im Oktober 2004 unterrichtete mich Greg darüber, dass er Robert zu seinem Acting Capo ernannt habe. Ich fragte ihn, was das be-

deute, und tat so, als sei ich bestürzt, da ich ihm Informationen entlocken wollte. Jack Falcone gehörte nicht zu seinem Kulturkreis. Ich kannte zwar die kubanische Unterwelt, nicht aber meine angeblichen italienischen Wurzeln. Darum fragte ich: »Greg, was zum Teufel ist ein Acting Capo?« Wie immer machte es Greg großen Spaß, mich weiterzubilden. Er redete gern, und ich war der ideale Schüler – ich sog alles in mich auf, was er mir beibrachte. Natürlich klärte er nicht nur mich auf, sondern das ganze FBI.

Greg erklärte mir, dass die Mafia immer mehr »agierende« oder »geschäftsführende« Capos ernannte, weil so viele Mitglieder im Knast saßen. Der Acting Capo ist derjenige, der sich der Gefahr aussetzt, nicht der eigentliche Capo, Boss oder Stellvertreter. Wenn Greg ein Problem hatte, das ihm zu brenzlich war, oder wenn er einer bestimmten Person nicht begegnen wollte, schickte er Vaccaro als seinen Vertreter hin. Dieser musste sich dann den Wanzen und den Informanten stellen. Und wenn etwas Schlimmes geschah, lag der Agierende als Erster auf dem Hackblock des Schlächters. Mit anderen Worten: Er war das Opferlamm, der Mafioso, den die Bosse entbehrlich fanden.

Als wir zu Bloomingdale's gingen, um Petey Chops zu stellen, begleitete uns Vaccaro in seiner neuen Rolle als Acting Capo. Davon habe ich im Prolog berichtet. Jetzt möchte ich schildern, was nach dieser Konfrontation geschah. Selbst Acting Capos wie Robert haben ihre Grenzen. Da Robert ein initiiertes Mitglied des Gambino-Clans zusammengeschlagen hatte, musste Arnold Squitieri, der Boss des Clans, sich mit der Sache befassen.

Dieses Ereignis hatte zwei Nachwirkungen. Erstens hatte Petey das Recht, sich beim Boss zu beschweren, weil er als Mitglied nicht geschlagen werden durfte. Zweitens glaube ich, dass DePalma und Vaccaro an mir zu zweifeln begannen. Ich hätte mich an der Schlägerei beteiligen sollen. Aber aus irgendeinem Grund kamen sie nicht darauf zurück, und Greg erwähnte auch nie, wie oft ich seine Befehle, jemanden zu verprügeln oder umzulegen, nicht befolgt hatte. Sie versuchten nie, mich umzubringen, und Greg wollte mich anscheinend immer noch zum Mitglied machen. Litt ich an Verfolgungswahn, oder lag es an meiner Ausbildung und an meiner Erfahrung, dass ich fürchtete, aufgefliegen zu sein? Wie dem auch sei, ich überlebte – und der Fall auch.

Am nächsten Tag traf ich Greg im Pflegeheim. Er erzählte mir, Vaccaro sei beim Boss, um den Fall zu besprechen.

»Jackieboy«, knurrte er, »du verstehst das nicht. Ein Mitglied darfst du nicht anfassen. Man könnte dich dafür umlegen. Es ist nicht erlaubt.«

»Greg, wird er heil aus dieser Sache rauskommen?«, fragte ich.

»Keine Ahnung«, räumte er ein. »Wenn Petey sich beim Boss beschwert, schickt der ihn zu mir, weil ich sein Capo bin. Ich weise die Beschwerde dann sofort ab. Darum glaube ich nicht, dass etwas schiefgeht.«

»Dieser Petey Chops ist ein verdammtes Arschloch«, sagte ich, und Greg nickte weise.

An diesem Tag geschah nichts. Petey Chops erschien nicht, um Bericht zu erstatten. Später erfuhren wir, dass er beim Arzt gewesen war, um sich verbinden zu lassen. Am folgenden Tag kam er in aller Frühe ins Pflegeheim, ganz unterwürfig. Er fragte Greg sogar, ob ich ebenfalls Mitglied sei. Und er begann tatsächlich mit seinen Zahlungen an Greg. Nun ja, er hatte keine andere Wahl. Er konnte nicht zur Polizei gehen und sagen: »Robert Vaccaro, Greg DePalma und ein hünenhafter Schläger, den ich nicht kenne, haben mich überfallen. Es ging darum, dass ich meine Vorgesetzten im Gambino-Clan nicht an meinen Profiten aus verbotenen Glücksspiel und Kreditwucher beteiligte.«

Bald waren Greg und Vaccaro unzertrennlich. Robert gab Nummern in seinen Piepser ein, um Greg mitzuteilen, wo er ihn treffen wollte. Eins war das Restaurant La Villetta. Zwei war Agostino an der Grenze zwischen Pelham und der Bronx. Drei war Savini, ein anderes Restaurant. Vier war das Pflegeheim. Und fünf war Bentley's Diner. Mafiosi sind Gewohnheitstiere. Darin unterscheiden sie sich von den Kolumbianern, die bei Nacht und Nebel verschwinden, wenn sie eine bevorstehende Festnahme wittern. Drogenhändler wollen unbedingt anonym bleiben. Mafiosi sehnen sich dagegen nach dem Rampenlicht. Wir beim FBI wissen, wann sie aufstehen, wohin sie gehen und welche Freundinnen sie haben. Wenn wir einen von ihnen während einer Überwachung aus den Augen verlieren, finden wir ihn innerhalb von zehn Minuten wieder. Andererseits kennen die Ganoven die Agenten – wie im Fernsehen oder im Kino. Zwischen beiden besteht eine symbiotische Verbindung. Die Mafiosi hassen uns und wün-

schen uns einen schrecklichen Tod ... aber wenn wir nicht da sind, vermissen sie uns.

Übrigens ist ein verdeckter Ermittler nur so gut wie seine Kollegen vom Überwachungsteam. Zum Glück hatten wir eine sehr gute Truppe. Viele FBI-Agenten glauben, sie könnten sich hinter abgedunkelten Autoscheiben verstecken, sodass niemand hineinschauen kann. Aber wenn ein Auto mit dunklen Scheiben vorbeifährt, ist das so, als würden Pfeile auf den Wagen zeigen und verkünden: »Hier kommt das FBI.« Sicher, die Leute können unser Gesicht nicht sehen, aber sie sehen eindeutig ein glänzendes, neues, viertüriges amerikanisches Auto mit getönten Scheiben!

Vaccaro war ein Meister der Spionageabwehr. Wenn er mit dem Auto fuhr, machte er plötzlich Kehrtwendungen und nutzte alle Arten von Fluchttechniken. Er spielte mit den Agenten, die ihm folgten, foppte sie; denn genau das machte ihm Spaß. Ich schulde ihm keinen Respekt, aber ich muss einräumen, dass er ein guter, unauffälliger Mafioso und ein loyaler Soldat war. Greg, Robert und ich waren ein eingespieltes Team.

Der schlimmste Augenblick für mich kam, als Greg mich anrief und sagte, er wolle mich sofort sehen. Ich eilte zu ihm, und Greg und Vaccaro stiegen in meinen H2 Hummer. Greg setzte sich auf den Rücksitz, Robert auf den Beifahrersitz.

»Unter uns befindet sich eine Ratte«, begann Greg und starrte mich zornig an.

Mein Magen verkrampfte sich. Ich zermartete mir das Hirn und versuchte herauszufinden, wer mich als FBI-Agent enttarnt haben mochte. Vielleicht Donna oder Gigi oder Randy Pizzolo. Oder jemand, von dem ich noch nie gehört hatte? Ich wusste nicht, was ich sagen sollte.

»Unter uns?«, fragte ich nach einer Weile. Ich wollte Zeit gewinnen und über meine Möglichkeiten nachdenken.

Greg nickte langsam. Nie zuvor hatte ich ihn so wütend gesehen. Ich hätte mich umdrehen und Vaccaro ins Gesicht schlagen können; dann hätte ich Greg wegstoßen und aus dem Auto springen können. Aber sie hätten mich erschossen, bevor ich dazu gekommen wäre. »Wer ist es? Einer in unserer Crew?«, fragte ich.

»Nein, er ist einer von uns«, antwortete Greg.

Das bedeutete, es war kein Verbündeter wie ich, sondern ein initiiertes Mitglied.

Die Erleichterung, die ich spürte, war greifbar. Ich war nicht gemeint.

»Es ist der Boss der Bonannos«, sagte Greg verächtlich. Die Bonannos sind ein konkurrierender Clan in New York. »Joe Massino. Er ist eine verdammte Ratte. Eine ganze Truppe von Bullen bewacht ihn jetzt. Darum wird derzeit niemand mehr aufgenommen. Die Regeln wurden geändert. Aber du wirst der Nächste sein.«

Er bildete mich aus und hatte schon einige Male angedeutet, dass er mich aufnehmen wolle. Aber diesmal sagte er, ich stünde auf der Liste der Anwärter. Das ist der nächste Schritt: eine Liste, die unter den Clanmitgliedern und den anderen Clans zirkuliert, um herauszufinden, ob jemand am Anwärter etwas auszusetzen hat. Es ist meist der letzte Schritt vor der Aufnahme.

»Greg, das wäre mir eine Ehre«, sagte ich. Das versicherte ich ihm immer, wenn er dieses Thema erwähnte.

»Willst du es wirklich?«, fragte er dann, um mich zu prüfen.

»Selbstverständlich!«

Vaccaro sagte nichts – wenn der Capo zuständig ist, hat der Soldat zu schweigen.

Ich nickte, hielt den Mund und fuhr weiter. Über diese Unterhaltung musste ich gründlich nachdenken. Offenbar war Greg mit mir als Lehrling so zufrieden, dass er mich zu einem initiierten Mitglied der Mafia machen wollte. Allmählich ebbte mein Gefühlsschwall ab, den seine Enthüllung ausgelöst hatte ... und die Erkenntnis, dass er mit der »Ratte« nicht mich gemeint hatte.

Zuerst glaubte ich, in großer Gefahr zu sein, dann war ich unendlich erleichtert, und schließlich musste ich die Nachricht verdauen, dass Greg mich zur Aufnahme in den Gambino-Clan vorschlagen wollte. Und das alles innerhalb weniger Sekunden! Ehrlich gesagt, wusste ich nicht, was ich davon halten sollte. Darum schwieg ich. Das ist immer die beste Taktik.

Natürlich informierte ich Nat und Chris und sagte: »Jungs, wir müssen die Zeremonie aufzeichnen!«

Sie stimmten beide zu, aber wir fürchteten, dass man mich vor der Zeremonie filzen würde oder dass ich mich nackt ausziehen musste. Letzteres war, wie ich von Greg erfahren hatte, bei einigen Clans üblich.

Doch als der beispiellose Moment – ein FBI-Agent sollte initiiertes Mitglied des Mobs werden – näher rückte, gab es eine noch größere Überraschung. Vielleicht hatten unsere Vorgesetzten Angst, oder sie waren der Meinung, dass sie bereits genügend Fälle gelöst hatten, um ihre eigene Karriere zu fördern. Jedenfalls wollten sie den ganzen Fall abschließen.

ZWISCHENSPIEL 4

Der Fall des neugierigen Taxifahrers

Er hatte eine dunkle Haut, war durchschnittlich groß und schwer und sprach mit deutlichem Akzent. Er ging in einen Computerladen in Queens und erklärte, sein Rechner sei zu langsam.

»Kein Problem«, versprach ihm der Eigentümer des Geschäfts. »Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?«

Der Mann nickte. Er hatte etwas Seltsames an sich – obwohl es heiß war, trug er einen Mantel und nahm fast nie die Hände aus den Taschen. Er hatte keinen Humor, und seine Augen blickten starr. Ein Typ, der Angst einflößte.

»Da ist noch etwas«, sagte der Fremde. »Ich suche eine Website, die ›Leitfaden für Anarchisten‹ heißt, aber ich finde sie nicht im Internet. Vielleicht können Sie mir helfen.«

Im Kopf des Kaufmanns schrillten die Alarmglocken. »Worum geht es auf dieser Website?«, fragte er.

»Man kann dort lernen, wie man Bomben baut«, erwiderte der Mann mit einer gruseligen, flachen Stimme, die dem Ladenbesitzer verriet, dass er es ernst meinte.

»Bomben? Warum wollen Sie Bomben bauen? Was sind Sie von Beruf?«

»Ich bin Taxifahrer in der Stadt.«

Also nahm der Ladenbesitzer den Computer des Mannes entgegen und versprach, ihn schneller zu machen. Er schaute zu, wie der Mann mit seinem Taxi wegfuhr; dann rief er das FBI an. Zufällig war das Geschäft nur

eine Nebentätigkeit des Kaufmanns. Im Hauptberuf arbeitete er für die Strafvollzugsbehörde in New York.

Damals arbeitete ich an einer ganzen Reihe von Fällen: DePalma und Mafia, Korruption bei der Polizei in Miami, Royal Charm, asiatische Fälscher, Banknoten- und Waffenschmuggler sowie korrupte Politiker in Atlantic City.

Mein Freund Tom Donlon, damals ASAC (Assistant Special Agent in Charge, also stellvertretender Leiter) des Dezernats für Terrorismusabwehr und Mitglied der Joint Terrorist Task Force, sowie Special Agent Todd Renner, mein Case Agent, fragten mich:

»Hast du eine Minute Zeit?«

Ich wusste, was das bedeutete.

»Wir sind hinter einem Verrückten her, der in einen Computerladen ging, den Mantel nicht auszog und eine Website über Bombenbau suchte. Wir finden, du solltest mal mit ihm reden.«

»Das finde ich auch«, sagte ich. Am nächsten Tag fuhr ich zu diesem Tante-Emma-Computerladen in Queens. Mir war klar, dass ich voll einsteigen musste, wenn der Fall ernst war. Deshalb musste ich die Wahrheit gegenüber meinen Vorgesetzten ein wenig zurechtbiegen – ich würde behaupten, es seien nur ein paar Gastauftritte notwendig, damit sie nicht auf die Idee kamen, ich sei nicht ausgelastet. Manchmal war ich von acht Uhr bis Mittag im Büro, nur damit man mich sah; dann ging ich nach Hause, machte ein Nickerchen, zog mich um und ging zur Arbeit. Das geschah oft, und es zermürbte mich. Aber ich arbeitete so gerne undercover, dass ich den Stress in Kauf nahm.

Der Eingang des Computerladens war so klein, dass ich mich gebückt hindurchzwängen musste. Ich war da, als der Taxifahrer kam, um seinen Computer abzuholen.

Kaum hatte ich ihn gesehen dachte ich: Verdammt, das ist heiß!

Ich bin bestimmt kein Rassist. Aber mir war sofort klar, dass der Mann aus Afghanistan oder Pakistan stammte. Was wusste ich von der Materie? Ich war nur ein Mafioso aus der Bronx. Ich spielte einen Kriminellen, der über alles Bescheid weiß. Also sprach ich den Typen an und bemühte mich, wie ein Ganove aus der Umgebung zu klingen. Kein zu hohes Tier bei der Mafia.

»Das ist mein Revier«, erklärte ich ihm mit meinem besten Brooklyn-Akzent. »Du brauchst 'ne Bombe? Ich rate dir, hier in der Gegend keine Bombe hochgehen zu lassen. Wie ich höre, suchst du ein Handbuch für Anarchisten.«

»Ich möchte Sprengstoff herstellen«, gab er zu.

»Wofür?«, fragte ich. »Was soll das? Hast du 'nen Knall?«

»Ich will etwas in die Luft sprengen, was groß wie ein Berg ist«, erklärte er. Noch mehr Alarmklingeln schrillten. Das war im Jahr 2003, weniger als 18 Monate nach dem 11. September.

»Du vergeudest deine Zeit mit diesem Anarchistenquatsch«, sagte ich. »Du brauchst ein Diplom vom MIT, um diese Website zu kapieren. Hör zu, ich kann dir Sprengstoff von einer Baustelle besorgen.«

»Wirklich?«, fragte er fasziniert.

»Klar«, sagte ich. »He, dieses Handbuch für Anarchisten ist was für Anfänger. Gib mir deine Nummer, und ich ruf dich zurück.«

Er gab sie mir.

Eine Woche später rief ich ihn an und verabredete mich mit ihm am Computerladen. Während wir uns unterhielten, schlenderten wir zu McDonald's, wo ein Überwachungsteam wartete, um ihn zu fotografieren. Ich versprach ihm, alles zu besorgen, was er neben dem Sprengstoff noch brauchte. »Was willst du haben?«

Er wollte eine Menge – Nachtsichtferngläser, fünf schuss sichere Westen, eine Kamera, die man am Armaturenbrett eines Autos befestigen konnte, und obendrein einige Schlaftabletten. Er hatte Schlafstörungen und brauchte die Tabletten, um sich zu entspannen.

Tja, dieser Kerl sah voll und ganz wie ein Selbstmordattentäter aus. Wir beschatteten ihn Tag und Nacht. Das Team beobachtete ihn, wie er trotz brütender Hitze im Mantel in die U-Bahn stieg. Es war einfach beängstigend. Wir folgten ihm durch New York und behielten ihn auch im Auge, als er mit seinem Taxi herumfuhr. Wir wollten wissen, wen er sonst noch traf. Doch obwohl wir uns die größte Mühe gaben, entwischte er uns.

Zu unserer Überraschung tauchte er eine Woche später in Miami wieder auf. Er war nach einer Schiffsrundfahrt für Touristen durch den Hafen festgenommen worden. Er hatte den Schiffsführer gefragt, wie nahe er an

eine Brücke oder an ein Kreuzfahrtschiff heranfahren durfte, und er fotografierte Gebäude, die nichts mit den Sehenswürdigkeiten zu tun hatten, für die sich Touristen interessieren – zum Beispiel das Haus des NBA-Basketballers Shaquille O’Neal.

Deshalb hatte der Schiffsführer Angst bekommen und die Küstenwache alarmiert. Diese rief das FBI, das den Mann festnahm. Sie nahmen ihm den Film ab und ließen ihn dann frei. Wie sich herausstellte, war er legal im Land, und es ist nicht verboten, mit einer Videokamera Brücken in Großstädten zu filmen.

Nun, er kehrte nach New York zurück, und wir wussten jetzt eine Menge über ihn. Sein Name war Sayed Abdul Malike, er war 43 Jahre alt und in seiner Nachbarschaft in Queens dafür bekannt, dass ihn sehr viele Frauen in seinem Apartment besuchten. Die Nachbarn hielten ihn nur für einen komischen Kauz. Ein 16-Jähriger fragte ihn einmal, ob er ein Terrorist sei. Sayed schaute ihm starr in die Augen und sagte: »Ja.«

»Du bist Saddam Hussein!«, rief der Junge. Daraufhin rastete Sayed aus.

»ICH BIN NICHT SADDAM HUSSEIN!«, schrie er. »Sag das nie wieder! Dein Tag wird bald kommen!«

Bald danach traf ich mich erneut mit Sayed am Computerladen, und wir gingen wieder zu McDonald’s. Ich sagte ihm, ich hätte Sprengstoff im Wert von 10 000 Dollar von einer Baustelle.

»Ich kann ihn nicht nehmen«, erklärte Sayed. »Ich kann ihn nicht in meinem Haus aufbewahren.«

Ich war verärgert. »Also, was soll ich damit machen?«, fragte ich.

Aber er weigerte sich, den Sprengstoff zu kaufen. Wir wollten, dass er ihn kaufte, damit wir ihn festnehmen konnten. Es ist selbstverständlich illegal, Sprengstoff zu kaufen, es sei denn, man besitzt eine gültige Lizenz und einen guten Grund. Aber es klappte nicht. Wir gaben auf, und ich ging.

Dann meldete er sich wieder und fragte mich, ob er schussichere Westen, eine Kamera fürs Auto sowie Valium und Schlaftabletten bekommen könne. Den Kameratyp, den er haben wollte, benutzt auch die Polizei – sie befestigt die Kamera am Armaturenbrett und filmt alles, was auf der Straße geschieht. Als wir das Gewünschte zusammenstellten – Westen, Spreng-

stoff, Kamera, Nachtsichtferngläser –, deutete alles in eine Richtung: Er plante ein Attentat bei Nacht, er wollte etwas in die Luft sprengen, er arbeitete mit einer Gruppe zusammen, und er wollte das Ganze mit seiner Kamera aufzeichnen, weil irgendeine Organisation das Video für Propagandazwecke brauchte. Nun, dieser Kerl flößte uns zu viel Angst ein. Wir mussten ihn aus dem Verkehr ziehen.

Da er immer noch an Schlafstörungen litt, versprach ich ihm alle Medikamente, die er benötigte. Das gefiel ihm, und wir schlossen den Handel ab.

Er kam zum vereinbarten Treffpunkt. Da die Tabletten rezeptpflichtig sind, kann man sie nicht einfach auf der Straße kaufen. Nachdem ich ihm alles ausgehändigt hatte, fuhr ich mir mit der Hand durchs Haar. Dies war für meine Kollegen das Signal, uns beide festzunehmen. Genau das taten sie. Wir hatten einen sehr hübschen Grund gefunden, diesen Burschen von der Straße zu holen und ins Gefängnis zu bringen. Und es funktionierte.

Sie nahmen auch mich fest, damit er mich nicht mit der Justiz in Verbindung brachte. Er glaubte, ich sei ein Ganove, der Sachen besorgen kann. Wenn er mit seinen Freunden sprach, würde er sie also nicht auffordern, nach einem eins 93 großen und 170 Kilo schweren FBI-Agenten Ausschau zu halten. Übrigens macht es mir nichts aus, verhaftet zu werden. Ich möchte, dass der Ganove denkt: »Wer ist der Kerl, den sie mit mir eingesperrt haben?«

Außerdem ist dies eine sehr gute Methode, um die Glaubwürdigkeit eines Verdächtigen zu überprüfen. Der Ganove sieht, dass ich mit ihm festgenommen werde, und hält mich daher auch für einen Ganoven. Und wenn die Agenten ihn verhören, fragen sie: »Was wissen Sie über den Mann, der zusammen mit Ihnen verhaftet wurde?«

Wenn er dann antwortet: »Ich kenne ihn seit ein paar Monaten und habe ihn sechs oder sieben Mal getroffen«, wissen wir, dass er die Wahrheit sagt. Sagt er hingegen: »Den habe ich noch nie gesehen«, wissen wir, dass er lügt. Wer die Wahrheit über mich sagt, lässt sich wahrscheinlich umdrehen und kann uns helfen, höherrangige Kriminelle zu schnappen.

Als Sayed nach seiner Festnahme vernommen wurde, leugnete er, mich zu kennen. Er leugnete alles – er sei nie in Florida gewesen, habe mich nie gesehen, habe nie nach einem Leitfaden für Anarchisten gesucht. Deshalb

wurde er auch wegen Falschaussage gegenüber FBI-Agenten angeklagt. Wir durchsuchten seine Wohnung und fanden Reiseschecks im Wert von 14 000 Dollar und Bankkonten mit einem Guthaben von 41 000 Dollar. Obendrein entdeckten wir eine Liste der Nummernschilder von allen unseren Überwachungsautos – er hatte jeden einzelnen Beamten durchschaut.

Seine Nachbarn sagten alle das Gleiche: Sein Haar sei immer unordentlich gewesen und er habe immer seinen Mantel getragen, bei jedem Wetter. Ich versuchte oft, ihn zum Ablegen seines Mantels zu bewegen. Manchmal drehte ich sogar die Heizung im Computerladen voll auf, nur um zu sehen, was er unter dem Mantel verbarg. Aber er zog ihn nie aus.

Ich frage mich nur, was dieser Typ und seine Freunde wohl in die Luft gesprengt hätten, wenn er nicht zufällig in ein Computergeschäft gegangen wäre, das einem Beamten der Strafvollzugsbehörde gehörte. Von allen Kriminellen, die ich je geschnappt habe, jagte mir dieser am meisten Angst ein. Er hatte einen finsternen Plan hier in New York, und ich frage mich heute noch, welchen Terroranschlag wir möglicherweise verhindert haben.

TEIL DREI

Rückzug

KAPITEL 18

FBI an Falcone: Hau ab!

Bereiten Sie sich auf ein überraschendes Ende vor.

Man könnte meinen, das FBI sei begeistert gewesen, als es erfuhr, dass einer seiner Agenten Mitglied in der Mafia werden sollte.

Irrtum.

Die Bürokraten flippten aus, als sie davon hörten, und wollten den Fall sofort beenden.

Warum? Die Ausrede – eine schwache Ausrede –, die sie mir nannten, lautete: Wir haben nicht genug Leute.

Wie bitte? Ich bin der erste FBI-Agent seit Joe Pistone, der einen Mafiaclan unterwandert hat, und dem FBI fällt nicht mehr dazu ein als »Wir müssen aufhören!«. In meinem Kopf drehte sich alles.

Ich kämpfte verzweifelt, und im Nu wurde unser Personal aufgestockt. Was aber tat unser Vorgesetzter? Er ließ die neuen Kollegen Aufzeichnungen protokollieren, die ich bereits gemacht hatte! Er hätte sie beauftragen können, uns bei der Überwachung zu helfen und neues Material aufzuzeichnen, das ich liefern wollte. Fast zweieinhalb Jahre lang hatte ich jeden Tag eine Wanze bei mir getragen, wenn ich mit Gambinos zusammen gewesen war. Doch anstatt den Fall weiterzuverfolgen, sollten die neuen Kollegen Unerledigtes bearbeiten und den Abschluss des Falles vorbereiten.

Jeder neue Agent, der aus Quantico kam, hätte sich die Finger danach geleckert, die Abhörgeräte zu überwachen und neue Informationen aufzubereiten, die bei den umfangreichsten Ermittlungen des FBI gegen das orga-

nisierte Verbrechen anfielen. Aber das interessierte unseren Vorgesetzten nicht.

Er wollte niemanden mit der Abhöraktion beauftragen. Wir kämpften weiter, weil uns der Fall wichtig war. Doch selbst die Leute, die uns hätten unterstützen sollen, waren nicht dazu bereit. Wenn überhaupt, behinderten sie uns.

Als uns klar wurde, dass unsere Chefs den Fall Gambino beenden wollten, baten wir sie um ein Gespräch, um den genauen Grund zu erfahren. Sie meinten, wir hätten die Gambino-Bosse und ihre Untergebenen identifiziert und damit »unsere Ziele erreicht«.

Ich ging an die Decke.

»Soll das ein Witz sein?«, fragte ich. »Sie sehen doch, was wir in so kurzer Zeit erreicht haben! Und jetzt sagt DePalma, dass ich demnächst Mitglied der Cosa Nostra werden soll!«

Das ließ sie kalt. »Nun, es ist nicht verboten, jemanden zu initiieren«, sagte einer unserer Vorgesetzten.

Was? Hatte ich richtig gehört? Es ging doch nicht darum, ob eine Initiationszeremonie verboten ist. Das weiß jeder. Es ging um den enormen Nutzen, den meine Mitgliedschaft in der Mafia uns bringen würde. Ich hätte für verdeckte Ermittler im ganzen Land bürgen können. Aber unsere Chefs waren viel zu kurzfristig, um den Wert unserer Arbeit zu erkennen. Es war ihnen sogar gleichgültig, dass ich die Chance hatte, ins Allerheiligste des Gambino-Clans vorzustoßen. Greg hatte angekündigt, dass ich alle großen Bosse treffen und bei Besprechungen anwesend sein würde. Auch das war den Bürokraten egal. Sie behaupteten, ich wolle die Ermittlungen fortsetzen, weil es mir Spaß mache, mich als Mafioso auszugeben. Wie lächerlich! Das war meine Rolle, der Hauptzweck des ganzen Falles. Ich erfüllte nur meine Pflicht und hatte dabei mehr Erkenntnisse gewonnen, als irgendjemand sich erhofft hatte. Und als Mitglied hätte ich sogar noch mehr Informationen liefern können.

Ich musste meinen Vorgesetzten widersprechen.

»Lassen Sie mich eines klarstellen«, erklärte ich. »Ich will nicht deshalb weitermachen, weil ich Spaß an den Ermittlungen habe. Es ist ein gefährlicher Job! Das ist ein großer Fall für uns, und wenn wir weitermachen,

können wir dem gesamten organisierten Verbrechen einen gewaltigen Schlag versetzen. Ich mache das alles, weil es notwendig ist. Eine derartige Chance kommt etwa so oft wie der Halleysche Komet! Wenn wir die Gambinos und die anderen Clans in New York zerschlagen, verlieren sie ihre Glaubwürdigkeit bei der sizilianischen Mafia und in der Öffentlichkeit. Wir haben einen Fuß im Nacken der New Yorker Mafia, und Sie wollen, dass ich aufhöre? Das ist absurd.«

Ich konnte mich nicht mehr bremsen – meine Gefühle schwappten über.

»In diesen Fall sind Ganoven verwickelt, von denen Sie keine Ahnung haben, weil sie nicht auf Ihrem hübschen Schaubild stehen. Wie viele Ganoven auf Ihrem Schaubild sind wirklich Mafiamitglieder? Woher wissen Sie, dass Ihre Diagramme und Listen korrekt sind? Ich weiß von Greg DePalma persönlich, dass der Gambino-Clan 26 Capos hat. Auf Ihrem Schaubild stehen nur 21. Wo sind die anderen fünf? Außerdem fehlen eine Menge Soldaten! Wo ist Robert Vaccaro? Wo sind Louis Filippelli, Vinny Pacelli, Peter Vicini, Andrew Campos, Nicky LaSorsa, um nur einige zu nennen? Wir haben auch Gottis Nachfolger identifiziert. Sie hatten doch keine Ahnung, dass Squitieri, Megale und JoJo Corozzo der Boss, der Stellvertreter und der Consigliere sind!«

Vielleicht hätte ich mich ein wenig abregen sollen; aber ich war empört. Andere versuchten, mich zu unterbrechen.

»Was soll das?«, fuhr ich wütend fort. »Sie sagten, wir seien unterbesetzt. Und was taten Sie, als wir verstärkt wurden? Sie versuchten alles, um den Fall trotzdem zu beenden. Leute, wir sind die Ersten, die den Gambino-Clan unterwandert haben! Und es wird höchstwahrscheinlich nie wieder vorkommen, dass ein FBI-Agent für eine Mitgliedschaft in der Cosa Nostra vorgeschlagen wird! Diese Chance dürfen wir nicht vergeben!«

Und so weiter und so fort.

Als ich neu im Büro war, dachte ich: Wenn du mein Vorgesetzter bist, salutiere ich. Aber mit der Zeit wurde mir klar, dass einige meiner Chefs wenig oder gar keine Ahnung davon hatten, was es bedeutete, ein Agent auf der Straße zu sein. Eines Tages fragte ich einen Vorgesetzten: »Wie viele Jahre waren Sie auf der Straße? Was haben Sie dort gemacht? Wie

viele Stunden haben Sie Verdächtige überwacht? Hatten Sie einen Informanten, der eine Wanze bei sich trug? Haben Sie jemals Verbrecher abgehört? Sind sie als Zeuge vor Gericht aufgetreten?« Wenn ein Vorgesetzter all diese Fragen mit Ja beantworten kann, höre ich ihm zu. Ich gehe meilenweit für Leute, die sich auf der Straße bewährt haben. Aber wer glaubt, er sei ein erfahrener Agent, nur weil er Berichte über die Fälle anderer liest, ist ein Narr. Erzähle mir nicht, was du gelesen hast. Erzähle mir, was du getan hast.

Manchmal behauptet ein frischgebackener Supervisor: »Klar habe ich Fälle bearbeitet. Ich habe Verdächtige festgenommen.« Na und? Angenommen, ein Agent tritt die Tür ein und setzt sein Leben aufs Spiel, und der andere hält sich zurück. Ja, er war bei der Festnahme dabei. Aber ist etwas vorgefallen, was ihm die Augen übergehen ließ? Hat er etwas gesehen oder getan, was Mut, eine blitzschnelle Reaktion oder Zusammenarbeit mit Kollegen verlangte? Die Antwort lautet allzu oft: Nein, niemals. Wer einen ungefährlichen Job sucht, soll in einer Bibliothek arbeiten und die Verbrecherjagd den Profis überlassen. Aber so läuft es nicht. Einige Kollegen wollen ihr Abzeichen nur haben, um ihre Nachbarn zu beeindrucken oder eines Tages eine staatliche Pension zu bekommen, während sie gleichzeitig in der Privatwirtschaft arbeiten, um doppelt zu verdienen. Solche Leute sind während ihrer Laufbahn beim FBI nicht wirklich produktiv.

Ich bin nicht der Einzige. Viele Agenten, mit denen ich gesprochen habe, vor allem die verdeckten Ermittler, sind über gewisse FBI-Chefs ebenfalls enttäuscht. Das FBI ist wie jede andere Organisation, die aus Menschen besteht. Es gibt Agenten, die die eigentliche Arbeit erledigen, und es gibt einige, die herumhängen, viel reden und so tun, als seien sie wichtig.

Fehler passieren, vor allem wenn mehr als eine Justizbehörde an einem Fall beteiligt ist. Ein Beispiel dafür ist die Operation Reciprocity (Gegenseitigkeit), ein äußerst umfangreicher Fall, bei dem nicht nur das FBI, sondern auch die DEA und der Zoll mitmischten, weil es um internationalen Drogenschmuggel ging. Charlie Cunningham, der damals Case Agent war und vor Kurzem als Leiter einer Außenstelle in Richmond, Virginia, pensi-

oniert wurde, ist ein Kumpel von mir. Er arbeitete in Washington an dieser Operation und sichtete alles, was die FBI-Analysten über Drogenhändler, Geldwäscher und Schmuggler im mexikanischen Kartell gesammelt hatten. Plötzlich sah er eine Telefonnummer, die ihm bekannt vorkam.

Das war kein Wunder, denn es war meine Nummer.

Die Behörden, die an dem Fall arbeiteten (DEA, FBI usw.), waren irgendwie auf die Idee gekommen, ich sei kein FBI-Agent, sondern ein Gangster. Charlie klärte sie auf. »Jack ist einer von uns! Er spielt nur die Rolle eines Geldwäschers, und er ist verdeckter Ermittler in einem anderen Fall!«

»Oh, tut uns leid!«

Hätte Charlie nicht aufgepasst, hätte das FBI womöglich meinen Piepser und mein Handy angezapft! Sie hielten mich für ein wichtiges Mitglied des mexikanischen Kartells.

Diese Buchstabensuppe aus Behörden ist das eigentliche Problem bei Drogenfällen. Es kam vor, dass ich zu einer Verabredung mit einem Ganoven fuhr und der Treffpunkt von Agenten und Polizisten anderer Behörden wimmelte.

»Was tut ihr hier?«

»Was tun Sie hier?«

»Ach, ich möchte nur ein bisschen Geld waschen.«

»Wirklich? Wir auch. Wir waschen es für einen Drogenhändler.«

Das kann zu einem echten Chaos führen. Theoretisch sind die Justizbehörden eine kleine Welt. Aber es gibt so viele verschiedene Behörden, die den Drogenhandel bekämpfen, dass es hektisch wird: das FBI, die DEA, die New Yorker Polizei, die gemeinsame Einsatztruppe, die Staatsanwaltschaft, die Polizei des Bundesstaates, der Zoll, die Finanzbehörde und das ATF (Büro für Alkohol, Tabak und Schusswaffen) des Finanzministeriums. Es gibt mehr Drogenfahnder als Drogenhändler!

Oft werden Informationen nicht ausgetauscht. Manche Leute hüten ihre Macht oder ihr Wissen eifersüchtig, damit nicht andere den Lohn ernsten. Und wenn eine Behörde eine andere ins Vertrauen zieht, wirbt diese häufig den Informanten ab. Das kommt ständig vor. Im Idealfall sollte eine einzige Behörde für Drogen zuständig sein. Aber Menschen und Organisa-

tionen haben ihre eigenen Reviere und Pläne; darum glaube ich nicht, dass sich in nächster Zeit etwas ändern wird.

Nun ja, ich machte mir mit meinem Auftritt vor meinen Vorgesetzten keine Freunde. Aber das war mir egal. Immerhin konnte ich etwas mehr Zeit herausschinden. Es ist lächerlich, wenn man seine Vorgesetzten dazu überreden muss, eine einzigartige Chance zu nutzen und dem organisierten Verbrechen einen schweren Schlag zu versetzen.

KAPITEL 19

»Beim Bumsen lasse ich mich gerne küssen!«

Die Einmischung meiner Chefs machte mir schwer zu schaffen. Obwohl wir Beweise gegen mehrere Dutzend Mafiosi sammelten, obwohl ich bald als Jack Falcone in die Mafia aufgenommen werden sollte und obwohl wir unaufhörlich Informationen über das organisierte Verbrechen lieferten, waren die New Yorker Außenstelle und Washington fest entschlossen, den Fall abzuschließen. Aber ich wusste von Greg, dass meine Initiation nur noch ein paar Wochen entfernt war. Was tun?

Unsere Ausbilder hatten versprochen: »Wenn ihr ein Problem nicht lösen könnt, helfen wir euch.« Okay, dachte ich, jetzt stehe ich vor einem Problem, das ich nicht lösen kann. Wir haben einen großen Fall, aber das Büro hört mir nicht zu.

Während eines Telefongesprächs mit meinem Dienstvorgesetzten erfuhr ich, dass der Fall in zwei Monaten abgeschlossen werden sollte. Auch er wollte nicht weitermachen. »Die hohen Tiere haben uns vor vollendete Tatsachen gestellt«, sagte er.

Damit meinte er, der Chef in Washington habe eingegriffen und ihm Anweisungen erteilt. Aber ich tat so, als kapierte ich nicht.

»Tatsächlich?«, sagte ich voller Sarkasmus. »Was ist denn passiert?«

»Sie haben beschlossen, dass die Ermittlungen nicht in sechs, sondern in zwei Monaten eingestellt werden.«

»Moment mal!«, rief ich. »Üblich sind sechs Monate. Was hat es mit dieser Zweimonatsfrist auf sich?«

»Das haben sie entschieden«, erklärte er. »Tut mir leid, Jack. Es gibt nichts, was ich oder mein Kollege im Hauptquartier tun könnten.«

Ich hielt das für totalen Blödsinn, weil ich wusste, dass dieser Fall ihnen von Anfang an ein Dorn im Auge gewesen war. Und ich bin kein verrückter Hitzkopf, der sich so etwas ausdenkt.

Also rief ich die Abteilung für verdeckte Ermittlung im Hauptquartier an und sagte: »Ihr seid da, um mir zu helfen, oder? Dann helft mir. Man will mich abservieren.«

Das Glück war mir hold, denn ich erreichte einen großartigen Kollegen: Mike Costanzi, der später die Leitung der Operation Steal Pier übernahm, bei der es um Korruption im öffentlichen Dienst von Atlantic City ging. Ich berichtete ihm, was vorgefallen war.

»Was sagen die?«, fragte er wütend. »Moment mal! Das dürfen die nicht machen!«

Er verlangte eine Besprechung in New York. Niemand im New Yorker Büro ist sonderlich erfreut, wenn das Hauptquartier sich einmischt, schon gar nicht, wenn es um verdeckte Ermittlungen geht. Wir hielten also eine Konferenz ab, um darüber zu diskutieren, warum der Fall vorzeitig beendet werden sollte.

Vor diesem Meeting bat ich Mike Campi, den Koordinator für alle Maßnahmen gegen das organisierte Verbrechen im New Yorker Büro, um Unterstützung. Er ist ein Kenner der Cosa Nostra. Neben den einzelnen leitenden Verwaltungsbeamten in den Dezernaten gibt es in großen FBI-Büros auch einen koordinierenden Beamten, der darauf achtet, dass alles reibungslos läuft. Ich schilderte Mike, was vor sich ging.

Dann bat ich Nat Parisi und Chris Munger, mir einen Gefallen zu tun. Ich wollte, dass sie mich in der Nähe des FBI-Büros in White Plains abholten und nach Manhattan ins Büro brachten. Dort sollten sie in der Tiefgarage parken. Dann würde mich niemand sehen, und ich konnte einen anderen Aufzug nehmen, ohne mich im Gebäude ausweisen zu müssen.

Ich traute mich nicht, den normalen Eingang zu benutzen; denn andere Agenten hätten mich womöglich als Kollegen begrüßt. Und wenn einer der Zielpersonen der vielen Ermittlungen, an denen ich beteiligt war, mich gesehen hätte, wäre meine Tarnung aufgefliegen und meine gesamte Karriere

als verdeckter Ermittler zu Ende gewesen. Das hätte nicht nur die Ermittlungen gefährdet, sondern auch mein Leben. Ich wollte weder meine Tarnung noch mein Leben aufs Spiel setzen.

Chris und Nat versprachen, mich abzuholen. Aber ein paar Minuten später riefen sie zurück.

»Der Chef hat uns verboten, dich abzuholen«, erklärten sie bestürzt.
»Er hat uns sogar verboten, mit dir zu sprechen.«

»Was soll das heißen, ihr dürft mich nicht abholen?«, fragte ich verdutzt.

»Obendrein wirst du wegen Ungehorsams entlassen – weil du dich ans Hauptquartier gewandt hast!«

»Wollt ihr mich verarschen?«, fragte ich ungläubig. »Es ist mein Recht, das Hauptquartier einzuschalten! Sie haben eine Abteilung, die verdeckte Ermittler unterstützt, und ich bin ein verdeckter Ermittler! Das ist doch kein Dienstvergehen!«

»Es tut uns wirklich leid, Jack«, sagten sie enttäuscht und wütend.
»Aber wir können dich wirklich nicht mitnehmen.«

»Sie erwarten also«, sagte ich entrüstet, »dass ich in das verdammte FBI-Gebäude gehe, mich ausweise, mein Leben riskiere und alle meine Ermittlungen sabotiere, nur weil ich ein Meeting im Hauptquartier beantragt habe?«

Das war grotesk! Wer hat je gehört, dass FBI-Agenten einen Kollegen nicht mitnehmen dürfen? Ich konnte es nicht glauben. Denn genau das hatte ich in Quantico gelernt: dass ich mich ans Hauptquartier wenden sollte, wenn ich ein Problem hatte. Ich rief wieder Mike Campi an.

Mike rastete aus. Er stauchte meinen Chef zusammen und befahl ihm, Nat und Chris zu mir zu schicken, damit sie mich zu der Besprechung brachten. Ich konnte also doch durch den Hintereingang ins Hauptquartier gehen und meine Tarnung aufrechterhalten.

Wir gingen zum Meeting, das an einem langen Tisch in einem Konferenzzimmer abgehalten wurde. Auf einer Seite saßen die Leute, die den Fall abschließen wollten: der Stellvertreter des leitenden Agenten im New Yorker Büro, der Leiter der Ermittlungen im FBI-Büro in White Plains, der Leiter des Dezernats für das organisierte Verbrechen im Hauptquartier

(ein guter Freund seines New Yorker Kollegen) und ein anderer mit dem Fall befasster Agent. Ihre Namen möchte ich nicht nennen.

Auf der anderen Seite saßen diejenigen von uns, die weitermachen wollten: Mike Campi, meine Sachbearbeiter und Case Agents Chris Munger und Nat Parisi, Joe Della Penna, ein Mitglied unserer Einsatzgruppe, den das Arbeitsministerium abgeordnet hatte⁸, Mike Costanzi, der Leiter des Dezernats für verdeckte Ermittlungen im Hauptquartier, Mike Pollice, ein weiterer mit dem Fall befasster Agent, und ich.

»Wir wurden überrumpelt«, begann unser Chef. »Das Hauptquartier ordnete an, den Fall abzuschließen. Wir haben nichts damit zu tun. Wir führen nur einen Befehl aus.« Sein Kollege im Hauptquartier erklärte, davon wisse er nichts und die Anweisung müsse von einer viel höheren Stelle erteilt worden sein.

Aber die Beamten auf der anderen Seite bestritten, dass sie irgendetwas mit dem Abbruch der Ermittlungen zu tun hätten. Es war eine glatte Lüge!

»Verdammt noch mal, ihr habt mich reingelegt«, rief ich. »Ihr habt diese Anweisung selbst fabriziert, nicht das Hauptquartier!«

»Das Hauptquartier will den Fall beenden, nicht wir«, beharrten sie. Ich wusste, dass sie logen, und die übergeordneten Kollegen wussten es ebenfalls.

»Moment mal!«, rief Mike aus. »Ihr behauptet, wir hätten euch aufgefordert, den Fall zu beenden? Ich habe eine Nachricht von euch, in der ihr genau das beantragt!«

Das war ein Schlag ins Gesicht! Es war zum Totlachen! Unser Chef und sein Kollege im Hauptquartier waren sprachlos. Sie hatten vor uns allen die Hosen runterlassen müssen. Jetzt fingen sie an, alles abzustreiten.

»Na schön, dann erklärt es uns«, verlangte Mike.

Natürlich konnten sie es nicht erklären. Es war peinlich für sie und für uns alle. Der Leiter der Abteilung für organisiertes Verbrechen in New York sagte übrigens gar nichts. Offenbar war das sein Führungsstil. Ich an

⁸ Joe Della Penna ist ein großartiger Kollege, der sich für diesen Fall zerriss und besonderes Lob verdient. Er ist ein brillanter Ermittler auf dem Gebiet des Arbeitsrechts und der Kriminalität in Gewerkschaften.

seiner Stelle hätte mich sehr über die beiden Kollegen geärgert, die diese Behauptungen aufgestellt hatten. Leider saß er nur da und griff nicht ein.

So ging es eine Weile hin und her. Dann änderte unser Chef seine Story. »Wir wollten den Fall beenden«, sagte er jetzt, »weil alle Ziele erreicht und übertroffen wurden. Es war die richtige Zeit, ihn abzuschließen.«

Ich hatte genug gehört. Darum sagte ich ihnen, was ich von all diesem Bockmist hielt.

»Erstens finde ich es unerträglich, dass ihr von mir verlangt habt, allein hierher zu fahren«, begann ich. »Zweitens glaube ich nicht, dass ihr euch ärgert, weil ich das Hauptquartier eingeschaltet habe. Ihr versucht seit einem Jahr, die Ermittlungen einzustellen!«

Es gab Widerspruch allenthalben. Dann sprachen wir über den Fall und seinen potenziellen Wert im Kampf gegen das organisierte Verbrechen. Sonst passierte nichts. Einige Leute hätten zumindest verwarnet werden müssen, weil sie gelogen hatten. Von Washington überrumpelt? Dass ich nicht lache!

Ich wusste, was die Stunde geschlagen hatte. Der Fall war unseren Vorgesetzten in New York und im Hauptquartier zu heiß geworden. Nur deshalb wollten sie ihn beenden – sie vertrugen die Hitze nicht. Dabei brauchten sie gar nicht viel zu ertragen. Sie brauchten den Dingen nur ihren Lauf zu lassen. Joe Pistone war sechseinhalb Jahre als Donnie Brasco in der Mafia gewesen. Ich bat nur um einen Bruchteil dieser Zeit. Mir war klar, dass ich tun musste, was Roberto Durán im Kampf gegen Sugar Ray getan hatte: die Hände heben und »No más« sagen. Ich wusste, dass ich verloren hatte.

Meine Gegner wollten sich nur im Glanz des Falles sonnen. Ich hatte versucht, ihnen begreiflich zu machen, was der Fall bedeutete und was er uns noch einbringen konnte. Ebenso gut hätte ich mit Zweijährigen reden können. Wenn sie mir nur ein paar weitere Monate gegeben hätten, würde dieses Buch ein Kapitel über die Zeremonie enthalten, die mich zum initiierten Mitglied der Mafia gemacht hätte, und ein weiteres Kapitel darüber, wie wir dank meiner Bürgschaften alle fünf New Yorker Clans mit verdeckten Ermittlern unterwandert hätten.

Viele Kollegen hatten eine Menge Arbeit in diesen Fall investiert. Es war Teamarbeit. Wir profitierten voneinander. Gemeinsam waren wir unbe-

siegbar. Vielleicht hätten wir der Mafia Paroli bieten können; aber im Kampf gegen die Bürokratie des FBI waren wir offensichtlich nicht unsiegbar.

Das Gegenargument lautet: Wäre ich in der Mafia geblieben und initiiert worden, hätten die Mafiosi mich womöglich umgebracht oder ich hätte den Befehl erhalten, jemanden zu ermorden. Der Fall wäre vielleicht zu groß und unhandlich geworden, und die Ermittlungen gegen die ursprünglichen Verdächtigen wären im Sand verlaufen. Meiner Meinung nach ist das Quatsch. Als verdeckter Ermittler musste ich jeden Tag mit dem Tod rechnen – das ist mein Berufsrisiko. Und wie könnte ein Fall zu groß werden? Je größer, desto besser! Warum 32 Ganoven verhaften, wenn wir alle fünf MafiACLans aufreiben oder ihren Terror gegen die Menschen in New York zumindest erheblich eindämmen können? Warum ermittelt das FBI überhaupt gegen das organisierte Verbrechen, wenn es nur halbherzig geschieht?

KAPITEL 20

Das Volk gegen Greg DePalma

Jetzt, da die Undercover-Operation vorbei war, begann die Zusammenarbeit mit dem Generalstaatsanwalt. Wir stellten die Beweismittel gegen die 32 Gambinos und anderen Mafiosi zusammen, die wir anklagen wollten. Ich habe enormen Respekt vor den Staatsanwälten, mit denen wir zusammenarbeiteten. Während der Ermittlungen hatten wir sie ständig über die Straftaten unterrichtet, deren Zeugen wir gewesen waren. Ab und zu hatte ich sie persönlich getroffen; aber normalerweise macht das der Case Agent. Wir brauchten die Erlaubnis des Generalstaatsanwalts, um Abhörgeräte einzusetzen, zum Beispiel in Restaurants. Außerdem muss der Generalstaatsanwalt zustimmen, wenn das FBI einem verdeckten Ermittler eine neue Aufgabe zuweist.

In diesem Fall mussten die Staatsanwälte Tausende von Seiten durchlesen – die schriftliche Rohfassung aller aufgezeichneten Gespräche – und nach Aussagen suchen, die als Beweise für die zahlreichen Delikte der Verdächtigen in Frage kamen. Sie hatten die Absicht, die Verdächtigen gemäß dem Bundesgesetz gegen das organisierte Verbrechen (RICO) anzuklagen. Voraussetzung ist zunächst das Geständnis, einem Verbrecherclan anzugehören. Sie lasen sämtliche Aufzeichnungen durch und markierten alle Stellen, an denen Greg DePalma den Ausdruck »Gambino-Clan« oder »Gambino-Familie« so benutzte, dass es einem Eingeständnis seiner Mitgliedschaft gleichkam.

Sie arbeiteten Tag und Nacht. Es ist erstaunlich, wie hart und präzise sie arbeiteten. Das mussten sie auch. Ich hing einen Tag lang mit Greg DePalma herum und verbrachte den nächsten mit den Staatsanwälten. Sie arbeiteten zwölf bis 13 Stunden täglich. Wenn sie sagten: »Ich brauche dies und das; sag mir, wo es steht«, half ich ihnen, es zu finden. Es war eine Ehre, mit diesen Leuten zu arbeiten: Ed O’Callaghan, Chris Conniff und Scott Marrah. Sie unterstützten die Ermittlungen von Anfang an und wollten sie fortsetzen; aber sie wussten, dass das FBI nicht genügend Agenten dafür abstellte.

Schließlich legten die Staatsanwälte die Beweise gegen die 32 Gambinos dem Großen Geschworenengericht vor, das alle Verdächtigen anklagte. Dann schmiedeten wir einen Festnahmeplan und besprachen, welche Teams aus FBI-Agenten und Spezialagenten des Arbeitsministeriums für welche Verdächtigen zuständig waren. Frühmorgens am 9. März 2005 schwärmten die Teams in New York und New Jersey aus und nahmen alle bis auf einen fest. Die Teams hatten Durchsuchungsbefehle bei sich und beschlagnahmten gestohlene Gegenstände: die Uhren und Fernseher, die wir den Ganoven während der Ermittlungen geschenkt oder verkauft hatten.

Ironischerweise war Chris Sucarato, den ich im Laufe der Ermittlungen zuerst kennengelernt hatte, der Einzige, der damals entkam. Sobald die Festnahmen begannen, lief das »Mafiatelefon« heiß. Angenommen, ein Verdächtiger wurde mit seiner Freundin angetroffen. Er wurde verhaftet, und sie fing an zu telefonieren. Außerdem erfuhr die Mafia von dem Einsatz, weil in allen Nachrichtensendungen darüber berichtet wurde. Chris floh und tauchte neun Monate lang unter. Dann schnappten wir auch ihn.

Jeder Verdächtige erfuhr, dass ich FBI-Agent war. Das geschah, um mich zu schützen. Als die ganze Gruppe dem Richter vorgeführt wurde, um die Anklage zu hören, erfuhr ich, dass sie alle Greg ächteten – weil ich Gregs Mann war! Einige von ihnen wollten nicht glauben, dass ich ein FBI-Agent war. Deshalb setzten sie ein Kopfgeld auf mich aus. Sie dachten, ich sei genau das, was ich behauptet hatte: ein Ganove aus Florida, den man umgedreht hatte und der jetzt mit der Justiz zusammenarbeitete.

In den Tagen vor dem Prozess verteidigten sich alle außer Greg – alle anderen 31 Mafiosi und Verbündete, die wir angeklagt hatten. Ich wunderte mich nicht darüber, dass Greg schwieg. Zwar hatte er sich im Fall Scores verteidigt; aber ich vermute, dass er das nur für seinen Sohn getan hatte und weil John Gotti jun. ihn dazu gedrängt hatte. Greg gehörte zur alten Schule. Er würde nie seine Schuld eingestehen.

Ich erwartete, Greg werde versuchen, den Richter und die Geschworenen mit seinen Gesundheitsproblemen übers Ohr zu hauen. Ich kannte Greg. Er hatte wirklich alle Leiden, die er für sich reklamierte. Er war Diabetiker, er hatte nur noch eine halbe Lunge, er hatte Krebs, und er hatte einen Herzanfall überlebt. Aber er ließ sich von all diesen Krankheiten nicht unterkriegen. Er ging immer mit forschen Schritten und war immer in Eile. Er war ein starker Mann, der sehr charmant sein konnte und dann plötzlich den kränklichen, todkranken Alten spielte, um Mitleid zu erregen. Er konnte blitzschnell umschalten, wann immer er wollte. Dann wurde aus dem harten Burschen das, was wir im Spanischen *pobrecito* nennen – ein armer Kerl.

Als der Prozess begann, fürchtete ich, dass meine Tarnung auffliegen würde, denn die Medien hatten ausführlich über den Fall berichtet, und wir wussten, dass das Verfahren ein Medienzirkus sein würde. Wir vermuteten, dass jemand mich fotografieren und meine Identität enthüllen würde. Aber ich arbeitete ja noch an anderen Fällen! Darum baten wir nachdrücklich darum, meinen Namen aus den Protokollen zu streichen, um meine Identität zu schützen. Der Richter lehnte ab. Er sagte, mein Name sei bereits öffentlich bekannt. Das konnte ich nicht bestreiten, so sehr es mir auch missfiel. Wir hätten die Bänder redigieren sollen, um mein Inkognito zu wahren. Das war mein Fehler gewesen; aber wer dachte an solche Feinheiten, als wir noch ermittelten?

Am Tag der Verhandlung hoffte ich, dass Greg sich verteidigen würde. Ich habe vor Gericht oft erlebt, dass ein Angeklagter in letzter Minute um ein mildes Urteil bat. Ich beobachtete Greg und dachte: Der arme Kerl ist 73. Er könnte im Gefängnis sterben – wofür? Für welche Prinzipien? Für die Einheit der Mafia? Kein Einziger der 31 anderen Angeklagten war ein Gangster der alten Schule, der den Prozess und die Gefängnisstrafe einfach hinnahm. Alle handelten mit dem Staatsanwalt, auch der Boss. DePalmas

Angehörige tauchten in keiner Verhandlung auf. Seine Frau und sein anderer Sohn wollten nichts mit ihm zu tun haben. Sie wuschen ihre Hände in Unschuld wie Pontius Pilatus. Er war wirklich der letzte standhafte Mafioso, der letzte, der die Ehre der Cosa Nostra – soweit vorhanden – über seine Freiheit stellte.

Besonders empört war ich darüber, dass seine Frau sich gegen ihn wandte. Sie trug eine goldene Rolex President – das wusste ich, weil ich sie ihr geschenkt hatte. Dank der Umschläge, die er bekam, und der Geschäfte, in die er seine Krallen versenkt hatte, konnte sie sich hübsch anziehen, teuren Schmuck kaufen und vieles mehr. Trotzdem ließ sie ihn im Stich. Gregs Familie hätte da sein sollen. Dies war das einzige Mal, dass er mir irgendwie leidtat. Er war gerne Mafioso, aber niemand war für ihn da. Alle verließen ihn. Er leistete seinen Beitrag; aber für ihn blieb nichts übrig. Das war traurig.

Sein Clan war fertig mit ihm, weil er mich herumgeführt hatte. Er war dafür verantwortlich, dass die Gambino-Hierarchie nach John Gotti zer schlagen wurde und dass Mitglieder der Familien Lucchese und Genovese verhaftet wurden. Das alles ließ Greg kalt. Er ging das Risiko ein – er stellte sich dem Gericht.

Der Prozess fand im Bundesgericht in Foley Square in Lower Manhattan statt. Die zwölf Geschworenen waren ziemlich jung und gehörten verschiedenen Rassen an. Man sagte ihnen, sie hätten mit einer Verhandlungsdauer von zwei bis drei Wochen zu rechnen. Für uns war es einfach. Wir hatten alles gründlich vorbereitet. Anfangs wussten wir nicht, wie DePalma sich verteidigen wollte, weil seine Anwälte sofort einräumten, dass er dem Gambino-Clan angehörte. Wenn es um das organisierte Verbrechen ging, war die erste Voraussetzung für einen Schuldspruch die Mitgliedschaft in einem kriminellen Unternehmen oder in einer kriminellen Organisation – und genau das gaben sie zu. In seinen früheren Verfahren hatte DePalma nie zugegeben, ein Gambino zu sein. Ich nehme an, dass er es sich anders überlegt hatte, weil ich so viele Gespräche mit ihm aufgezeichnet hatte, in denen er sich selbst als Gambino bezeichnete.

Wie sich herausstellte, bestand ihre Taktik darin, Greg DePalma als alten Mann darzustellen, der gerne übertrieb und in der Vergangenheit lebte.

Bei den Prahlereien und Drohungen, die er vor mir geäußert habe, handle es sich lediglich um die Übertreibungen eines alten Mannes, dessen Erinnerungen lebhafter als seine Gegenwart seien. Greg sah nicht sehr bedrohlich aus. Seine körperliche Verfassung war bemitleidenswert. Im Gericht erschien er jeden Tag mit zwei Rettungssanitätern, die hinter ihm stehen blieben. Es war eine große Show, um die Geschworenen zu beeinflussen. Er pflegte während der Verhandlung zu dösen und zu sabbern. Dabei sank er im Rollstuhl zusammen und atmete Sauerstoff ein. Seine Anwälte wollten, dass ihr Mandant die Verhandlung auf einer fahrbaren Krankenbahre verfolgte; aber Alvin Hellerstein, ein erfahrener Richter, lehnte dieses offenkundige Werben um Mitleid ab.

Einer unserer Zeugen war ein Bauunternehmer in den Dreißigern, von dem Greg im Laufe von etwa zwei Jahren 50 000 Dollar erpresst hatte.

»Fürchten Sie sich vor Greg DePalma?«, fragte der Staatsanwalt vor den Geschworenen.

»Ja«, sagte er. »Er war kein alter Mann. Er war ein harter Mann.«

»Glauben Sie, dass Sie sich wehren könnten, wenn er Sie angreifen würde?«, wollte der Verteidiger wissen.

»Ehrlich gesagt, nein«, erwiderte er und löste damit Gelächter unter den Geschworenen aus.

Sie warfen Greg einen Blick zu, einem Mann in den Siebzigern, der mit Schläuchen in der Nase im Gerichtssaal saß und um Mitleid bettelte. Die Zeitungen nannten den Zeugen einen Feigling; aber Gregs bloße Anwesenheit beschwor den Geist der Mafia herauf. Der Zeuge war nicht feige. Er fürchtete sich nicht vor Greg; sondern er hatte mit Recht Angst vor dem, was Greg repräsentierte. Ein Wink mit der Hand genügte, und man war tot. Sie löschten Menschen einfach aus. Ich kannte diesen Zeugen persönlich. Er war ganz bestimmt ein tapferer Mann. Aber diese Tapferkeit konnte nichts gegen die Angst vor der Mafia ausrichten. Als der Zeuge sagte, er fürchte sich vor Greg, meinte er, er habe Angst vor der Cosa Nostra, die Greg vertrat.

Ironischerweise raffte Greg sich jedes Mal auf, wenn die Geschworenen den Saal verließen. Dann wurde er plötzlich lebhafter. Ich bin sicher, dass er damit keinen guten Eindruck auf den Richter machte.

Ich betrat den Gerichtssaal vor Greg. Als er in seinem Rollstuhl hereingeschoben wurde, musste ich einfach lachen. Mann, Greg, dachte ich, du bist unglaublich. Kaum hatte ich ihn gesehen, hatte ich das Gefühl, wieder mit ihm dort draußen zu sein. Du bist gut, Greg. Du versuchst alles. Du tust, was du tun musst – um davonzukommen. Er hatte eine gestrickte blaue Decke auf dem Schoß, sein Haar war zerzaust, und auf dem Tisch lagen ein paar Kekse. Ganz zu schweigen von den Sauerstoffschläuchen in seiner Nase. Er benahm sich, als sei er bereit zu sterben, saß schräg im Stuhl, sah todkrank aus und tat, was er am besten konnte – manipulieren, seinen Kopf durchsetzen.

Greg gab nie auf. Die Gerichtsdienner fanden sogar Zigaretten in seinem Krankenzimmer. Und im Gefängnis entdeckten sie zwei 50-Dollar-Scheine in seinem Toupet. Bargeld ist im Gefängnis verboten! Aber so ist Greg eben. In gewisser Weise, dachte ich, als ich ihn im Gerichtssaal beobachtete, muss man den Mann dafür respektieren, dass er ein solcher Gangster ist. Als Mensch war er eine Katastrophe, ein Versager, ein Blutsauger in der Gesellschaft. Aber er war ein großer Gangster; denn nur dafür lebte er.

Wieder war er der Einzige, der zum Prozess ging. Er gab nie etwas zu und bekannte sich nie schuldig, um eine Strafmilderung zu erreichen. Als guter Mafioso bestritt er alles. Was seine Verhaftung anbelangt, bin ich froh darüber. Die Welt ist ein besserer Ort, wenn er hinter Gittern sitzt. Unternehmer werden nicht mehr erpresst, Menschen werden nicht mehr zusammengeschlagen – alles ist besser. Zumindest so lange, bis jemand ihn ersetzt.

Als ich mit meiner Aussage an der Reihe war, wurde der Saal geräumt. Ein Sondereinsatzkommando holte mich in einem Hotel im Stadtzentrum ab und brachte mich in einem schwarzen Geländewagen, der ansonsten für den Direktor des FBI reserviert war, in den Keller des Gerichtsgebäudes. Von dort aus fuhr ich mit dem Aufzug zum Hintereingang, ständig umringt von Polizisten. Da ich immer noch an anderen Undercover-Aufträgen arbeitete, ließ der Richter meine Aussage in einen anderen Saal übertragen, wo Reporter zuhörten, ohne mich zu sehen.

Nach unserem Rechtssystem hat ein Angeklagter das Recht, einem Zeugen gegenüberzutreten. Darum muss dieser in fast allen Fällen im

Gerichtssaal anwesend sein. Auch die Gesellschaft hat das Recht zu wissen, was in einem Prozess vorgeht. Andererseits musste der Richter berücksichtigen, dass die Regierung ein Interesse daran hatte, meine Identität geheim zu halten. Darum ließ er den Saal räumen. Anwesend waren nur er selbst, die Gerichtsdieners, die Anwälte, die Geschworenen, der Angeklagte und ich.

Der Generalstaatsanwalt spielte ein Band nach dem anderen vor und belastete Greg schwer. Kein Geschworener wäre jetzt noch auf die Idee gekommen, dass Gregs Aussagen bloße Nostalgie waren. Greg wusste einfach zu genau, was auf den Straßen vorging, und er war zu schwatzhaft, um den Mund zu halten. Er redete über absolut alles, was er tat, und zwar in allen Einzelheiten – mit jedem, der bei ihm war, und auch über das Telefon. Nicht die Justiz verurteilte Greg; er verurteilte sich selbst.

Der Richter hatte Sinn für Humor. Auf den Bändern war zu hören, dass Greg mit vollem Mund sprach, und der Richter ermahnte ihn, das nicht zu tun, weil es schlechtes Benehmen sei. Gregs Sprache ließ viel zu wünschen übrig. Er fluchte unaufhörlich. Aber auf einem der Bänder prahlte er damit, er habe für seinen letzten Prozess einen Oscar verdient, weil er den Richter total eingeseift und davon überzeugt habe, er sei Invalide. In Wahrheit sei es ihm gut gegangen. Diese Worte brachen ihm das Genick. Er erzählte mir – laut genug für das Aufnahmegerät, das ich umgeschnallt hatte –, er habe sich vier Tage lang nicht rasiert und sich zugedeckt auf eine Trage gelegt. Obendrein machte er sich auch noch über den Richter lustig, und das schadete ihm am meisten.

»Er gab mir mildernde Umstände«, erzählte er. Damit spielte er darauf an, dass ein Richter das Strafmaß verringern kann, wenn ein Angeklagter krank ist. »Ich hätte den Oscar bekommen sollen! Er gab mir fünf Jahre anstatt zwölf!«

Ich glaube, dies war der Moment, in dem die Geschworenen Greg verurteilten, genau dort im Gerichtssaal. Greg wurde rot, als das Band abgespielt wurde. Dann sagte der Staatsanwalt: »Wir haben keine weiteren Fragen an Mr. Garcia.«

Als Richter Hellerstein sagte: »Okay, Mr. Garcia, Sie dürfen gehen«, musste ich an Greg vorbeigehen. Es war das erste Mal seit Beginn des Pro-

zesses, dass er mich ansprach. Ich hörte ihn murmeln: »Du Schwanzlutscher!«

Ich musste lachen.

Denken Sie daran, dass die Reporter nichts davon sahen und mich nie zu Gesicht bekamen. Alle 15 Bänder, die wir dem Richter vorspielten, hatte ich beim Essen aufgenommen. Einmal fragte mich der Richter, wie viel ich im Laufe der Ermittlungen zugenommen hatte, und ich sagte es ihm: 36 Kilo. Für die Presse war das ein gefundenes Fressen. Die Reporter nahmen an, ich sei ein normalgewichtiger Mann, der 36 Kilo zugenommen hatte. Sie wussten nicht, dass ich schon vorher ein Schwergewicht gewesen war. Am nächsten Tag verkündeten die Schlagzeilen: »Dicke Burschen – Verdeckter Ermittler nimmt 36 Kilo zu, während er sich mit Ganoven durch New York isst.« Der Artikel von Thomas Zambito in den *Daily News* vom 17. Mai 2006 war hysterisch:

Der Mann, der die Mafia unterwanderte, nahm in seinen ersten zwei Jahren 36 Kilo zu und musste erfahren, dass die Goodfellas [Mafiosi] eher FatFellas [Dickwänste] sind und sich durch ganz New York fressen. Auf ihrem Speiseplan standen jeden Tag Steaks, Nudeln und frische Meeresfrüchte. Sie speisten in Lokalen wie La Villetta in Larchmont, Westchester, wo sie überlegten, ob sie Schweinefilet mit Portobello-Pilzen und Balsamessig oder Risotto mit Steinpilzen und weißem Trüffelöl bestellen sollten.

Wenn sie Lust auf blutiges Fleisch hatten, gingen sie ins Ye Olde Tollgate Steakhouse in Mamaroneck, ebenfalls in Westchester, über das die New York Times einst schrieb, es serviere »Steaks, wie ein Sumoringer sie lieben würde«.

Wenn sie Appetit auf einfachere italienische Gerichte hatten, zogen sie ins Spaghetti Western in Bronxville, wo sie unter einem italienischen Plakat von The Good, The Bad and The Ugly speisten.

Und nach nur 24 Monaten musste der einst schlanke verdeckte Ermittler des FBI plötzlich feststellen, dass er Hosen mit weiterer Taille brauchte – viel weiter.

Zugegeben, mir gefiel die Behauptung, ich sei einst schlank gewesen! Aber das ist lange, lange her, Mr. Zambito!

Ebenfalls in den *Daily News* schrieb David Hinckley, es sei keine Überraschung, dass ich im Laufe der Ermittlungen 36 Kilo zugenommen hätte: »Die Ernährungsgewohnheiten der Mafiosi sind vielleicht die schlimmsten, die es gibt. Wenn die *Sopranos* ... am Drehort erscheinen, kippt New Jersey.«

Greg DePalma kehrte ins Gefängnis zurück.

KAPITEL 21

Kopfgeld

Nach Abschluss des Falles Royal Charm, bei dem es um die asiatischen Fälscher und potenziellen Waffenschmuggler ging, rief mich mein Kollege Lou Calvarese mit überraschenden Nachrichten an. Auf ihn und auf mich waren Kopfgelder ausgesetzt worden!

Ein kanadisches Mitglied der Schmugglerbande wurde in den Vereinigten Staaten eingesperrt. Er erzählte seinem Zellengenossen, er habe Kontakt mit der organisierten Kriminalität und einen Killer beauftragt, Lou und mich umzubringen. In solchen Fällen ist beim FBI eine »Risikobeurteilung« vorgeschrieben. Meist wird ein anderer Gefangener mit einer Wanze ausgestattet, damit er die Drohung aufzeichnet. Dann können wir abschätzen, wie ernst die Lage ist, und denjenigen anklagen, der das Leben eines FBI-Agenten bedroht. Ein weiterer wichtiger Schritt besteht darin, den Agenten zu verständigen, dessen Leben bedroht wird, damit er die notwendigen Vorkehrungen zu seinem Schutz treffen kann. Mich ließ man völlig im Dunkeln, und ich weiß bis heute nicht, ob jemals eine Risikobeurteilung anberaumt wurde. Wenn Lou mich nicht angerufen hätte, wäre ich vielleicht nie informiert worden.

Am 8. August 2005 wurde bekannt, dass auf mich ein Kopfgeld von 250 000 Dollar ausgesetzt worden war. Die Schlagzeile der *New York Post* lautete an diesem Tag: »Mafia-Komplott – 250 000 Dollar für Mord an verdecktem Ermittler«. Der Artikel deutete an, Mafiosi sollten »für die Gesundheit von Jack Falcone beten«. Wäre der Auftrag je ausgeführt worden,

wäre das Leben der New Yorker Clanmitglieder ein »lebender Albtraum« geworden. FBI-Agenten schwärmten zu »Blitzbesuchen« bei den Bossen, Stellvertretern und Consiglieres aller fünf Mafiafamilien aus und teilten ihnen mit, jeder Mordversuch an Jack Falcone werde beispiellose Maßnahmen zur Folge haben ... und die Todesstrafe für alle Beteiligten.

Viele Leute fragen mich, was für ein Gefühl es sei, von der Mafia mit dem Tod bedroht zu werden. Natürlich ist das beängstigend – weniger für mich als für meine Familie. Hätte meine Mutter noch gelebt, wäre es ihr sehr schwergefallen, mit dieser Situation fertig zu werden. Selbstverständlich hätte ich ihr nichts gesagt. Meine Frau war entsetzt, und alle anderen Betroffenen waren es ebenfalls. Ich reagierte so wie fast alle Kollegen in dieser Lage: Ich passte noch besser auf meine Familie auf und handelte in Situationen, die potenziell gefährlich waren, noch umsichtiger.

Aber ich glaubte eigentlich nicht, dass jemand mich umlegen würde. Trotzdem trage ich heute immer eine Waffe. Mein Haus ist von oben bis unten mit Abhörgeräten bestückt. Mein Auto starte ich mit einer Fernbedienung. Kameras und Bewegungsmelder schalten sich sofort ein, wenn Rehe und andere Tiere mein Grundstück betreten.

Das Kopfgeld veränderte mein Leben beträchtlich. Ich fahre jeden Tag eine andere Route. Ich weiche vom richtigen Weg ab, ich wechsle die Straße, ich schaue oft in den Rückspiegel. Ich fahre durch Stadtviertel, in denen ich nicht wohne. Früher brauchte ich eineinviertel Stunden, um von der Innenstadt nach Hause zu fahren; heute dauert es wegen all dieser Vorsichtsmaßnahmen eine zusätzliche halbe Stunde.

Ich erzähle nur wenigen Menschen, dass ich bei der Justiz arbeite, und ich achte genau darauf, wohin ich gehe. Ich kann beispielsweise nicht in einen Countryclub, auf eine Hochzeit oder zu einer anderen Feier gehen und mich im Schwimmbad nicht einmal an den Beckenrand setzen; denn ich weiß nie, wen ich dort treffe. Eine Zeitlang lief ich mit einer Waffe im Schulterhalfter herum. Phil Scala, der leitende Special Agent der Gambino-Spezialeinheit, ein guter Freund und großartiger Chef, versprach mir, seine ganze Mannschaft vor meinem Haus kampieren zu lassen, wenn es notwendig sein sollte. Manchmal frage ich mich, ob die Ermittlungen anders verlaufen wären, wenn Phil sie im Gambino-Dezernat in Queens anstatt

vom Büro in White Plains aus geleitet hätte. Ich bin sicher, er hätte viel vernünftiger Entscheidungen getroffen und wir wären erfolgreicher gewesen. Meine Case Agents Chris und Nat setzten durch, dass die örtliche Polizei regelmäßig in meiner Straße auf Streife ging. Mein Haus gleicht Fort Knox – es gibt so viele Kameras, dass ich mich wie in meiner eigenen Show fühle!

Auf die Unterstützung meiner FBI-Kollegen kann ich mich verlassen. »Du kannst uns anrufen«, sagten sie zu mir. »Wir verbinden dich sofort mit der Polizei, mit jedem, den du brauchst.« Die Jungs gaben mir das Gefühl, geschützt zu sein. Aber ich lasse nicht zu, dass dieses Problem mein Leben bestimmt. Es ist einfach ein Teil meiner Arbeit für Amerika.

Aber ich muss die FBI-Führung für die Art und Weise kritisieren, wie sie mit den Drohungen gegen mich umging. Es war eine jämmerliche Vorstellung. Das FBI bekam einen Brief von einem Informanten im Gefängnis, den wir Pete nennen wollen. Pete hatte mit einem Häftling gesprochen, nennen wir ihn Al, der Mitglied im Gambino-Clan war und wegen Mordes im Gefängnis saß. Dieser Typ hatte Pete verraten, dass ein Kopfgeld auf mich ausgesetzt worden sei. Offenbar prahlte Al damit, er und seine Komplizen hätten sich von peinlich berührten Mafiabossen anheuern lassen, um Jack Falcone zu erledigen. Und was geschah mit diesem Brief?

Das FBI verschlammte ihn! Erst Wochen später fiel er Nat und Chris in die Hände.

Ich weiß, es klingt unglaublich, und ich bin sicher, dass die Bürokraten, die den Brief verloren haben, eine hübsche Erklärung dafür parat haben, die nichts mit der Realität zu tun hat. Tatsache ist, dass sie den Brief ganz einfach verloren und mich nicht darüber informiert haben. Es kam ihnen nie in den Sinn zu sagen: »He, Jackie, ein Häftling behauptet, die Gambinos hätten einen Killer auf dich angesetzt!«

Einige Wochen später tauchte der Brief irgendwie auf. Das Einfachste war, Pete mit einem Abhörgerät zu Al zu schicken. Mehr war nicht notwendig. So konnte man die Wahrheit schnell und ein für allemal ans Licht bringen. Stattdessen erzählte die FBI-Leitung mir eine verrückte Geschichte: Sie habe versucht, einen Mann zu finden, der aus dem Gefängnis entlassen worden und nach Florida gegangen sei. Der wisse etwas. Es war lächerlich.

Nat, der Case Agent, der ganz auf meiner Seite war, befand sich damals im Urlaub. Die Ermittlungen als Ganzes lagen jetzt in den fähigen Händen von Chris Munger. Er ist ein großartiger Kollege, ein engagierter, sehr erfahrener und kompetenter Agent. Deshalb wollten die hohen Tiere ihn natürlich nicht mit der Todesdrohung gegen mich belasten. Stattdessen nahmen sie ihm die Sache aus der Hand und übertrugen sie einem anderen Agenten, der ebenfalls sehr gut war, sich aber in seiner Laufbahn hauptsächlich mit Gegenspionage beschäftigt hatte. Spione leben in einer anderen Welt als wir! Ich will diesen Kollegen und seine Bemühungen nicht herabsetzen; aber ich arbeitete mit Chris zusammen, der viel Erfahrung auf diesem Gebiet hatte. Am liebsten hätte ich gerufen: »Hört mal – dieses verdammte Kopfgeld ist auf mich ausgesetzt! Habe ich denn gar nichts zu sagen?«

Natürlich nicht. Sie behaupteten, Pete sei nicht auffindbar, die Strafvollzugsbehörde habe ihn irgendwo anders untergebracht und die ganze Sache sei ein einziges Chaos. Und selbst wenn sie wüssten, wo er war, hätten sie kein Recht, ihn zu verlegen.

»Moment mal!«, sagte ich. »Das sind Häftlinge! Ihr braucht ihnen keine Begründung zu geben! Ruft einfach den Strafvollzug an und beantragt eine Verlegung dieses Mannes!«

Greg DePalma hatte mir oft erzählt, manchmal habe jemand mitten in der Nacht an die Tür seiner Zelle geklopft und ihn dann in ein anderes Gefängnis gebracht. Damit musste er leben – so wie jeder andere Häftling.

Aber meine Argumente stießen auf taube Ohren. »Wir reden mit ihm«, versicherten sie.

Mit ihm reden? Was zum Teufel wird er euch erzählen? Er ist ein hartgesottener Gangster, ein Mörder! Aber sie hörten nicht auf mich und fragten ihn einfach. Selbstverständlich leugnete er alles, und nach einigem Hin und Her stellte er sich einem Test mit dem Lügendetektor. Die erste Frage lag auf der Hand:

»Ist auf Jack Falcone ein Kopfgeld ausgesetzt?«

»Nein«, antwortete er. Die Nadel fiel fast aus dem Gehäuse! Er hatte auf keinen Fall die Wahrheit gesagt, als er die Existenz des Mordauftrages geleugnet hatte.

Jetzt platzte mir der Kragen. Ich ging auf und ab, schwitzte und wartete auf das Ergebnis des Tests. Dann kamen sie und sagten: »Raten Sie mal! Der Kerl ist beim Test durchgefallen!« Also rief ich sofort den ASAC an und sagte: »Sehen Sie? Wir hätten dem Burschen eine Wanze verpassen sollen, anstatt diesen Blödsinn zu veranstalten. Jetzt werden wir es nie erfahren.«

Der ASAC erklärte: »Oh, wir wussten, dass er lügen würde! Sie wissen doch, wie diese Kerle sind.«

»Nein, das weiß ich nicht«, erwiderte ich empört. »Aber wenn Sie wussten, dass er lügen würde, warum waren Sie so versessen darauf, ihn zu testen?«

»Das mussten wir tun«, sagte er. Die FBI-Leitung hatte also nie an den Mordauftrag geglaubt.

»Und was haben Sie jetzt vor?«, fragte ich. »Wie wollen Sie mich schützen? Oder meine Familie?«

Sie behandelten den Fall einfach mit der üblichen saudummen Routine. Warum auch nicht? Ihr Leben und das ihrer Angehörigen war ja nicht in Gefahr. Das alles war grotesk. Der Gambino-Clan der Mafia hatte eine Viertelmillion Dollar Kopfgeld auf mich ausgesetzt, und diese Leute reagierten, als habe eine Abteilung mehr Coca-Cola beantragt. Möglicherweise war das Kopfgeld nicht von der Kommission – den versammelten fünf Clanbossen – genehmigt worden. Aber vielleicht wollte ein freischaffender Ganove sich auf meine Kosten einen Namen machen. Für Geld würde er es nicht tun; denn wo sollte er es einkassieren? Beim nächsten Mafiositreffen? »He, ich hab Falcone erledigt! Wo sind meine 250 Riesen?« Nein, er würde es tun, um zu zeigen, was für ein harter Kerl er war. Deshalb passe ich bis zum heutigen Tag genau auf, wohin ich gehe.

Ich sagte zu ihnen: »Ich weiß, warum ihr den Test mit dem Lügendetektor gemacht habt. Damit ihr eure Hände in Unschuld waschen könnt. Deshalb habt ihr das gemacht. Ihr wolltet mit Al beweisen, dass es keine Morddrohung gibt, damit ihr sagen könnt: ›Seht ihr? Keiner hat ein Kopfgeld ausgesetzt! Das war nur Angeberei!‹ Und was nun?«

Darauf hatten sie keine Antwort. Sie wussten jetzt, dass die Geschichte stimmte.

Die Wahrheit ist, dass ich die Mafia blamiert hatte. Ich war mitten unter ihnen gewesen, hatte sie unterwandert. Schlimmer noch, ich war nicht einmal Italiener, sondern kubanischstämmiger Amerikaner! Die Leute mussten einander fragen: »Sind diese Typen blöd?« Das war die schlimmste Beleidigung: Ein Nichtitaliener hatte sich sehr überzeugend als Italiener ausgegeben. Die Mafia will allwissend und allmächtig sein. In Sizilien haben sie sich bestimmt die Haare gerauft. Wahrscheinlich lachten sie ihre amerikanischen Kameraden aus und betrachteten mich durch die Linse ihrer Vorurteile gegen Lateinamerikaner. Gewiss, Andy García fiel es leicht, in *Die Unbestechlichen* und in *Der Pate*, Teil III einen Italiener zu spielen. Auch er ist Kubaner. Aber das war ein Film, nicht die Realität.

Ich will nicht nur Dampf ablassen, wenn ich sage, dass die Ermittlungen wegen des Kopfgeldes schlecht geführt wurden. Das Ergebnis bleibt offen, und schuld daran sind die Ungeschicktheit, Dummheit, Unfähigkeit und vor allem die fehlende Erfahrung einiger Ermittler. Das gilt nicht für alle von ihnen, wohl aber für die Leitung. Also kommen Sie mir nicht zu nahe, wenn Sie mir je begegnen sollten!

KAPITEL 22

Jack Falcones Abschied

Sobald du sagen kannst: »Ich habe alles gesehen und alles gemacht«, musst du dich zurückziehen. Das war schon immer mein Standpunkt.

Am 3. März 2006 schied ich aus dem Staatsdienst aus. Der Tag des Ausscheidens ist für einen FBI-Agenten eine einzige Kränkung. An unserem letzten Tag nehmen sie uns unsere Abzeichen und Ausweise weg. Die New Yorker Polizei macht es richtig: Am letzten Tag bekommen die Beamten einen Ausweis mit Foto, aus dem hervorgeht, dass sie pensionierte Polizisten sind. Beim FBI machen sie nur ein Foto – und es dauert neun bis zehn Monate, bis man den Ausweis bekommt.

Ich war ein Vierteljahrhundert lang verdeckter Ermittler. Überall leben Ganoven, die ich in den Knast gebracht habe und die inzwischen entlassen wurden. Einige waren bereits einige weitere Male hinter Gittern, andere haben ein Kind, das schon im Gefängnis war. An einer roten Ampel beobachte ich immer noch das Auto neben mir, und ich achte darauf, wer auf der Autobahn hinter mir fährt. Ich muss eine Waffe tragen, und natürlich sehe ich nicht wie ein FBI-Agent aus. Angenommen, ein Polizist stoppt mich, und ich versuche ihm zu erklären, dass ich beim FBI war. Er wird es mir nicht glauben. Wenn er meine Waffe findet, bin ich schneller im Knast, als man J. Edgar Hoover sagen kann. Ja, es dauerte wirklich zehn ganze Monate, bis ich meinen Ausweis als pensionierter FBI-Agent bekam. Hatte ich in diesen zehn Monaten jeden Tag eine Waffe bei mir? Das verrate ich nicht!

An meinem letzten Tag musste ich nicht nur mein Abzeichen und meinen Dienstausweis zurückgeben, sondern auch ein paar andere Dinge. Als Jack Falcone hatte ich schöne Schmuckstücke und Uhren getragen. Das alles gab ich selbstverständlich dem Büro zurück. Für mich war das kein Problem. Das einzig Gute am Abschluss des Falles war, dass ich mich nicht mehr jeden Tag herausputzen musste, um mit DePalma herumzuhängen. Das war wirklich anstrengend gewesen. Ich lieferte die Ringe, den Schmuck und die Rolex-Uhren ab und war zum ersten Mal seit fast 30 Jahren wieder Zivilist.

Zumindest war ich jetzt für das FBI ein Zivilist. In meinem Kopf brauchte ich etwas länger, um mich daran zu gewöhnen, dass ich nicht mehr Joaquin Garcia vom FBI oder Jack Falcone vom Gambino-Clan war. Die Arbeit als verdeckter Ermittler ist gefährlich wie eine verführerische Geliebte. Meine Frau behauptet bisweilen, ich benähme mich immer noch wie ein Mafioso! Das passiert meist im Restaurant. Wenn ich dem Oberkellner sage, ich hätte einen Tisch reserviert, schaut er jetzt in seiner Liste nach und bittet mich, an der Bar zu warten. Glauben Sie mir, wenn ich als Jack Falcone gekommen wäre, hätte er mich niemals an die Bar geschickt, einerlei, ob ich eine Reservierung gehabt hätte oder nicht. Er hätte einen Tisch für mich gefunden, groß genug für mich und alle meine Begleiter. Aber ich bin nicht mehr beim FBI, und ich bin nicht mehr Jack Falcone. Also trotte ich an die Bar und warte, bis ich an der Reihe bin, wie die anderen Gäste.

Manchmal muss ich ein wenig zu lange warten, vor allem dann, wenn ich sehe, dass andere Leute bevorzugt werden. Dann stapfe ich zum Oberkellner und knurre mit meiner besten Jack-Falcone-Stimme: »He, Kumpel, hast du mich auf die Beachte-mich-nicht-Liste gesetzt? Du hast anderen erlaubt, sich vorzudrängeln! Haben wir uns verstanden?«

Dann bekommen wir immer eine Entschuldigung und sofort einen Tisch; aber meine Frau wirft mir einen Blick zu, als wolle sie sagen: »Du bist nicht mehr Jack Falcone!«

Nun ja, es geht mir eben auf die Nerven. Ganoven gehen in ein Restaurant und bekommen sofort einen Tisch. Ehrliche Bürger sollten zuerst Plätze bekommen – der Mann, der sich abrackert, um seine Familie zu

ernähren, der Polizist, die Lehrerin, der Feuerwehrmann. Diese Leute sollte man an die Spitze der Warteschlange stellen! Aber in unserer verrückten Welt ehren wir die Mafiosi und entehren den anständigen Bürger, der die Gesellschaft schützt oder sich um seine Familie kümmert.

Warum ich aus dem Dienst schied? Erstens sah ich die Schriftzeichen an der Wand. Nach dem Gambino-Fall setzte man mich nicht mehr als verdeckter Ermittler ein. Ich hatte den Eindruck, dass meine Vorgesetzten mir die Undercover-Arbeit nach all diesen Jahren ersparen wollten. Aber der Gedanke, ein ganz normaler Agent zu sein, reizte mich nicht sonderlich. Gleichzeitig wurde mir klar, dass es nur noch abwärtsgehen konnte, nachdem ich Jack Falcone gespielt hatte. Konnte ich jetzt noch einen anderen Fall übernehmen? Das FBI nennt mich immer noch »Berater«, und sogar während ich diese Zeilen schreibe, arbeite ich undercover an mehreren Fällen. Aber wenn dieses Buch veröffentlicht wird, dürften alle diese Fälle abgeschlossen sein, und das wird höchstwahrscheinlich das Ende meiner Laufbahn sein, sei es als FBI-Agent, sei es als Berater. Aber ich wollte wirklich auf dem Höhepunkt meines Spiels abtreten wie ein Jim Brown oder ein Tiki Barber im Football und nicht wie jene Sportler und anderen Leute, die nicht wissen, wann es Zeit zum Aufhören ist. Ich wollte gehen, als ich ganz oben war.

Aber ich wollte auch mehr Zeit – viel mehr Zeit – mit meiner Frau und meiner Tochter verbringen. Meine Tochter war sechs, als ich das FBI verließ, und sie hatte wirklich keine Ahnung, ob ich ein guter oder ein schlechter Vater war. Ich hatte ihr nie genau erklärt, welchen Beruf ich ausübte, weil sie einfach zu jung war, um es zu verstehen. Ich wollte ihr eine Kindheit ermöglichen, die frei von den Greg DePalmas dieser Welt war. Außerdem wollte ich mehr Zeit für meine Frau haben, die wahre Heldin dieser Geschichte. Stellen Sie sich vor, wie viele Opfer sie im Laufe der Jahre bringen musste, damit ich sieben Tage in der Woche, von morgens bis abends, in gefährlichen Situationen und mit extrem gewalttätigen Menschen arbeiten konnte – mit den brutalsten Menschen und Gruppen in der Gesellschaft.

Sie ist diejenige, die sich ständig Sorgen um mich machte und sich fragte, wo ich war – als angeblicher Drogenhändler in den Badlands von

Philadelphia oder bei Mafiosi wie DePalma und seiner Gang. Ich möchte mir einen Augenblick Zeit nehmen und alle Ehepartner und Kinder der Justizbeamten grüßen. Sie bekommen weder Orden noch Lob für die Opfer, die sie bringen; aber sie sind den Agenten, Polizisten und Feuerwehrleuten gleichwertig, deren Karriere sie selbstlos unterstützen.

Der Tag, an dem ich das Büro verließ, war für mich ein Tag der gemischten Gefühle. Dieser Behörde hatte ich mein ganzes Leben als Erwachsener gewidmet. Ich hatte den amerikanischen Traum wahrhaft gelebt. Denken Sie daran, dass ich kubanischer Einwanderer war. Ich kam als Junge in dieses großartige Land, dessen Sprache ich nicht verstand. Und jetzt erwähnte mich der bekannte Journalist Jerry Capeci, ein Experte für das organisierte Verbrechen, in einer Kolumne mit dem Titel »Die besten verdeckten Ermittler des FBI«. Das ist ein ziemlich großer Sprung für ein Kind, dessen Familie aus Kuba geflohen ist. Dieses Land gab mir eine unglaubliche Chance, und ich hatte das Glück, sie erfolgreich nutzen zu können.

Natürlich hatte ich zahllose Freunde unter den Agenten und Angestellten des Büros. Obwohl ich bisweilen mit den Bürokraten und Aktenabstauern aneinandergeriet, traf ich auch so viele hervorragende Verwaltungsbeamte und Agenten, dass ihre Namen allein ein Buch füllen würden. Es war schmerzlich zu wissen, dass ich nicht mehr täglich mit ihnen arbeiten würde. An meinem letzten Tag brachten mich Sean McMullen, Jimmy Lopez und Rich Shaw nach Hause, drei gute Freunde und vorzügliche Case Agents in meiner Drogeneinsatzgruppe. Es war ein seltsames Gefühl, vor meinem Haus auszusteigen, ohne am folgenden Morgen einen Auftrag zu haben. In den nächsten paar Wochen stand ich sogar zur üblichen Stunde auf, zog mich an und bereitete mich im Geiste auf einen weiteren Tag beim FBI vor. Vermutlich machen das alle Pensionäre durch. Ich besuchte das Büro aus irgendwelchen Gründen so häufig, dass die Jungs mich zu necken begannen. »Hast du noch nicht gemerkt, dass du pensioniert bist?«, fragten sie mich.

Damals, als ich anfang, schickte man neue Agenten in ein Großraumbüro. Man alberte mit den Kollegen herum, und wenn die Frau anrief, zogen sie einen auf: »He, Schatz, ich liebe dich auch!« Wir hatten eine Schreibzentrale, junge Leute, die für die Papierarbeit zuständig waren. Wir

waren wie eine Familie – nach Feierabend gingen wir zusammen aus, aßen Pizza, was auch immer.

Das Großraumbüro und die Schreibzentrale gibt es nicht mehr. Jetzt ist alles viel nüchterner. Man arbeitet in einer »Box« – einer kleinen Arbeitsstation mit hohen Wänden –, sodass man keinen Kontakt mit seinen Kollegen hat. Und was die Stenografen anbelangt, so wurden Agenten zu Schreibkräften gemacht! Sie sollten aber nicht tippen, sondern draußen auf der Straße arbeiten. Und heute bekommt man nur noch Voice-Mail. Niemand greift mehr zum Telefon und sagt: »Nein, er ist nicht da, soll ich ihm etwas ausrichten?« Wir arbeiten nicht mehr eng zusammen, wie es früher einmal war.

Die Jungs kommen voller Tatendrang aus Quantico zurück, bereit für die Gangsterjagd. Stattdessen gibt man ihnen Laptops und Kameras – und Stühle in diesen verdammten Boxen –, und prompt verwandeln sie sich in kleine IBM-Angestellte. Manche neue Kollegen sind den aktiven Agenten nicht einmal bekannt!

»He, wer ist denn der Neue dort?«

»Weiß ich nicht!«

»Was macht er?«

»Tja, mich hat er grün und blau geschlagen!«

Ich konnte bei Bedarf zu den anderen Jungs sagen: »Los, kommt alle mit, ich muss diesen Typ einlochen!« Und alle fuhren gemeinsam los. Heute läuft es nicht mehr so, weil man niemanden mehr findet. Alle Agenten hocken eingemauert in ihren kleinen Boxen! Hallo, wo seid ihr alle?

Diese Klage höre ich heutzutage oft von FBI-Agenten. Ich ging gerne in dieses Großraumbüro. Wenn jemand deprimiert hereinkam, gingen alle zu ihm und munterten ihn auf. So sollte es wieder sein. Ist das Wunschdenken? Vielleicht ein wenig. Doch selbst wenn wir die Sache streng beruflich betrachten, müssen wir einräumen, dass die Kameradschaft verloren geht, die das FBI zu einer so großartigen Truppe gemacht hat. Herr Direktor, reißen Sie diese Boxen ab! Und wenn Sie schon dabei sind, dann führen Sie die Schreibzentrale wieder ein!

Meine Pensionierung hatte auch einige Vorteile. Anstatt Greg DePalma durch ganz New York zu chauffieren, bringe ich jetzt meine Tochter zur

Schule und hole sie dort wieder ab. Wenn das kein radikaler Wandel ist – von DePalma und den Mafiosi zum ersten Schuljahr –, was dann? Aber ich liebe sie so sehr und bin glücklich, wenn ich bei ihr sein darf.

Vor einem Monat wurde ich von Kojoten geweckt. Ich bin in der Bronx aufgewachsen! Was zum Teufel habe ich mit Präriewölfen zu tun? Aber wir wohnen jetzt am Stadtrand, wo es Truthähne, Rehe, Rotluchse und Kojoten gibt. Ich lebe in der Hölle! Aber ich muss dieses Kreuz tragen.

Eines Nachts klingelte ein Junge aus der Nachbarschaft um elf Uhr abends. Meine Frau drehte fast durch, und ich holte meine Pistole. Dann merkten wir, dass es nur ein Kind war, das aus Übermut an Türen klingelte.

»Mein Gott!«, rief meine Frau. »Sie wissen, wo wir sind. Sie forschen uns aus.«

Ein andermal geriet sie in Panik, weil jemand unseren Briefkasten abgerissen hatte. »Beruhige dich«, sagte ich, »es ist doch nichts passiert!«

Habe ich jeden Tag Angst? Nein. Eines ist klar: Wenn ich in Angst lebe, haben sie gewonnen. Ja, ich muss einige Vorkehrungen treffen; aber das ist der Preis, den ich zahle. Sollen sie doch beschämt sein. Es sind Gangster. Alle haben sich schuldig bekannt. Wir haben sie alle geschnappt. Und jetzt sitzen sie im Knast.

Ich besuche Manhattan nur noch gelegentlich. Es gibt dort immer noch viele Ganoven, die mich kennen und die vielleicht keine Bedenken hätten, mich zu erschießen. Ich muss genau darauf achten, wohin ich gehe und wie ich an mein Ziel komme. Aber das ist ein kleiner Preis für das Privileg, all diese Jahre auf der richtigen Seite gewesen zu sein.

Man hat mir auch Jobs angeboten. Das wohl attraktivste Angebot kam von der Major League Baseball. Sie wollten, dass ich die Baseball-Akademien in Lateinamerika bereiste und vor jungen Spielern, die Profis werden wollten, über die Gefahren sprach, die sie in den Vereinigten Staaten erwarteten. Glücksspieler würden sich an sie heranmachen, Mafiosi würden versuchen, ihnen Informationen zu entlocken oder sie sogar zu bestechen oder irgendwie in Schwierigkeiten zu bringen.

Das Angebot war verlockend, aber ich hätte 60 Prozent meiner Zeit auf Reisen verbringen müssen. Deshalb lehnte ich ab. Die Leute sagten: »Du

kannst doch nicht die Major League Baseball hängen lassen!« Aber ich bin Footballfan, und Baseball reizt mich nicht sonderlich. Mir war es am wichtigsten, bei meiner Familie zu sein. Die meisten FBI-Agenten, die nach ihrem Ausscheiden einen neuen Beruf ergreifen, gehen zu privaten Sicherheitsdiensten. Ich habe von alldem genug. Ich suche eine ganz neue Herausforderung. Das war einer der Gründe dafür, dass ich dieses Buch schrieb! Auch als Schauspieler würde ich gerne arbeiten – denn ein verdeckter Ermittler ist ja ein Schauspieler, und seine Rollen sind gefährlicher als Filmrollen. Wir dürfen nie aus der Rolle fallen, denn sobald wir unglaublich wirken, riskieren wir unser Leben. Wenn ich zu Hause mit meiner Frau die *Sopranos* anschau, sage ich zu ihr: »Das ist doch nicht schwer! Sie wiederholen eine Szene so oft wie nötig! Ein verdeckter Ermittler hat nur eine Chance!« Also, wenn ihr in Hollywood einen Hauptdarsteller braucht, der eins 93 groß ist und 177 Kilo wiegt, dann sucht nicht länger!

Es ist ernüchternd, dass alle, mit denen ich als Jack Falcone »befreundet« war, jetzt im Gefängnis sitzen. Dort gehören sie auch hin – sie sind Gangster, die trotz des »Mafiakodex« mit Drogen handeln. Sie haben Gewerkschaften und legale Unternehmen erpresst und aus gesetzestreuen Geschäftsleuten nicht nur Opfer gemacht, sondern auch willige Komplizen des organisierten Verbrechens. Sie waren Kredithaie, machten Milliardenumsätze mit illegalem Glücksspiel, brachen in Geschäfte ein, verletzten und töteten Menschen. Mit tut es nicht leid, dass sie alle im Knast sind. Im Gegenteil – ich wünschte, sie würden länger einsitzen. Ich mache mir keinerlei Illusionen über diese »Freundschaften«, weil es nie echte Freundschaften waren. Von meinem ersten Fall als verdeckter Ermittler – damals klopfte ich an die Tür eines »Massagesalons« in Manhattan – bis zu meinem letzten Tag mit DePalma und sogar bis zu den Fällen, an denen ich noch arbeite, war es nie mein Ziel, Freunde zu gewinnen. Ich war dort draußen, um Ganoven hinter Gitter zu bringen und die Welt ein klein wenig sicherer zu machen.

Man sagt, es gebe für alles, was geschieht, einen Grund. Wer weiß? Vielleicht hätte ich als Jack Falcone nicht mehr lange Glück gehabt. Es ist einfach, nur an mögliche positive Ergebnisse zu denken – wir hätten vielleicht

verdeckte Ermittler in jeden Mafiaclan einschleusen können, nicht nur in New York, sondern im ganzen Land. Möglicherweise hätten wir dieser Hydra einen schweren oder gar tödlichen Schlag versetzen können. Es tut weh, daran zu denken. Andererseits hätte Robert Vaccaros Freundin Donna die Puzzleteile jederzeit zusammenfügen können, und das wäre nicht nur das Ende des Falles, sondern das Ende von Joaquin Garcia gewesen.

Kollegen haben ihr Leben geopfert, und obwohl ich es bis ans Ende meines Lebens bedauern werde, dass der Gambino-Fall so früh abgeschlossen wurde, ist mir bewusst, dass ich Glück hatte, so lange unter Mafiosi zu überleben.

Ich werde nie wissen, ob einer der Mordaufträge jemals widerrufen wurde und wer die 32 Gambinos, die wir eingebuchtet haben, daran hindern wird, sich gegen mich zu verschwören. Es war eine wilde Fahrt in den Chevrolets, Hummers und anderen Autos, die mir als Jack Falcone zur Verfügung standen. Ja, es war nur ein Fall von vielen in meiner Laufbahn, wenn auch ein großer. Es gibt noch viele andere Fälle, die ich wegen Zeit- oder Platzmangels in diesem Buch nicht unterbringen konnte – russische Mafia, korrupte Polizisten in Boston und San Juan, Puerto Rico... ich könnte noch lange so weitermachen. Aber der wohl erfreulichste Schlusskommentar zu meiner Karriere lautet: Wir haben die 32 ranghöchsten Mitglieder eines der mächtigsten MafiACLans im Land aus dem Verkehr gezogen. Im nie endenden Krieg zwischen den Guten und den Bösen haben die Guten endlich einmal für einen Moment die Oberhand behalten.

Das ist gar nicht schlecht für ein Flüchtlingskind, dessen Familie mit wenig mehr als dem Hemd am Leib in dieses Land kam. Klar, es war der schlimmste aller Alpträume, als ich meine Rolle als Jack Falcone so plötzlich aufgeben musste. Aber alles andere in meiner Laufbahn, einschließlich meines FBI-Abzeichens und der Verhaftung all dieser Gangster ... glauben Sie mir, das war der amerikanische Traum.

EPILOG

Wo sind sie jetzt?

Auf den folgenden Seiten möchte ich kurz beschreiben, was aus den Straftätern wurde, die ich in diesem Buch erwähnt habe.

Randolph »Randy« Pizzolo, der Mafioso, der mich in der Bronx hätte identifizieren können, wurde am 1. Dezember 2004 in einem Industrieviertel von Brooklyn ermordet. Man fand vier Kugeln in seinem Körper, der neben seinem brandneuen BMW lag. Wegen dieses Mordes wurde Vincent »Vinnie Gorgeous« Basciano, der Boss des Bonanno-Clans, angeklagt. Er verdankt seinen Spitznamen dem Schönheitssalon »Hello Gorgeous«, der seiner Familie gehörte.

Willy Falcon und Sal Magluta, »Los Muchachos«, die mächtigsten Kokainhändler von Miami, kamen zunächst nicht ins Gefängnis, obwohl sie 68 Tonnen der Droge in die Vereinigten Staaten geschafft hatten. Später wurden sie aber wegen Bestechung von Geschworenen bei diesem Prozess verurteilt, Sal Magluta zu einer Freiheitsstrafe von 205 Jahren. Willy Falcon erklärte sich vor der Verhandlung für schuldig und wurde wegen Geldwäsche zu 20 Jahren Gefängnis und einer Geldstrafe von einer Million Dollar verurteilt. Keiner wurde je wegen Mordes an einem der Zeugen des ersten Verfahrens angeklagt. 40 Mittäter wanderten ebenfalls ins Gefängnis.

Operation Royal Charm und Operation Smoking Dragon führten zur Festnahme von 87 Verdächtigen wegen Bandenkriminalität und ande-

rer Delikte. Vier von ihnen wurden in Los Angeles und sechs in Newark angeklagt. Das FBI beschlagnahmte gefälschte Banknoten im Wert von über 5,3 Millionen Dollar (mehr als je zuvor), 36 000 Ecstasy-Tabletten und fast ein halbes Kilo Crystal Meth. Vorgeworfen wurde den Verdächtigen Waffenschmuggel sowie Verschwörung mit dem Ziel, schallgedämpfte Pistolen, Maschinenpistolen, Sturmgewehre und andere Waffen, darunter Raketenwerfer, im Wert von über einer Million Dollar einzuführen.⁹ Die Anklage lautete: Mitgliedschaft in einer kriminellen Vereinigung, Handel mit gefälschten Dollarbanknoten, Drogenschmuggel, Geldwäsche, Betrug zum Schaden der Vereinigten Staaten und Waffenschmuggel. Das FBI sprach von einer »kriminellen Organisation, die den Willen und die Mittel hatte, fast alles zu schmuggeln«.¹⁰

Der Gambino-Stellvertreter **Anthony »das Genie« Megale** erklärte sich am 6. September 2006 der Mitgliedschaft in einer kriminellen Vereinigung und der Erpressung für schuldig und wurde zu 135 Monaten Gefängnis verurteilt.

Gambino-Boss **Arnold Squitieri** erklärte sich am 20. April 2007 der Mitgliedschaft in einer kriminellen Vereinigung und der Erpressung für schuldig. Wenige Wochen später stand er mit DePalma vor Gericht. Er wurde zu einer Freiheitsstrafe von 92 Monaten in einem Bundesgefängnis verurteilt.

Sayed Abdul Malike, der Taxifahrer und Terrorist, der Sprengstoff kaufen wollte, wurde im Januar 2004 schuldig gesprochen und zu 37 Monaten Gefängnis mit anschließender dreijähriger Überwachung verurteilt. Vor Kurzem wurde er in seine Heimat Afghanistan abgeschoben. Die Zeitungen berichteten auf der ersten Seite darüber, denn es ging um eine Gemeinschaftsoperation der New Yorker Polizei, des FBI und des Sondereinsatzkommandos gegen Terrorismus. Der Mann, der die Ermittlungen in

⁹ Aus der vorbereiteten Stellungnahme des stellvertretenden Generalbundesanwalts für Strafsachen, John C. Richter, bei der Pressekonferenz zur Operation Smoking Dragon und zur Operation Royal Charm am Montag, den 22. August 2005, in Washington.

¹⁰ Pressemitteilung des Justizministeriums (»Anklage vor einem Bundesgericht wegen Mitgliedschaft in einer kriminellen Vereinigung, internationalen Schmuggels und Geldfälschung«) vom 22. August 2005 und Pressemitteilung des Justizministeriums 06-044 vom 19. April 2006.

Gang gesetzt hatte – der Inhaber des Geschäftes –, hätte eine Belobigung erhalten sollen, weil er so umsichtig gewesen war, das FBI zu verständigen. Die **Polizisten in Hollywood** wurden wie folgt verurteilt: Kevin Companion: 14 Jahre, Jeffry Courtney: neun Jahre, Stephen Harrison: neun Jahre, Thomas Simcox: elf Jahre und 100 000 Dollar Geldstrafe. Simcox erhielt Strafmilderung, weil er mit dem FBI zusammengearbeitet hatte.

Der *Miami Herald* vom 20. Juli 2007 berichtete, ein weinender Kevin Companion habe vor Gericht erklärt: »Ich war lange Zeit ein guter Polizist und ein guter Mensch. Jetzt bin ich kein Polizist mehr, aber ich bin immer noch ein guter Mensch.«

Craig Callaway, der in Ungnade gefallene Stadtratsvorsitzende von Atlantic City, wurde wegen Bestechlichkeit zu 40 Monaten Freiheitsstrafe verurteilt. Callaways Verteidigung lautete: »Was ich tat, war falsch, aber ich wollte benachteiligten Menschen helfen« – mit anderen Worten: Mitgliedern der Minderheiten in Atlantic City, die vorher von Ausschreibungen für Bauvorhaben ausgeschlossen waren. Callaway glaubte offenbar, es sei erlaubt, sich von ihnen bestechen zu lassen, um ihren geschäftlichen Erfolg zu fördern.¹¹

Al Alvarez, ein Verbündeter des Lucchese-Clans, ein Kubaner und einst Mitglied der Tanglewood Boys, erhielt 18 Monate Gefängnis wegen illegalen Glücksspiels. Eine Kautions wurde abgelehnt. Richter Alvin Hellerstein erlaubte Alvarez zweimal, mit seiner Tochter an Halloween auszugehen, aber den *New York Daily News* vom 5. Januar 2007 zufolge verbot er ihm die Teilnahme an der Geburtstagsfeier der Fünfjährigen in einem schicken Countryclub in Eastchester. »Abgelehnt«, schrieb Hellerstein. »Eine Geburtstagsparty zu Hause, in der Schule oder in der Kirchengemeinde ist eine Sache, eine Party am Vorabend des Strafantritts eine andere. Die Bedingungen für eine Kautions wurden mit gutem Grund festgesetzt, und diese Party erfüllt die Voraussetzungen nicht.«

Ramón Rosario, Mitglied des Stadtrats von Atlantic City, gestand im Oktober 2006, Bestechungsgeld angenommen zu haben, und wurde zu zehn Monaten Gefängnis verurteilt.

¹¹ George Anastasia, »Mit Sex-Tonbändern überführter Politiker aus New Jersey im Gefängnis«, *Philadelphia Inquirer*, 14. März 2007.

Chris Sucarato, ein Gambino-Verbündeter und Gambino-Soldat in spe, dem ich im Naked Truth das erste Schutzgeld gezahlt hatte, erhielt 25 Monate wegen Erpressung und Mitgliedschaft in einer kriminellen Vereinigung. **Joe »Machines« Fornino** bekam zehn Monate wegen illegalen Glücksspiels.

Johnny »Hooks« Capra, ein Lucchese-Capo, erhielt 18 Monate wegen Erpressung und illegalen Glücksspiels.

Tommy »Sneakers« Cacciopoli, ein Gambino-Capo, erhielt 24 Monate wegen Verschwörung und Erpressung.

Pasquale »Scop« DeLuca, ein Genovese-Capo und Acting Capo, bekam 21 Monate wegen Verschwörung und illegalen Glücksspiels.

Louis Filippelli und **Nicky LaSorsa** erhielten jeweils 46 Monate wegen Mitgliedschaft in einer kriminellen Vereinigung. Beide waren initiierte Mitglieder des Gambino-Clans, die im Laufe der Ermittlungen als Acting Capos identifiziert wurden.

Alphonse »Funzi« Sisca, ein Capo des Gambino-Clans, bekam 75 Monate.

Peter Vicini alias »**Petey Chops**« wurde in keinem der Fälle, an denen ich beteiligt war, angeklagt; aber er speist vermutlich nicht mehr bei Bloomingdale's. Inzwischen wurde Vicini als initiiertes Mitglied des Gambino-Clans identifiziert.

Robert Vaccaro, Gambino-Soldat und DePalmas Acting Capo, wurde wegen Mitgliedschaft in einer kriminellen Vereinigung und Erpressung zu 96 Monaten Gefängnis verurteilt.

Joe Moray, Greg DePalmas ehemaliger Fahrer und ein Verbündeter der Gambinos, bekam 20 Monate Gefängnis auf Bewährung. Wäre er bei Greg geblieben, anstatt sich nach ihrem Streit von ihm zu trennen, wäre die Strafe vermutlich höher ausgefallen.

Greg DePalma wurde am 6. Juni 2006 angeklagt und am 25. September 2006 zu zwölf Jahren Gefängnis verurteilt. Derzeit sitzt er im Bundesgefängnis in Butner, North Carolina.

DePalma und Richter Hellerstein waren ungefähr gleich alt. Vor dem Urteil sagte DePalma, der Richter, damals 72 Jahre alt, sei offenbar gesünder als er.

Der Richter bestätigte das und fügte hinzu: »Allerdings habe ich auch anders gelebt als Sie.«

Bei der Urteilsverkündung sagte Hellerstein: »Selbstverständlich ist es nicht angenehm, im Alter von 74 Jahren zu einer solchen Freiheitsstrafe verurteilt zu werden. Aber in gewisser Weise hat man alles verdient, was geschieht.« Nach den *Daily News* musste DePalma zudem 70 000 Dollar Schadensersatz an zwei Firmen zahlen, die er erpresst hatte.

»Darf ich ihnen meinen Sozialhilfe-Scheck geben?«, scherzte er.

Am 2. Oktober 2007 erhielt eine Gruppe von Agenten den Preis des Justizministeriums für herausragende Leistungen wegen Unterwanderung der Cosa Nostra. Zu den Geehrten zählten die Special Agents Natale Parisi, Michael Pollice, William P. Ready und Joseph A. Della Penna. Fünf hervorragende Agenten, die zum Erfolg der Ermittlungen beitrugen, erhielten keine Anerkennung, nämlich die Special Agents Chris Munger und Bim Liscomb sowie die stellvertretenden Staatsanwälte Ed O'Callaghan, Chris Coniff und Scott Marah. Und noch ein Mann, der eine entscheidende Rolle gespielt hatte, wurde nicht berücksichtigt: Special Agent Joaquin »Jack« Garcia. Vielleicht hat die Bürokratie ihn übersehen.

Danksagung

Ich danke den folgenden Personen dafür, dass sie dieses Buch möglich gemacht haben: meinem Anwalt Stephen Sheppard von der Kanzlei Cowan, DeBaets, Abrahams und Sheppard für seine Anregungen und seine Unterstützung während dieser erstaunlichen Reise; meinem Lektor Zachary Schisgal; der Korrektorin Deborah Manette; Rechtsanwalt Eric Rayman; der Lektoratsassistentin Shawna Lietzke und allen Mitarbeitern von Touchstone Fireside, einem Unternehmen von Simon und Schuster, für ihre fantastischen Ideen und ihre Beiträge zu diesem Buch; meinem Koautor Michael Levin für seine unermüdliche Unterstützung dieses Projekts sowie seiner hervorragenden Assistentin Nicole Rhoton und der Stenotypistin Terrie Barna, die zum Erfolg dieses Buches beitrugen; Paul Fedorko von der Trident Media Group, der dieses Projekt auf den Weg brachte; John Henson, Special Agent Christopher J. Munger, FBI-Abteilungsleiter i. R. Thomas G. Donlon, dem ehemaligen New Yorker Polizeihauptmann und Schauspieler Joe Lisi und dem Bestsellerautor Stan Pottinger für ihre Begeisterung und Ermutigung, die mich dazu bewegte, dieses Buch zu schreiben.

Vielen Dank an meine Ausbilder an der FBI-Akademie in Quantico, Virginia:

Meinem Ausbildungskurs 80-4 für neue Agenten, besonders meinem Kursberater James R. Pledger und Reynold Selvaggio für ihre Unterstützung und Ermutigung, die mich inspirierten, nach Quantico zurückzukehren und meine Ausbildung erfolgreich abzuschließen; sowie Thomas »TJ« Murray von meinem Ausbildungskurs 80-12 für neue Agenten – möge er in Frieden ruhen. Danke TJ. Ohne deine Hilfe in Quantico wäre dieses Buch nicht möglich gewesen.

Ich danke folgenden Personen, mit denen ich während meines ersten Einsatzes für das FBI in Newark, New Jersey, zusammengearbeitet habe, für ihren Unterricht, ihre Freundschaft und vor allem für ihren Anteil an meiner Karriere:

Dank an alle Special Agents und sonstigen Mitarbeiter der FBI-Außenstelle Newark, besonders der Eliteeinsatzgruppe Bankraub, Flüchtige und

Terrorismus (C-1): Special Agent in Charge (SAC) Robert McCarthy, Supervisory Special Agent (SSA) James E. Hoffman, Special Agent (SA) Edwin Petersen, SA Daniel P. McLaughlin, SSA George »Pat« Johnson, SA Rene Amaya, SSA Bernard Thompson, SAC Andre Stephens, SA Thomas Menapace, SSA Ron Romano, SA Edward White, SSA Jim Swayze, SA Dick Sikoral, SA Ronald Butkiewicz, SA Barry Martino, SSA James Dougherty, SA Maureen McAvoy, SA Jose Reyes, der Informationsanalystin Theresa Delloiacovo-Minovich, Detective Robert Vasquez von der Polizei des Bundesstaates New Jersey und SA Thomas Freidman.

Ich bedanke mich bei allen meinen Freunden in der Außenstelle Philadelphia und den folgenden Personen, mit denen ich bei den Ermittlungen im Drogenfall BT Express/Metroliner zusammengearbeitet habe: SSA Wilbert Van Marsh, SSA Jerome Peters, SA Ed Sims, SA Robert Nettles, SA Annette Vogts, SSA Randez Hadden, SA Reynold Selvaggio, dem stellvertretenden Bundesstaatsanwalt (AUSA) David Fritchey, AUSA Al Wicks, AUSA Paul Mansfield, der Beauftragten für Öffentlichkeitsarbeit (COS) Tanya Jeter, dem Informationsanalysten Michele Goebig, SA Thomas Tierney und SA Gerry Williams.

Ich danke meinen vielen Freunden in der Außenstelle New York, vor allem den derzeitigen und ehemaligen Mitgliedern der C-13, der ersten Antidrogeneinsatzgruppe des FBI und der New Yorker Polizei, mit denen ich sehr gerne zusammengearbeitet habe. Dank an die folgenden Agenten und Detectives: Assistant Director (ADIC) Lewis Schiliro, Assistant Special Agent in Charge (ASAC) Charles Domroe, Abteilungsleiter Charles J. Rooney, ASAC Thomas Nicpon, ASAC Diego Rodriguez, ASAC Don Ackerman, ASAC Dennis Buckley, SAC Pedro Ruiz, SAC Charles Cunningham, SSA Robert Joyce, SAC Michael Tabman, SA Craig M. Arnold, SA Reynaldo Tariche, SA Steve Hubeck, SA Salvatore Lomonto, SSA James A. Gagliano, SA Danielle Messineo, SA Sean McMullen, SSA Robin Gazawi, SA Richard Shaw, SSA Niall Brennan, SSA Richard Walsh, SA James Lopez, SA Stephen B. Morley, SA Matt Womble, SA David L. Coletti, SSA Paul E. Cassidy, SSA Fernando Llanos, SA Edgar »Rusty« Wright, SA Don Bean, SSA Juan »Sunny« Grajales, SA Holly Meador-Barille, SSA John Scata, SSA Kim Clinton, SST Sharon Steinhauer, SA Andrew DeCicco, SST Julia Stutz-

bachs, ECT Arlene McKenna, SA James Gregorio (ICE), ASAC D. Shepard Rabbiner und Barbara Ferchland, unserer ersten Dezernatssekretärin, die uns alle betreute. Außerdem danke ich den Beamten der New Yorker Polizei: Paul Caroleo, Steve Casazza, Michael Costello, Francis Berberich, George C. Daley, William Mitzeliotis, Wayne Behnken, Kevin Dunleavy, Peter J. English, Marie Ward, Robert Sotero, Michael Geraghty, Pete Crespo, John Lawlor, Patrick O'Shea, Wayne Callahan, Daniel C. Evans, Rafael DiLone, John Segovia, Mariano »Dee« D'Christina, Michael Parker, Jim Murphy, Kathy Mugan-Coletti, Chris Hannon, AUSA Elaine Banner, AUSA Jody Avergun und AUSA Jed Davis. Dank auch an Jim Fisher und seine Beamten der Abteilung für besondere Ermittlungen bei der Polizei von Danbury und an John Diblasi, den ehemaligen Richter am obersten Gerichtshof des Staates New York.

Dank auch an folgende Personen, mit denen ich während meiner Laufbahn beim FBI zusammenarbeiten durfte: FBI-Hauptquartier-Abteilungsleiter und Freund Thomas G. Donlon, Assistant Director in Charge (ADIC) Richard T. Garcia, ADIC Mark J. Mershon, ADIC Pat D'Amuro, SAC David Cardona, ASAC David Shafer, SSA Richard Frankel, SAC Kenneth T. McCabe, SA Ronald J. Moretti, SA John T. Dugan, SA Chris Anglin, SA Carmine A. Esposito, SA Jose M. Flores jun., SA Johanna Loonie-Esposito, SA Beamon L. Kendall, SA David R. Orozco. An alle meine guten Freunde SSA David Sebastiani und SA Joseph A. Cincotta, Detective Frank »Big Fankie« Manzione von der New Yorker Polizei, SA Joseph »Donnie Brasco« D. Pistone, Abteilungsleiter Stephen A. Salmieri, SA Edmundo Mireles, SSA Robert M. Hart, SA Charles »Bud« Warner, SA James Macintosh, SA John L. Kapp, Detective Mario Cardona von der New Yorker Polizei und SSA Michael McKinney sowie an meinen guten Freund SA Giraldo »Jerry« Bermudez, SA Michael McGowan, SA Antonio Dillon, Detective Eddie Dominguez von der Polizei Boston, SSA Kevin J. White, SA Carlos Fernandez und SA Jenny Espinosa (DEA). Danke an SA Richard Meade und SSA James Gagliano und an das Eliteteam N.Y. SWAT für die Professionalität, mit der sie mich während des Prozesses gegen Greg DePalma schützten. An SA Martin Suarez, SA Carlos Castello, SA Vincent Pankoke, SA Jerry Hester, SA Gary Moore, SA Dave Roberts, SA Daisy Clemens, SA Richard

Stout, SA Kevin Conroy, SSA Gary Loeffert, SSA Chris Piersza, SA James Margolin, SA Robert Booth, SSA Dawn Bruno, SSA Mark Horton, SA Richard Defilippo, SSA Neil Moran.

Dank an SSA George M. Hanna, SA Eileen O'Rourke und alle Mitglieder der Einsatzgruppe Bonanno – eure harte Arbeit und Beharrlichkeit war lobenswert, und sie erbrachte handfeste Beweise. An SA Stephen Byrne, SA William McCarthy, SA Todd Renner (Case Agent im Fall des Terroristen und Taxifahrers), SSA Kevin M. Hallinan und SA Rico Falsone für seine großartige Arbeit bei der Zerschlagung der albanischen kriminellen Vereinigung Rudaj. Dank an SA John Sereno für seine hervorragende Arbeit im Fall Anthony Megale in New Haven, Connecticut. Dank an SSA John Foley, SA Kevin Constantine, SA Giraldo »Jerry« Bermudez, SA Michael Carazza und Lieutenant Detective Frank Mancini von der Abteilung Korruptionsbekämpfung der Polizei in Boston. Ich bin dankbar dafür, dass ich bei den Ermittlungen gegen drei korrupte Mitglieder der Bostoner Polizei mit euch zusammenarbeiten durfte.

Dank an meinen guten Freund SSA Phil Scala und seine Gambino-Einsatzgruppe C-16. Ich danke euch für eure Unterstützung in all diesen Jahren, vor allem während meiner Undercover-Arbeit gegen die Mafia. Besonderer Dank und Anerkennung an SA Theodore Otto, SA Rita Steiner, SA Cindy Peil, SA Gerry Conrad, SA Beth Ambinder und SA Chris Lamanna für ihre hervorragende Arbeit bei den umfangreichsten Ermittlungen des FBI wegen Verbraucherbetruges durch Mitglieder des Gambino-Clans im Internet, im Bankwesen und in der Telekommunikation. Vorzügliche Arbeit!

Für die Ermittlungen im Fall Tarnished Badge (Beflecktes Abzeichen – korrupte Polizisten in Hollywood, Florida) danke ich vor allem folgenden Personen für ihre harte Arbeit und Unterstützung: SAC Jon Solomon, SAC Michael Clemens, ASAC Tim Delaney, SSA Mario Tariche, SA Kevin Luebke, SA Michael Grimm, SA David Sebastiani, SA Joseph A. Cincotta, SA Tony Velasquez, SA Geoffrey Swinerton, SA Antonio E. Castaneda jun., SA John Jones und AUSA Edward N. Stramm.

Dank an alle, die an den Ermittlungen gegen Willy Falcon und Sal Magluta wegen Bestechung von Geschworenen mitgearbeitet haben. Beson-

ders erwähnen möchte ich SSA Mario Tariche für seine harte Arbeit und seine Hingabe, ASAC Michael Anderson und SA Dennis Donnell (Finanzbehörde), die wie Mario Tariche durch Hartnäckigkeit und unermüdliche Arbeit eine Botschaft an die Welt der Kriminellen geschickt haben: »Die amerikanische Justiz ist nicht käuflich.« Dem Büro des Generalstaatsanwalts in Miami danke ich für seine harte Arbeit, insbesondere AUSA Pat Sullivan, AUSA Edward Nucci, AUSA Julie Paylor und AUSA Michael Davis, die die Verdächtigen mit Erfolg anklagten.

Danke an alle in der Außenstelle Newark, die unermüdlich am Fall »Star Pier« in Atlantic City arbeiteten, vor allem SSA James Mallon, SSA Michael Costanzi, SA James Eckel, SA Edward Corrigan, SA Robert Gilmore, SST Donna Craven und SA Michael Grim.

Ich danke meinen Freunden Big Lou, Kent, Peter, Jimmy, Howie, Chris, Little Louie, Dr. Frank, Walt, Jack, George, Ramon, Pat, Ski für alles, besonders für ihre Freundschaft. Dank an alle meine Freunde und Mannschaftskameraden in der Highschool und im College – bei euch habe ich gelernt, wie wichtig Teamarbeit ist. Ich danke dem Vorsitzenden Anthony Bergamo und allen Mitgliedern der Federal Law Enforcement Foundation, die uns seit über 20 Jahren unterstützen – vielen Dank dafür, dass ihr mich am 1. November 2007 so geehrt habt.

Zum Schluss bedanke ich mich bei allen Genannten und bei allen, die ich vielleicht vergessen habe, für ihre Unterstützung und Freundschaft. Meinen beruflichen Erfolg verdanke ich in hohem Maße euch und der harten Arbeit – so wurde aus einem Flüchtlingskind ein verdeckter Ermittler im FBI! Ich danke euch!

Wenn Sie **Interesse** an
unseren Büchern haben,

z. B. als Geschenk für Ihre Kundenbindungsprojekte,
fordern Sie unsere attraktiven Sonderkonditionen an.

Weitere Informationen erhalten Sie bei unserem
Vertriebsteam unter +49 89 651285-154

oder schreiben Sie uns per E-Mail an:
vertrieb@rivaverlag.de



riva